

**Archiv der Gossner Mission**  
**im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin**



Signatur

**Gossner\_G 1\_0008**

Aktenzeichen

4/15/1

**Titel**

Geschichte der Gossner-Mission □ □ (Akten aus der Heimat)

Band

Bd. 2

Laufzeit

1841 - 1958

**Enthält**

Material zur Geschichte der Gossner Mission, u. a. Tätigkeitsbericht 1920-1922; 1941 angefertigte Abschriften aus "Die Biene" von 1863-1936; Bericht über die ersten Aussendungen, o. J.; Liste der zwischen 1837 und 1866 ausgereisten Missionare; Liste der

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH





Akten der Heimat

betr.

Geschichte der Gossnerschen Mission

(Korrespondenz mit Basel, Luzern, etc.)

Nr. 1

1936 - 41



Tammerfors den 10 Juni 1929.

Herrn Missionsdirektor Z e r n i c k,  
Berlin.

Hochverehrter Herr.

Durch Herrn Pastor Ilmari Salonen aus Finnland, welcher gegenwärtig in dem Archiv der Gossnerschen Mission Forschungen treibt, erhalte ich die Kunde von einer grossen Sammlung von Briefen Gossners an Herrn Ferdinand Uhde in Tammerfors, Finnland, zwischen den Jahren 1825-1858. Diese Briefe wären aller Wahrscheinlichkeit nach von grossem Interesse für mich, der jetzt eine Biographie über Uhde ausarbeite. Uhde, der Fabrikdirektor war, ist ein Mann von grosser Bedeutung sowohl für die Entstehung der finnischen Missionsgesellschaft als auch für gewisse Strömungen in unserem religiösen Leben, sodass eine Klarlegung seiner Beziehungen zu Gossner wertvoll wäre. Da ich in absehbarer Zeit wohl nicht Möglichkeit habe, nach Berlin zu kommen, sodass ich die Briefe einsehen könnte, aber eine vorläufige Skizze über Uhde für eine hiesige Publikation für den nächsten September fertig haben muss

21. VII. 29 a. Stockholm  
Gossner Mission  
übergeben!!

und dabei "überraus gern etwas aus dieser neuaufgeschlossener Quelle mitteilen möchte, erlaube ich mir die vielleicht etwas dreiste Anfrage, ob ich nicht die Sammlung *z.B.* durch die Vermittelung der grossen Staatsbibliothek in Berlin an die Grosse Königliche Bibliothek in Kopenhagen für die Zeit des Lutherischen Weltkonvents zur Einsicht bekommen könnte. Die Kosten der "Übersendung und der Versicherung wurde ich selbstverständlich gern erstatten. Das Weltkonvent beginnt am 26 Juni und endet am 4 Juli. Die betreffenden Briefe sollen nach Angabe des Herrn Pastor Salonen in den Bänden A 2 und A 3 enthalten sein. Bei uns in den Norden kommt diese Art von Verleihen, wobei die Archivalien an eine öffentliche Bibliothek deponiert und unter Verantwortung der Bibliotheksbeamten benutzt werden, oft und ohne Bedenken vor. Was meine Persönlichkeit betrifft, erlaube ich mir an z. B. Herrn Geheimrat Reinh. Seeberg oder Herrn Kirchenpräsident *Op-*ler zu verweisen, wenn Referenzen gewünscht sind.

Da ich nach Kopenhagen am 22 Juni abreise, wäre ich für eine Antwort in der nächsten Zeit sehr dankbar.

Hochachtungsvoll und ergebenst

*D. theol. J. Gummerus,  
Bischof der Evang. luth. Kirche, Diözese v.  
Tammerfors, Finland.*



1958

*Von Dr. Holsten an Schiebs*

Hundert Jahre sind es demnächst, am 30. März, seit Johannes Evangelista Gossner, vierundachtzigjährig die Augen schloß. Träger seines Namens sind noch heute die Gossnermission in Deutschland mit ihren beiden Zentren in Berlin und Mainz - Kastel und der grossen Schar von Gemeinden und Christen in ganz Deutschland diesseits und jenseits des eisernen Vorhangs (und einst bis weit in den osteuropäischen Raum bis nach Rußland und Finnland hinein) und die ev. luth. Gossnerkirche in Indien, in Chota Nagpur und Assam. Es ist darum sinnvoll, daß im Gedenken an Gossners hundertjährigen Todestag die Gossnermission in Deutschland der Gossnerkirche in Indien, die ältere Schwester der jüngeren, ihre Verbundenheit bezeugt durch die Entsendung des Pastors Hermann Kloss. Diese Verbundenheit ist offenbar nicht nur eine solche, wie man sich in Briefen bezeugt, die man "mit verbindlichen Grüßen" unterzeichnet. Es wird hier vielmehr eine Verbindlichkeit bezeugt, die das Gegenteil der Unverbindlichkeit ist, durch die sich der abendländische Zeitgenosse und sein Lebensstil auszeichnet. Der Zeitgenosse, der eine zeitlang Volksgenosse hieß, will nicht gebunden sein und ist stolz darauf, tun und lassen zu können, was er will. Aber wer sich senden lässt "aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause" und wer dazu hilft, der will jedenfalls ein Gebundener sein, ähnlich wie etwa der Apostel Paulus sich einen Gebundenen Jesu Christi genannt hat. So also steht es mit der Verbundenheit oder der Verbindlichkeit des Grußes der älteren an die jüngere Schwester. So aber steht es nun auch mit dem Gedenken an den vor hundert Jahren heimgegangenen Johannes Evangelista Gossner. Es kann sich nicht einfach darum handeln, eine mehr oder weniger interessante oder langweilige Lebensbeschreibung zu verlesen, wie man es, in knapper Form, in manchen Gegenden bei Beerdigungen zu tun pflegt, sodaß wir hier nach hundert Jahren Gossners Beerdigung gleichsam noch einmal vollzögen, vielleicht sogar in dem Sinne, wie es in manchen heidnischen Totenriten der Fall und die Absicht ist, daß nämlich der Tote endgültig zu den Toten gehöre oder die Lebenden nicht mehr beunruhige und man sich seiner endgültig entledige. Gossner wollte ja selbst auch ein Gebundener Jesu Christi, ein Diener seiner Kirche sein, und was er gesagt und getan hat, kann darum so wenig unverbindlich sein wie die Verbundenheit zwischen der älteren und der jüngeren Schwester. Wir können zwar nicht Gebundene Gossners sein; er will nichts anderes, als daß wir Gebundene Jesu Christi seien, Aber darum können wir ihn dann nicht in die Ahnengalerie verweisen, sondern



müssen ihm auch hundert Jahre nach seinem Tode Gehör schenken als dem Mitgebundenen, als dem, der in der Gemeinschaft aller Diener der Kirche aller Zeiten steht, von denen keiner allein und ohne Rücksicht auf den andern seines Dienstes walten kann. Wenn ihn unsere Einladung einen unbequemen Diener der Kirche nennt, so heißt das von vornherein nicht nur, daß er der Kirche seiner Zeit unbequem war, sondern daß er auch der Kirche unserer Zeit, ja daß er auch der Gossnermission in Deutschland und der Gossnerkirche in Indien und vor allem, daß er auch uns selbst hier unbequem sein kann.

Das Thema könnte den Schluß nahelegen, Gossner sei ein Querkopf gewesen. Mir hat kürzlich auch jemand gesagt, der hier unter uns ist, ich sei ein Querkopf. Das ist wohl möglich - manchmal. Aber wenn es so ist, so ist es jedenfalls nicht verbindlich. Und wenn Gossner ein Querkopf gewesen wäre, so ginge uns jedenfalls seine Querköpfigkeit nichts an. Man könnte so sagen: ein Querkopf ist einer, der unbequem sein will, aber Gossner ist unbequem, weil er unbequem sein muß. Und Gossner als unbequemer, zwangsweise unbequemer Diener der Kirche stellt uns die Frage, ob ein Christ nicht überhaupt unbequem sein muß. Warum war Gossner zwangsweise unbequem? Es ist der Zwang, von dem der Apostel Paulus spricht: "Daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen; denn ich muß es tun!" Zwang liegt auf mir, Gossner selbst drückt diesen Zwang so aus: "Kein Galgendieb ist so schlecht in den Augen der Welt als ein Evangelist. Doch kann man's nicht ändern, man muß halt doch von ihm zeugen. Es brennt in den Gebeinen und muß heraus. Es geht uns wie den diebischen Leuten; sie lassen das Stehlen nicht und können es nicht lassen, sie sind organisiert dazu nach Galls Schädellehre. So hat es uns auch der Heilige Geist angetan und uns organisiert, daß wir es nicht lassen können."

Gossner, 1773 geboren, wird zunächst katholischer Priester. Er gerät in den Strom jener Erweckungsbewegung, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durch die katholische Kirche Südbayerns ging und durch die Namen Martin Boos und Johann Michael Sailer charakterisiert ist. Den Anfang bildet bei Gossner die verzweifelte Klage und Bitte aus dem Jahre 1797: "Ich habe jetzt alle Schulen durchlaufen, habe 14 Jahre viele Lehrer gehabt und bei ihnen immer gelernt, mein Geld, meine Kräfte und Zeit verzehrt und alles darauf gewendet, was ich darauf wenden konnte, und es ist mir doch nicht geholfen, ich habe alles umsonst ausgegeben, alles umsonst verwendet. Meine Lehrer haben mich viel gelehrt, aber das Eine Notwendige hat mich keiner ge-







lehrt, Jetzt wende ich mich zu dir, Herr Jesus Christus, sei du jetzt mein einziger Lehrer, erbarme dich meiner .... und gib mir deinen Geist, der mich in alle Wahrheit leitet, daß mein Glaube stehe nicht in der Weisheit der Menschen, sondern in der Kraft Gottes. Jesu, Sohn Davids, sei mein Lehrer und nimm mich als deinen Schüler an." Jetzt wird sein Glaube, wird seine Predigt evangelisch: Jesus Christus allein ist es, der errettet. So wird es natürlich, dass er zu evangelischen Christen enge Beziehungen knüpft. So wird es möglich, daß er - als katholischer Priester - 4 Monate lang den Sekretär der evangelischen Christentumsgesellschaft in Basel vertritt, als dieser zum Militär eingezogen wird. Gossner glaubt mit dieser Predigt von Jesua Christus allein, diesem Glauben an Jesus Christus allein, gut katholisch zu sein. Er ist es auch. Aber er ist nicht römisch-katholisch. Er muß es darum erleben, daß man ihn- begreiflicherweise- verdächtigt. Einzelheiten der Angriffe, denen er ausgesetzt war, müssen wir uns hier ersparen. Nach seinem Fortgang aus Basel schrieb er an Spitteler: "Ich erfuhr, daß man bereits ausstreute, ich sei übergetreten. Du weißt, wie mir dies Wort immer verhaßt war, denn Calvin und Zwingli trieben mich nicht nach Basel, und wegen ihrer Form, die sie der Schweiz gaben, schaue ich nicht zum Fenster hinaus - seitdem ich Christus selbst kenne. Einmal für allemal, wegen äusserer Kirchenformen bin ich nicht nach Basel gekommen und nicht von da weggegangen; das Werk Gottes in Basel trieb mich hin. Das Werk Gottes im katholischen Deutschland trieb mich wieder weg". Aber das katholische Deutschland konnte ihn nicht ertragen; er war unbequem.

Nach vorübergehendem Aufenthalt in Düsseldorf als Religionslehrer wird er 1820 vom Zaren Alexander I. an die katholische Malteserkirche in Petersburg gerufen. Über Petersburg schreibt Gossner schon 1820: "Ich glaubte schon in Düsseldorf eine starke Stimme von Norden her zu hören, die da rief: Komm herüber und hilf uns, Nun finde ich, daß ich mich nicht getrogen habe, sondern daß hier viele Lydias, viele Seelen sind, denen Gott das Herz auftut, daß sie glauben, was ihnen gesagt wird vom Worte des Lebens. Sie verschlingen heißhungrig, was ihnen gepredigt wird, und Leute von allen Ständen, Nationen und Konfessionen - Katholiken und Protestanten, Griechen und Juden, Tartaren, Samojeden, Kirgisen und Kamtschadalen, Schweden und Finnen, Deutsche und Franzosen, Polen und Italiener - kurz, von allen Sprachen und Zungen finden sich hier Menschen, die alle mehr oder weniger vernehmen von dem Rumor, den die Predigt des Evangeliums macht; denn einer sagt und erzählt es dem anderen." Und in einem anderen Brief heißt es: "Hier habe ich nun mein Nest gefunden, in dem ich bleibe, bis mich



der höllische Jäger oder der himmlische amnia disponens daraus vertreibt oder sitzen lässt, wie es ihm gefällt. Es ist hier gut sein: ein fruchtbarer Boden, ein grosses weites Feld, eine offene Tür, ja ein grosses Tor, das den Einzug in einen ganzen Weltteil beinahe eröffnet." Aber Gossners, des katholischen Priesters, evangelische Predigt wird auch hier unbequem. Kirchliche Widerstände, und zwar von evangelischer, katholischer und orthodoxer Seite erwachsen. 1824 wird er aus Rußland ausgewiesen. Freilich, sein Wort von der offenen Tür und dem grossen Tor hat er nicht zurückgenommen; in seiner Abschiedspredigt sagt er vielmehr: "Der Same ist ausgestreut in die Erde. So kommt der kalte Schnee. Man müsste glauben, daß Frost, Kälte, Sturmwind, Donner und Blitz alles vernichten würde- aber gerade dieses befördert erst das Gedeihen."

Eine zeitlang irrt er nun umher, hält sich in Hamburg, Leipzig, Schlesien und Pommern auf und hält Hausbibelstunden. Solche Hausbibelkreise sind aber politisch verdächtig. In Leipzig muß er sich einem polizeilichen Verhör unterziehen. Er wird unter anderem gefragt, von welcher Konfession er sei. Er antwortet, er sei ein Christ. Und als die Polizei erklärt, das sei nicht genug, bemerkt Gossner dazu, nun wisse er doch von Amts wegen, daß es mitten in der Christenheit nicht genug sei, ein Christ zu sein. In diesem Zusammenhang mag an ein Wort erinnert sein, das ihm sein Freund Boos schrieb: "Der Polizeidiener wird dir allezeit den Weg zeigen, wo du hinsollst." 1826 tritt Gossner zur evangelischen Kirche über. Aber er tut es eigentlich nur, um öffentlich von der Kanzel Christus allein verkündigen zu dürfen. Als er dann vierundfünfzigjährig ein evangelisches Pfarramt, an der böhm.-luth. Bethlehemskirche in Berlin, erhält, schreibt er: "Nun danken Sie mit mir, ich bin nun consistorialiter erklärt, daß ich reden darf, Nun habe ich den Schlüssel zu den luth.-evangelischen Kanzeln gefunden und den zu den katholischen haben sie mir genommen. Ich hätte lieber beide gehabt, aber das dulden die Menschen nicht. Einer allein oder keiner. Christus aber sagte: Gehet hin in alle Welt, predigt das Evangelium aller Kreatur, sie sei katholisch oder lutherisch ... ich kann unmöglich engherzig werden, indem man mich nur evangelisch heisst;..... mir ist nicht um eine Partei, sie heiße wie sie wolle, zu tun, sondern um das Heil aller Menschen. Mir sind in dieser Hinsicht alle Schranken und Grenzen der menschlichen Form zu enge, wenn sie auch noch so weit scheinen. Christus hat keine Grenzen und Schranken gesetzt; aber nun muß man freilich die Welt nehmen wie sie ist, und ihr dennoch suchen beizukommen, um wenigstens einige zu retten." Er ist





wie der katholischen Kirche so nun auch der evangelischen unbequem. Er hat mit dem Berliner Konsistorium während seiner Amtszeit auf gespanntem Fuße gestanden. Er reicht gar dem zuständigen Minister eine Denkschrift ein, mit der er versucht, seine Gemeinde aus der Zuständigkeit des Konsistoriums zu lösen und in der er schreibt: "Wir sind fest überzeugt, daß unter dem Kirchenregimente des Konsistoriums keine echte evangelische Gemeinde gedeihen kann". Und als er für seinen Missionsverein später ein Statut schaffen soll, schreibt er an den ihm nahe stehenden Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wilh. IV.: "Ich kann in Sauls Waffenrüstung nicht gehen, sondern viel, viel leichter mit meiner alten Schleuder und Kieselsteinen wie David dem Goliath entgentreten. Wird mir das nicht erlaubt, so werde ich am Ende ganz zurücktreten, um von diesem Konsistorium erlöst zu werden, das voll Maurergesellen ist, die lieber die Mauersteine Zions abbrechen als aufbauen. Hätte ich in der katholischen Kirche so viel für dieselbe gewirkt, wie hier für die evangelische, so hätten sie mir einen Kardinalshut gegeben. So will ich aber weder den roten Hut noch Strumpf sondern nur ungestört wirken, solange es Tag ist!"

Unbequem ist Gossner geworden, so sahen wir, der katholischen, der orthodoxen wie der evangelischen Kirche, unbequem, nicht weil er unbequem sein wollte, sondern weil er es sein mußte." Ein Pfarrer ist ein Zeuge der Wahrheit von Jesu", sagt er. "Er darf um die Wirkung seines Zeugnisses insoweit unbekümmert sein, als sie von ihm nicht abhängt... er hat nur darauf zu sehen, daß er mit seinem Wandel und Beispiel auch mitzeuge und nicht selbst widerlege, was er mit dem Munde bezeugt. Ein Zeuge muß wahrhaftig sein, Er muß sich also in allem untadelhaft, unsträflich und musterhaft betragen, so wird er glaubwürdig. Um das übrige darf er unbekümmert sein". Aber diese Zeugenpflicht läßt sich nun nicht begrenzen. Und wenn Gossner den Kirchen unbequem wird - nicht aus Prinzip, sondern nur soweit sie den Zeugendienst in Fesseln legen, so wird er notwendig und immer unbequem den Untätigen. Gossnermission in Deutschland und Gossnerkirche in Indien geben bei weitem nicht einen Begriff von dem Ausmaß und der Fülle dessen, wozu sich Gossner genötigt sah, und es kann auch hier nur skizziert werden. Dabei war er aller Organisation abhold und mußte zu einer Organisation erst gezwungen werden, wenn eine von ihm erst begonnene Arbeit sich so entwickelt hatte, daß eine Organisation unumgänglich wurde, ohne daß er sich freiwillig dann an sie gebunden gefühlt hätte. So schafft er in Berlin eine ganze Reihe von Kinderwarteanstalten, deren erste (1834) so entsteht, daß ein Ehepaar in seiner Wohnung eine grössere Stube zur Verfügung stellt, und aus diesem Samenkorn wächst ein weitverzweigter Baum.





Die Gossnerschen Kinderwarteanstalten wurden im Laufe der Zeit durch gemeindliche und kommunale Kinderfürsorge aufgesogen, aber sein Geist hat auf diesem Gebiet immer neue Früchte gebracht, bis dahin, daß heute der Direktor der Gossnermission zugleich Leiter der Erziehungskammer der Kirchenprovinz Berlin - Brandenburg ist, nachdem er zuvor schon viele Jahre Direktor des Deutschen Bundes für christlich-evangelische Erziehung in Haus und Schule gewesen war. Aus Gossners Geist entsteht 1833 ein Männerkrankenverein, der über 100 Jahre bestanden hat. In Anlehnung an das apostolische Vorbild der sieben Allmosenpfleger wurden sieben Vorsteher gewählt, die sich zu Krankenbesuchen in der ganzen Stadt verpflichteten. Der Kreis versammelte sich in Gossners Haus monatlich um das Wort Gottes und Gebet. Das Elend, das sich den sieben Vorstehern enthüllte, war so groß, daß man Hilfsvorsteher und eine Anzahl von jungen Männern ihnen zugesellte, die den Nachtwachendienst zu übernehmen hatten. Die Wirksamkeit des Vereins wurde erhöht durch einen Nähverein, der für die Instandsetzung getragener Kleidungsstücke und gebrauchter Bettwäsche sorgt, und durch manche Ärzte, denen die Vorsteher nicht wenige Kranke zu unentgeltlicher Behandlung senden durften. Wenige Wochen später erfolgt nach einem Aufruf Gossners von der Kanzel die Gründung eines Frauenkrankenvereins. Sechs Bezirksvorsteherinnen werden für die verschiedenen Stadtteile bestimmt und übernehmen die Aufgabe, sich hilfloser Wöchnerinnen, Alter und Siecher anzunehmen. Die Arbeit und die Mitgliederzahl mehren sich schnell. Bald ergibt sich die Notwendigkeit, besondere Krankenzstuben zu mieten, bald darauf wurde ein Grundstück und Haus erworben. So entstand das erste evangelische Krankenhaus in Berlin 1837. Mit dem Hause wird eine Ausbildungsschule für Pflegerinnen verbunden, es wird daraus das Elisabeth-Kranken- und Diakonissenmutterhaus.

So wenig wie die Arbeit an den Kindern und Kranken hat Gossner die Missionsarbeit, eigene Missionsarbeit geplant. Aber, so sagte er, "Ich behaupte, evangelische Mission oder die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist zur Fortpflanzung und Ausbreitung des Christentums, zur Beseligung der Völker, unserer Mitmenschen und miterlösten Brüdern, das unerlässlichste, in der Natur des Christentums gegründete und zugleich das allergesegnetste und erfreulichste Geschäft, die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder Christ zu der seinigen, die die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte". Diese Sätze stehen in der 36 Druckseiten umfassenden Predigt, die Gossner bei der Abordnung der ersten Missionare der Berliner Missionsgesellschaft hielt, in deren Komitee er berufen war. Er wird bei diesem Komitee sehr unbequem, so unbequem, daß er





sich 1836 von dieser Mission trennt, weil ihm hier Christus in eine Saulsrüstung gesteckt schien, die ihn nicht allein zu Geltung und Wirkung kommen ließ. Aber er führte weiter das Missionsblatt, das er zwei Jahre zuvor gegründet hatte, und das bis auf den heutigen Tag erscheint, die "Biene auf dem Missionsfelde". In dem gleichen Jahr, in dem Gossner aus der Berliner Mission ausschied, teilte ihm ein Herr Lehmann brieflich mit, daß erweckte junge Männer starken Drang verspürten, Missionare unter den Heiden zu werden. "Einige unter ihnen", so schreibt er, "haben sich schon bei dem Komitee der Berliner Missionsgesellschaft zur Aufnahme gemeldet, sind aber teils zu längerem Warten angehalten, teils abgewiesen worden, was ihre Herzen tief verwundet hat, ohne jedoch das Verlangen in ihnen zu unterdrücken, im Dienst des Heilandes ihr Leben zu verzehren. Da nun ausserdem einige unter ihnen die zu guten Tage (im Missionshaus) fürchten, andere wieder die Gefahr, durch ein langes Beschäftigen mit abstraktem Wissen und Lernen um die Einfalt in Christo zu kommen, einige auch die bedeutenden Kosten scheuten, welche sie der Missionskasse verursachen würden, wenn es sich... nach längerer Zeit erst herausstellen sollte, daß sie kein Talent zu studieren haben, so sind sie gemeinschaftlich einig geworden, von aller derartigen Unterstützung und Aufnahme in solches Seminar vorläufig ganz abzusehen. Sie denken nun dabei, daß wie vor alters beim Tempeldienst in Jerusalem nicht nur Priester, sondern auch Leviten tätig waren, sie auch gewürdigt würden die Geräte des Herrn zu tragen, und wünschen nun als christliche Handwerker oder als Katecheten und Schullehrer überall da eine Lücke auszufüllen, wo man ihrer bedarf, und etwa als Diener anderer von der einen oder der anderen Missionsgesellschaft mitgeschickt zu werden.... so wünschen auch sie, daß sie nicht sowohl durch menschliche Wissenschaft (die sie nicht verachten) als vielmehr durch eine Ausgießung des Heiligen Geistes zubereitet würden. Ihr Wunsch wäre nun der, indem sie in ihrem bisherigen äusseren Beruf bleiben, sich durch alle ihnen zu erreichenden Mitteln, als Privatunterricht und dergleichen die allernötigsten Kenntnisse zu verschaffen, vor allen Dingen aber öfters gemeinschaftlich zusammenkommen um durch ein vereintes Gebet und Flehen zum Herrn ihres Berufes immer gewisser und einer gründlichen Erleuchtung des Heiligen Geistes zuteil zu werden. Indem sie an die Ausführung dieses Entschlusses denken, fühlen sie das Bedürfnis, einem erfahrenen, erleuchteten Manne, der ihnen rät, sie prüfe, wo es nötig ist, auch strafe ... sich an zuvertrauen und der ihnen dadurch erst die Möglichkeit bahnt, ihren Zweck



zu erreichen, diesem in ihnen noch im Keime liegenden Gedanken und Wunsche die rechte Richtung und Gestalt zu geben". Dieser Brief spricht genau die Auffassung von Missionsarbeit aus, die Gossner vertritt. Und der Tag, an dem die so angemeldeten jungen Leute bei ihm erscheinen, der 12. Dez. 1836, ist als Geburtstag der Gossnermission zu bezeichnen. Der ersten Gruppe folgen immer weitere. Gossner bildet sie aus und sendet sie aus, aber er denkt bei allem nicht an seine eigene Mission. Sie gehen vielfach in den Dienst anderer Missionsgesellschaften, sodaß Gossners Mission weit hinausgeht über das, was wir heute als Frucht seiner Arbeit sehen. Die ersten gehen nach Australien, Sie haben trotz aller Mühe nie einen Australneger taufen können. Aber sie sind, als jene unerreichbar blieben und wurden, die Seelsorger und Gemeindegründer der in Australien einwandernden Deutschen geworden. Gossner hat sodann als erster seine Missionare den nach Amerika ausgewanderten Deutschen gesandt; viele sind Geistliche der Auslandsdeutschen in Nord- und Südamerika geworden, wie denn bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein Gossnersche Missionare in Brasilien und Polen im Dienste auslandsdeutscher Gemeinden standen. Gossner sendet seine Missionare nach Holländisch - Neuguinea, wo man nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit nur 14 Getaufte zählt, nach Java, nach Celebes, den Sangi- und Talaudinseln und manchen anderen Inseln der Südsee, wo andere Missionare ernteten, was Gossners Missionare gesät hatten. In Indien wird an vielen Stellen die Arbeit aufgenommen und von anderen übernommen, so z.B. im Vorgebirge des Himalaya. Bis zum ersten Weltkriege blieb bestehen die Gossnersche Gangesmission, die einzige wirkliche Hindumission einer deutschen Gesellschaft. Geblieben ist die Arbeit in Chota Nagpur und Assam, wo heute die ev.-luth. Gossnerkirche lebt, nachdem 1845 dort die Arbeit begonnen und 1850 die ersten Eingeborenen getauft worden waren.

Wenn wir auch nur andeuten konnten, so ist doch dies deutlich: Gossner ist unbequem allen Untätigen, d.h. allen, die zwar tun, was durch Tradition angeboten ist, aber nicht Taten tun, allen, die zwar die ausgefahrenen Geleise mehr oder weniger geschwind befahren, die aber nicht anhalten und aussteigen oder abspringen, um sich mit dem abzugeben, der der Hilfe, der des Evangeliums bedarf. Die Taten müssen nicht Heldentaten sein, sie müssen gar nicht Aufsehen erregen. Gossners Arbeit an den Kindern z.B. war gar nichts Aufsehererregendes; sie müssen nicht solche sein, die das Bundesverdienstkreuz einbringen oder von denen man spricht, aber sie müssen sein die Taten des, der Jesus gesandt hat, des, der "nicht gegen Karl Marx, sondern für uns alle gestorben ist", des, der sich umsieht, unruhig umsieht nach solchen, die zu irgendeiner und der heutigen Zeit jeweils die Stelle einnehmen, die für Gossner die Kinder und die Alten und Kranken einnahmen, die freilich auch immer noch da





sind, nach denen die heute die Christen in Anspruch nehmen müssen, wie jene Gossner in Anspruch nahmen. Gossner war nicht nur unbequem, er ist auch unbequem dem Untätigen.

Aber das gilt es nun auch nicht zu übersehen: er ist nicht nur unbequem den Untätigen, sondern ebenso den nur Tätigen. Bei all dem Vielen und Mannigfaltigen, das er unternimmt, will Gossner auf keinen Fall Betrieff. Er ist getrieben - vom Evangelium, von der Liebe, vom Heiligen Geist, aber das ist das Gegenteil von Betrieb. Er ist getrieben, will getrieben sein, nicht von einer Sache, auch nicht von einer christlichen Sache, auch nicht von vielen christlichen Sachen, sondern von Jesus Christus allein. Es hat für ihn nicht Bedeutung, was er selbst will, er plant ja gar nichts, sondern was Jesus Christus will. Es kommt deshalb alles darauf an, daß er zur Geltung kommt, nicht daß eine christliche Sache propagiert und praktiziert wird. Und dadurch wird er unbequem den nur Tätigen. Ein späterer Gossnermissionar, der nach seinem Dienst in Indien als führender Mann der Gemeinschaftsbewegung bekannt geworden ist, Theodor Jellinghaus, hat - und ich meine, daß das in Gossners Sinne ist - den Leitsatz aufgestellt: "Der Strom fließt nicht höher als die Quelle" und damit die "Abhängigkeit der Heidenmission von den geistlichen und sittlichen Zuständen der heimischen Christenheit" zum Ausdruck gebracht. Er hat von dieser Einsicht her fruchtbare Missionsarbeit nur für möglich gehalten, "wenn unter den Kaufleuten, Technikern, Beamten und Soldaten, welche aus der Christenheit in die Heidenwelt gingen, ein guter Prozentsatz von wahren, in der Gerechtigkeit und Liebe Jesu wandelnden Christen sich befindet". Jellinghaus hat sich dann mit aller Kraft um die biblische Schulung der Laien bemüht, Für Gossner selbst stand, auch wenn er keine Bibelschule gründete, ebenfalls entscheidend im Mittelpunkt die Verkündigung des Evangeliums, die Auslegung der Heiligen Schrift und das Bemühen, den Herrn ins Herz zu bringen. Vor uns liegen zwei Bücher geringen Umfangs. Sie stellen nur einen geringen Teil dessen dar, was Gossner geschrieben und veröffentlicht hat. Aber sie haben bis auf den heutigen Tag die weiteste Verbreitung gefunden, und ihre Titel zeigen an, worum es Gossner zuerst und zuletzt geht. Es ist das "Schatzkästchen" und das sogen. Herzbüchlein. Der vollständige Titel des ersten Büchleins ist "Schatzkästchen, enthaltend biblische Betrachtungen auf alle Tage im Jahre zur Beförderung häuslicher Andacht und Gottseligkeit", erstmals 1824 erschienen und dann immer wieder neu aufgelegt. In diesem Büchlein sind für jeden Tag des Jahres eine Reihe sinnverwandter Sprüche an den Anfang gestellt, deren Gesamtsinn in der sich anschließenden Betrachtung ausgelegt wird, Ursprünglich ist jeder Andacht ein Lied angefügt, denn "Der heilige Gesang trägt viel zur Erbauung und zur Verstärkung der guten Eindrücke bei, erheitert das Gemüt





und verbindet das Herz und Sinn fester mit der Wahrheit zusammen". Es ist von vornherein dazu bestimmt gewesen, Gemeinde in der Diaspora zu pflegen, es sollte als Grundlage für die von Gossner überall gepflegten, empfohlenen und eingerichteten Hausgottesdienste dienen. Er schrieb es mit besonderem Blick auf seine aus allen Konfessionen gesammelte Petersburger Gemeinde, die durch seine plötzliche Ausweisung verwaist war. Es wurde also ein entscheidendes Band zwischen den Christen in West und Ost. Sicherlich wird man nicht überall und nicht zu allen Zeiten in derselben Weise sprechen können, wie es Gossner tat, dadurch will er nicht unbequem sein, daß sein Wort nun kanonische Geltung hätte. Aber darin muß er allerdings unbequem bleiben, daß er mit allem Nachdruck den nur Tätigen auf das eine stößt, das zu allen Zeiten und an allen Orten nottut, und über dem man, wie man heute sagt, "Fünf Minuten still" zu werden hat, fünf Minuten, die nicht Zeitverlust sind, ohne die vielmehr alles Tun und aller Betrieb umsonst ist, ohne die man Betrieb machen, aber nicht von Jesus Christus getrieben sein kann. Noch weiter als das Schatzkästchen ist das Herzbüchlein gewandert. Gossner hat es freilich nicht selbst verfasst, es ist nach seinen eigenen Angaben vielmehr ursprünglich aus dem Französischen übersetzt. Gossner hat zu den alten Kupferstichen, die nach heutigem Empfinden ziemlich geschmacklos sind, aber drastisch einprägsam, einen neuen Text geschrieben und dieses Werkchen zuerst 1812 herausgebracht unter dem Titel "Das Herz des Menschen ein Tempel Gottes oder eine Werkstatt des Satans, in zehn Figuren sinnbildlich dargestellt". Auf jedem Bilde ist ein grosses Herz dargestellt, aus dem oben ein Menschenkopf herausragt. Das Herz ist mit Tieren angefüllt, die die sieben Todsünden darstellen, in ihrer Mitte der Teufel in traditionell abscheulicher Gestalt, aus dem Herzen entwichen sind die feurigen Zungen des Heiligen Geistes, und ein Engel bittet das Menschenkind, sich zu bekehren. Auf den folgenden Bildern wird dann diese Bekehrung so dargestellt, daß die Tiere entweichen, der Heilige Geist und der Engel eintreten, und der Gekreuzigte mit all seinen Marterwerkzeugen ihm Wohnung nimmt. Das Herz wird nun Tempel des dreieinigen Gottes. Das Büchlein hat größten Eindruck gemacht bei Hoch und Niedrig. Es wurde bei Kriegsausbruch in wenigstens 26 Sprachen übersetzt. Die Bilder mögen uns überholt vorkommen, aus einer fremden Welt stammend. Aber nicht überholt ist, daß es auf's Herz des Menschen ankommt. Es ist noch immer wahr und gültig, daß es darauf ankommt, daß des Menschen Herz in Ordnung kommt. Damit wird nicht nur Gossner dem nur Tätigen unbequem, dem es auf Sachen und Sachverhalte ankommt. Es kommt noch immer darauf an, daß es nicht gilt, Schätze zu erwerben, große oder auch kleinere, sondern den Schatz, den das Evangelium meint und der im Schatzkästchen angeboten wird, und sein





Herz an diesen Schatz zu hängen.

Weil aber das Herz an diesen Schatz sich hängen muß, tut das Gebet not. "Eine Bibelgesellschaft", so schreibt Gossner, "die nicht mit Gebet, mit lautem feierlichem Bekenntnis ihrer Abhängigkeit von Gott und Gottes Segen anfängt, die sich dessen schämt, die keinen Sinn, kein Herz, keine Freudigkeit dafür hat, ist mir nicht eine geheiligte und an Gott gebundene Gemeinschaft, sondern eine völlig verweltlichte, von Gott und vom Geiste verlassene Genossenschaft, ist mir eine Gesellschaft von Fackelträgern oder Laternenanzündern, die selbst blind sind oder sich die Augen geflissentlich verbinden, daß sie das Licht nicht sehen, das sie andern vorhalten oder anzünden, ist mir eine Gesellschaft von Ölhändlern, die den Salat ohne Öl essen,.....Fuhrleuten, die den Wagen nicht schmieren ..... Wenn ich in die Versammlung käme und wollte beten und es wehrte es mir einer, so würde ich Hut und Stock nehmen und davon gehen, als wenn mich ein toller Hund beißen wollte. Aber ich werde nicht kommen, so lange gewiß nicht, als Mitglieder dabei sind, die mit dieser Gesellschaft das Gebet nicht verbinden können und wollen".

Gossner ist unbequem, ein unbequemer Diener der Kirche. Ob er auch uns unbequem ist? - Dann wäre er wenigstens ernst genommen und heute nicht abermals und endgültig zu den Toten gelegt.

Für das Archiv der Gossner Mission  
in Berlin-Friedrichshagen

v. H. Glücks  
Okt. 1982



# Ein schwäbischer Theologe zwischen den Konfessionen

Vor 200 Jahren wurde  
Johann Goßner geboren

Johann Goßner ist als Tatchrist in die Glaubensgeschichte eingegangen. Zunächst war er als katholischer Geistlicher gläubig und erfolgreich tätig, dann wurde er wegen seiner freien Religionsauffassung verfolgt. Schließlich trat er zum evangelischen Glauben über. Seine zahlreichen christlichen Werke, die Gründung der Diakonissenanstalt in Berlin, die Goßner-Mission, sein „Schatzkästlein“, ein Erbauungsbuch, das in viele Sprachen übersetzt wurde, und andere Bücher haben eine große Wirkung gehabt und sorgen dafür, daß Goßner, als eine Brücke zwischen den Konfessionen nicht vergessen wird.

Johann Evangelista Goßner wurde am 14. Februar 1773 in Hausen im bayrischen Schwaben als zehntes und jüngstes Kind frommer katholischer Eltern geboren. Sein Vater, Leonhard Goßner, war ein wohlhabender Bauer. Von 1785 bis 1792 besuchte Goßner das Salvator-Gymnasium in Augsburg. 1792 studierte er an der Universität Dillingen und von 1793 bis 1796 in Ingolstadt katholische Theologie. 1796 wurde er in Dillingen zum Priester geweiht. Seit seiner Dillinger Zeit hatte Johann Goßner mit dem amtsentthobenen Professor J. M. Sailer, dem späteren Bischof von Regensburg, Kontakt, studierte auf dessen Anregung Lavater und bekam 1802 als Domkaplan in Augsburg ein Verfahren wegen seiner Lehre von der Rechtfertigung und wanderte für einige Wochen in die Priester-Strafanstalt zu Göggingen. 1803 erhielt er die Pfarrstelle Dirlwang. Danach bekam er Kontakt mit der Deutschen Christenanstalt in Basel, war von 1812 bis 1819 in München als Benefiziat tätig und brachte in dieser Zeit mit Unterstützung der Britischen Bibelgesellschaft eine Uebersetzung des Neuen Testaments heraus. Johann Goßner wandte sich dann der Brüdergemeinde und den Männern der Berliner „Erweckung“ zu. Nach einer kurzen Tätigkeit als Religionslehrer in Düsseldorf wurde Goßner 1820 an die Malteserkirche in Petersburg berufen, wo sich eine Gemeinde aus vielen Konfessionen und Namen

tionen unter seiner Kanzel sammelte. Auf Betreiben Metternichs wurde Goßner 1824 aus Rußland ausgewiesen. Er mußte unsterblich herumreisen. 1826 vollzog er den Uebertritt zur evangelischen Kirche und wurde drei Jahre später Pfarrer der böhmisch-lutherischen Bethlehems-Gemeinde in Berlin.

In dieser Stellung und über seine 1846 erfolgende Pensionierung hinaus entfaltete Johann Goßner eine erfolgreiche und weit über den Gemeinderahmen hinausreichende Tätigkeit. 1834 gründete er seine erste Kleinkinderbewahrungsanstalt und 1841 gab es schon sieben solcher Goßnerschen Anstalten. Er verfaßte auch viele Traktate für Kinder. Johann Goßner war der geistige Begründer des 1833 entstandenen Männer-Krankenvereines. Im gleichen Jahr gründete er auch den ersten Frauen-Krankenverein. Aus seiner hilfreichen Tätigkeit entstand 1837 ein Krankenhaus, das zu einem Diakonissen-Mutterhaus wurde und den Namen der preußischen Kronprinzessin Elisabeth erhielt.

Im Jahre 1836 begann Johann Goßner mit der Missionstätigkeit. Die Goßnersche Missionsgesellschaft hat eine umfangreiche und besonders in Indien segensreiche Wirkung ausgeübt. Goßner selbst hat 141 Missionare ausgesandt. Aber auch seine literarisch-christliche Tätigkeit war erfolgreich und überaus fruchtbar. Mit seinem Herzbüchlein („Das Herz des Menschen ein Tempel Gottes oder eine Werkstatt des Satans, in zehn Figuren sinnbildlich dargestellt“), das 1812 erschien, und in mehrere europäische und mindestens 23 außereuropäische Sprachen übersetzt wurde, hat sowohl die Innere als auch die Äußere Mission ein wertvolles Hilfsmittel erhalten.

Johann Goßner starb am 30. März 1850 in Berlin. Die Goßnersche Missionsgesellschaft arbeitet zur Zeit mit 15 Mitarbeitern im Dienst der „Goßner-Kirche in Indien“, Sitz in Berlin-Friedenau. In Zukunft sollen vom Goßnerhaus in Mainz-Kastel aus Industriemissionen in Asien und Afrika übernommen werden.

Horst Andreae

## BAYERISCHES BÜCHERBRETT

### Politikerprofile

Im Rahmen der von Dr. Karl Hnilicka herausgegebenen Schriftenreihe „Bayerische Profile“ des Neuen Presseclubs München, sind wieder zwei neue Hefte erschienen. Josef H. Mauerer, der Leiter der politischen Redaktion des Bayerischen Rundfunks, schrieb ein ebenso sachliches wie informatives Lebensbild des ehemaligen bayerischen Wirtschafts- und Finanzministers Dr. Otto Schedl. Dr. Karl Hnilicka behandelt in Form eines Interviews das Leben und Werk des ehemaligen, langjährigen Präsidenten des Bayerischen Senats, Dr. Josef Singer. (Preis pro Heft: drei Mark, illustriert fünf Mark.)

### Neue Bücher von Oskar Weber

Gerade rechtzeitig zu seinem 60. Geburtstag erschien im Werner Raith Verlag in Starnberg ein Bändchen mit Geschichten, Gedichten und kurzen Szenen von Oskar Weber. „Grüß Gott, Herr Nachbar“ heißt das von Rudolf Seitz ebenso eigenwillig wie hervorragend illustrierte „Büchlein“, dem Georg Lohmeier ein freundschaftliches Vorwort — halb biographisch, halb interpretierend — mit auf den Weg gab. Daß dieses

Buch seinen Weg in's Volk finden wird — zu allen Freunden bayerischer Literatur und insbesondere der in der Sendereihe „Bairisch Herz“ so oft grandios erwiesenen Erzählungskunst Oskar Webers — läßt sich unschwer voraussagen. Sein Inhalt ist mit scharfer Beobachtungsgabe dem Leben abgelauscht und in Sätze übersetzt, die gemütlich aber nicht gefühlvoll, spannend, aber nicht reißerisch, bayrisch, aber nicht „krachert“ sind. Die bayerische Literatur hat mit diesem Bändchen eine wertvolle Bereicherung erfahren!

Zusammen mit Helmut Zöpfl gab Oskar Weber kürzlich im gleichen Verlag ein Bändchen „Bayrische Gsangl und Gspasettl“ heraus, das Altüberliefertes und erst jüngst neu Hinzugekommenes — vom „Fensterstockhias“ bis zu den „Hot Dogs“ — in einer sehr unterhaltsamen „Leichten Mischung“ zusammenfaßt. Neben altem Volksgut enthält das Bändchen u. a. Beiträge von Oskar Weber und Helmut Zöpfl, August Junker, Gerhard Sterr, Emil Vierlinger, Franz Meßner, Rudolf Seitz, Franz von Kobell und Hanns von Gumpenberg. Die Illustrationen besorgte wiederum Rudolf Seitz, der auch ein herzhaftes Vorwort beisteuerte, auf seine unnachahmlich treffende Art. Man kann das Buch natürlich auch allein lesen und

## Wer weiß Rat?

(6589) Wer nimmt Kleinrentnerin (60 J.) für 8—10 Tage in Kost und Wohnung auf zu maßigem Preis? „Kleinrentnerin 6589“.

(6590) Suche Uhrmacher, der eine Schlüsseluhr repariert, gegen Bezahlung. „Uhrmacher 6590“.

### Wer hat Interesse für:

(6587) Verschenke drei gute Zylinderhüte (2 klappb.) „Regensburg 6587“.

(6588) Schöne Metallbettstelle, schwarz, m. 3-teiliger Roßhaar-Matratze sowie Couch (mit Bettkasten) gegen Selbstabholung zu verschenken. „Schloßberg 6588“.

(\*6591) Solides, armes Fräulein (Arbeiterin), ohne Anhang, findet mietfreies Wohnen bei netter, taktvoller Frau. Zu Freud u. Leid. „Wohnen 6591“.

### Es wird gebeten um:

(6577) Neugegründete bayer. Volksspielgruppe sucht alte ländliche Kleidungsstücke und Trachten jeglicher Art, evtl. auch Haus- und Küchengeräte und reparaturbedürftige Möbel zur Bühnendekoration. „Bauernbühne 6577“.

(6586) Bücher, Kalender und ähnliches über die ehemaligen deutschen Kolonien, gegen sehr gutes Honorar. „Bücher 6586“.

(6592) Suche den Band 27 der Verhandlungen des hist. Vereins v. Oberpfalz und Regensburg käuflich zu erwerben. „Historischer Verein 6592“.

(6593) Armer alter Tierfreund sucht ausgedienten Wohnwagen oder Bus, gegen Selbstabholung. „Wohnwagen 6593“.

(\*6594) Jungjäger sucht gebrauchsfähigen Drilling oder Büchse. „Drilling 6594“.

### Für Urlaub und Erholung:

(\*) Frühjahrsvorurlaub z. schönen Baumbäume auf sonnig. Bauernhof. Zi. m. fließ. k./w. Wasser, herrl. Aussicht, Liegewiese, Parkpl. Mit Frühst. DM 6.—/6.50. Albert Brunner, Mair-Hof 46, 39025 Naturns, Südtirol.

(\*) Bieten schönen Winterurlaub in herrl. Skigebiete Allgäu mit Familienanschl., fl. Wasser, w. Zi., pro Übern. m. Frühstück DM 7.50—8.—. Georg Niemeier, Lanzenberg 5, Post 8961 Sülzberg, Tel. 08376/713.

viel Spaß daran haben. Aber noch besser ist es, daraus in gemütlicher Runde vorzulesen, beziehungsweise die im Buch enthaltenen alten Lieder und Gstanzl gemeinsam zu singen.

Oskar Weber: „Grüß Gott, Herr Nachbar“, Werner Raith Verlag, Starnberg, 96 Seiten mit zahlreichen Illustrationen von Rudolf Seitz, Linon-Einband, 7,80 Mark.

Oskar Weber/Helmut Zöpfl: „Bayrische Gsangl und Gspasettl“, Werner Raith Verlag, Starnberg, 95 Seiten mit zahlreichen Illustrationen von Rudolf Seitz, Linon-Einband, 7,80 Mark.

## Faschingsidyll

A junge Frau mi'n Kindawagn  
Ziahgt durch die Kirchnstraß.  
Luftschtlanga hänga um an Hals.  
Es macht ihr sichtli Gspäß.

A kloana Bua tappt neba ihr.  
Stoiz schaugt a auf sei Gwand.  
An Indiana stellt a vür.  
Ob's glei an jeda spannt?

Im Wagerl drin as Buzerl schlaft.  
Am liabn Naserl dro,  
Da pappt a Flinserl rosarot.  
Fürn Fasching glangt's eahm scho.

Josef Marx





# Der Reichsapfel im bayerischen Wappen

Vor 350 Jahren wurde Bayern zum Kurfürstentum erhoben

Am Abend des 8. November 1620 war das politische Schicksal Mitteleuropas auf Jahrhunderte hinaus entschieden: das Heer der katholischen Liga unter der Führung des Herzogs Maximilian I. von Bayern hatte am Weißen Berg bei Prag die böhmisch-ungarischen Truppen des pfälzischen Veters, des Kurfürsten Friedrich V., entscheidend geschlagen. Friedrich, dem die aufständischen Böhmen im Jahr zuvor im Veitsdom die Krone Böhmens aufgesetzt hatten, mußte noch in derselben Nacht aus Prag fliehen und nach Holland ins Exil gehen. Kaiser Ferdinand II. erklärte ihn seiner Erblande und der Kurwürde für verlustig und ließ die Reichsacht über ihn verhängen. Die Einheit des alten Reiches, die unter den Schlägen des böhmischen Aufstandes und der Einmischung der protestantischen Union zu zerbrechen gedroht hatte, aber auch die Vormacht des Hauses Habsburg waren wenigstens vorläufig gerettet. Man stand ja erst am Anfang eines fast dreißigjährigen Ringens.

Als die rebellierenden böhmischen Stände nach dem Tode des Kaisers Matthias im Jahre 1619 sich gegen dessen Nachfolger Ferdinand wandten, ihm die Wenzelskrone verweigerten und diese dem protestantischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz anboten, da verstand es der Kaiser, sich der bayerischen Hilfe im Vertrag von München vom 8. Oktober 1619 zu versichern. Und in einer mündlichen Zusatzvereinbarung versprach er dem bayerischen Herzog, seinem Freund aus gemeinsamen Ingolstädter Universitätsjahren, die Kurwürde des Pfälzers, die dieser durch den Abfall vom Reichsoberhaupt aufs Spiel gesetzt und nun ein Jahr später auch militärisch verloren hatte.

Diese Kurwürde war ein hohes Reichsamt, das sich seit dem Ende der Stauferherrschaft herausgebildet hatte. Die Kurfürsten, deren Zahl auf sieben beschränkt war, waren auch die Inhaber der Erzämter des Heiligen Römischen Reiches. Verfassungsmäßig war ihre Institution im Jahre 1356 geworden, als in der „Goldenen Bulle“ die Königswahl durch Einführung des Mehrheitsprinzips auch als Reichsgesetz legalisiert wurde.

Kaiser Ludwig der Bayer hatte im Hausvertrag von Pavia im Jahre 1329 mit den Söhnen seines Bruders Rudolf vereinbart, daß die Pfalzgrafschaft bei Rhein um Heidelberg, die seit 1214 beim Herzogtum Bayern war, zusammen mit der „Oberen Pfalz“, den alten Nordgaugeländen um Neumarkt, Amberg und Sulzbach, der Rudolfinischen Linie zugesprochen wurde. Die Kurwürde sollte zwischen den beiden Linien, der altbayerischen und der pfälzischen, abwechseln. Doch der Nachfolger, Kaiser Karl IV., hat dann die Kurwürde in eben jener „Goldenen Bulle“ den pfälzischen Wittelsbachern allein zugesprochen.

Herzog Maximilian erstrebte die Wiedergewinnung der vor dreihundert Jahren verlorengegangenen Kurwürde nicht nur aus Prestige Gründen, sondern auch aus ganz realen Erwägungen. Er vermutete nicht zu Unrecht, wie aus einem Brief an König Philipp II. von Spanien vom Januar 1619 hervorgeht, daß mit der Wenzelskrone und der mit Böhmen verknüpften Kurwürde der kalvinische Pfälzer Kurfürst und damit die

protestantischen Reichsstände einen so großen Einfluß im Reich gewinnen würden, daß die Vormachtstellung des katholischen Hauses Habsburg gefährdet sein mußte.

Auf einem 1623 nach Regensburg einberufenen Kurfürstentag wurde dann am 25. Februar dem Herzog Maximilian endlich der ersehnte Kurhut und der hermelinverbrämte Kurfürstenmantel verliehen, dazu das Amt des Erztruchseß. Allerdings vorläufig nur persönlich, nicht erblich. Es war eine glänzende Reichsversammlung, wie sie auf einem der von Peter Cornelius entworfenen Fresken in den Münchner Hofgartenarkaden nachempfunden ist: Kaiser Ferdinand II. im Kaiserornat auf dem Thron, umgeben von den drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, österreichischen Erzherzögen und bayerischen Prinzen, dem bayerischen Episkopat mit dem Salzburger Erzbischof an der Spitze, den Vertretern der katholischen Reichsstände und vielen ausländischen Gesandten. Maximilian, im schwarzen Harnisch vor dem Kaiser kniend, bat nochmals offiziell um die Verleihung der Kurwürde.

Im Jahre 1628 gelang es Maximilian dann auch, die Erblichkeit der Kurwürde für Bayern zu erlangen. Er hatte immerhin ein Druckmittel in Händen: seitdem nämlich im Sommer 1620 sein Feldherr Tilly mit dem bayerischen Heer über Oberösterreich nach Böhmen hineinmarschiert war, hielt Maximilian das oberösterreichische Land als Pfand für die ihm erwachsenen Kriegskosten besetzt. Im Münchner Vertrag von 1619 hatte sich Kaiser Ferdinand II. nämlich auch verpflichtet, Maximilian alle Kriegskosten und eventuelle Gebietsverluste zu ersetzen. Da der Habsburger in chronischer Geldnot war, blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Vertragsklausel so billig wie möglich zu erfüllen. Und da der Bayer die Lande der



Kurfürst Maximilian I. mit seinem Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria nach einem Gemälde von Nikolaus Prugger.



Bronzebüste des Kurfürsten Maximilian I. von Hans Krumpper.

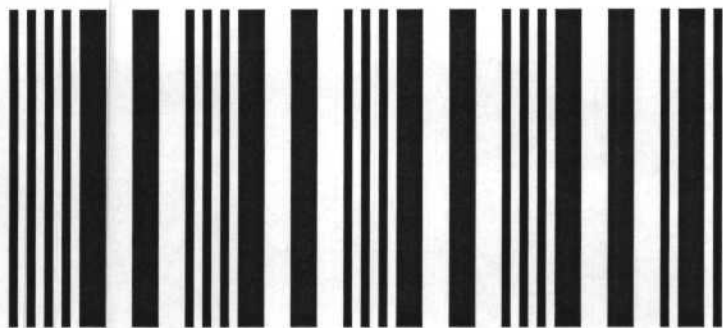
„Oberen Pfalz“ sowieso schon erobert hatte, gab er ihm die Oberpfalz im Tausch gegen das oberösterreichische Pfand und dazu als Dreingabe die gewünschte Erblichkeit der Kurwürde.

Der Erwerb der Kurwürde und der Oberpfalz „mag vielleicht, gemessen an den ungeheuren Opfern, als karger Gewinn erscheinen“, wie Hubensteiner urteilt. Und in der Tat: das breite Land war am Ende des großen Krieges verwüstet, die Dörfer ausgestorben, die Bauern ohne Vieh und Saatgetreide, die Städte verödet. Man kann sich von dem Aderlaß der Bevölkerung ein Bild machen, wenn man hört, daß in der Zeit von 1620 bis 1650 Städte wie München von 24 000 Einwohnern auf 9000, Augsburg von 80 000 auf 18 000 und Landshut von 12 000 auf 2500 abgesunken sind. Ein Bauernhof, der um 1620 noch 2000 Gulden kostete, war nach dem Krieg schon um 20 bis 50 Gulden zu haben. Freilich, die Oberpfalz mit ihrem Eisenbergbaugelände um Amberg und Sulzbach war ein echter Gewinn, der Maximilian auch bei der Aufbauarbeit nach dem Krieg zugute kam.

Maximilian hat sein Land aus dem Dreißigjährigen Krieg territorial vergrößert, politisch gefestigt und auch als anerkannten Machtfaktor herausgeführt: Bayern als Kurfürstentum war aus einem Mittelstaat, aus einem Herzogtum im Reichsverband, zu einer Großmacht emporgestiegen. Bayern ging aber auch als einziges der kriegführenden Länder ohne Verschuldung aus dem Krieg hervor. Als Maximilian einst im Jahre 1598 das Herzogtum vom Vater übernahm, da stand das Land mit seinen fünf Millionen Schulden vor dem Staatsbankrott. Der Krieg kostete insgesamt an die 50 Millionen Gulden. Maximilian meisterte durch eine kluge Steuerpolitik auch dieses Problem. Er war seinem Land wie ein guter Hausvater und in den ihm nach dem Krieg noch verbliebenen drei Jahren des Wiederaufbaus konnte er sogar einen Staatsschatz von 1,5 Millionen Gulden für den Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria ansparen.

Die Kurwürde blieb bei Bayern bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches, als der letzte Kaiser Franz II. abdankte und Bayerns letzter Kurfürst Max IV. Joseph am 1. Januar 1806 der König des neuen, um weite ehemals reichsständische Territorien in Franken und in Schwaben erweiterten Königsreiches wurde.

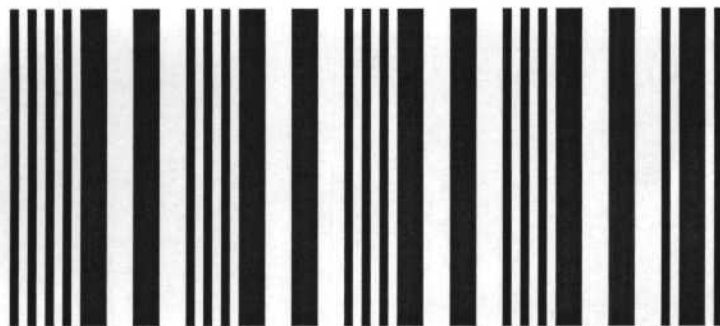
Walter Egger



00000000

Anfang

ଆମେ



00000000

Ende

## Mitteilungen der Gosnerner Mission.

Liebe Missionsfreunde!

Heute erhalten Sie einen Bericht über die Gosnerner-Kirche in Indien, den Missionar E. W. Ranson im Jahre 1944 geschrieben hat, nachdem er als Beauftragter des National Christian Council die Generalkonferenz der Gosnerner-Kirche in Lohardaga besucht hatte.

Der Bericht stimmt uns freudig und dankbar, zugleich aber fordert er uns auf, dieser Kirche in all ihren Anliegen vor dem Herrn der Kirche und Mission zu gedenken.

Den umfassenden Bericht, aus dem ich Ihnen nur einiges mitteilen kann, erhielt ich von einem Delegierten des Internationalen Missionsrates, Rev. Norman Goodall, der sich in Stuttgart einigen Vertretern deutscher Missionsgesellschaften traf. Dieses Zusammensein mit ihm und Begleiterin Miss Gibson war für uns überaus erfreulich und beglückend. Er berichtete uns vom Kampf und Sieg der jungen Kirchen während des zweiten Weltkrieges, von ihren Bemühungen, uns Deutschen den Weg auf die Missionsfelder wieder zu ebnen. Auch wir durften die Nöte und Fragen im Blick auf unsere Arbeit daheim und draußen vorbringen. Sehr eindrucklich war der Geist der verbindenden und vergebenden Bruderschaft in Christus, der uns in den Tagen des Zusammenseins umging. Unvergesslich wird allen Teilnehmern die gemeinsame Abendmahlsfeier in der Schlosskirche und der herzliche Empfang bei dem ehrwürdigen Landesbischof Dr. Wurm sein, wobei die notwendige Verbundenheit von Mission und Kirche zum Ausdruck kam.

Ehe ich den Bericht folgen lasse, noch einige kurze Nachrichten aus den letzten Briefen aus Indien. Präses Lic. Stofsch wird aller Voraussicht nach auf dem Missionsfeld bleiben, sehr wahrscheinlich auch Missionar Borutta mit seiner Familie. Alle andern sind aus den Internierungslagern entlassen und warten auf ihren Abtransport in die Heimat. Missionar Radick durfte zwei Wochen sein Arbeitsfeld in Assam bereisen und viel Freude erleben in den Gemeinden.

M. Schiebe.

### Die gegenwärtige Organisation der Gosnerner-Kirche

#### a) Einige Tatsachen und Zahlen

Im Jahre 1943 betrug die Anzahl der getauften Christen 154 125 Seelen. Davon befinden sich etwa 130 000 in Assam. Nach dem Census waren es etwa 75 728 Konfirmanden und annähernd 2000 Katechumenen. Im Laufe des Jahres wurden 54 Katechumenen und 3878 Kinder christlicher Eltern getauft. Über 500 Teilgemeinden stehen unter der direkten Obhut von Katechisten, die ihrerseits unter der Aufsicht von 60 ordinierten Pastoren arbeiten. Das ganze Kirchengebiet ist in 22 Distrikte eingeteilt. Jeder Distrikt wird von einem Geistlichen geleitet. Es bestehen noch 200 Schulen, darunter eine Oberschule in Ranchi; 12 Mittelschulen verteilen sich auf die Distrikte. Um die Anerkennung drei weiterer Oberschulen ist man bei der Regierung vorstellig geworden.

Das theologische Seminar, welches sich jetzt in Lohardaga befindet, bildet Kandidaten für das Examen in vierjährigen theologischen Kursen aus. Die Normalzahl der Studierenden beträgt sechzehn. Die Vorbedingung für die Zulassung in dieses Seminar ist im allgemeinen das Abitur.

Das Einkommen der Kirche betrug im Jahre 1943 etwa 125 000 Rupees.

Die leitende Körperschaft der Kirche, die Generalkonferenz oder Mahasabha, tritt jährlich einmal zusammen und besteht aus allen ordinierten Geistlichen und aus gewählten Abgeordneten der 22 Distrikte.

Die allgemeine Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten liegt in den Händen eines Kirchenrates, der periodisch von der Mahasabha gewählt wird. Die Kirchenratsmitglieder dienen ihr als Beamte für die Dauer von drei Jahren, können aber für weitere Dienstperioden wiedergewählt werden.

#### b) Die Kraftquellen der Kirche

Wer die Gosnerner-Kirche besucht, erhält einen tiefen Eindruck nicht nur von der zahlenmäßigen Stärke der christlichen Gemeinden, sondern auch von ihrem treuen Festhalten an der lutherischen Überlieferung, von dem kraftvollen Geist der Selbständigkeit, der in einer fast leidenschaftlichen Treue zur Idee der Selbstverwaltung zum Ausdruck kommt und von der verhältnismäßig guten wirtschaftlichen Lage der christlichen Teilgemeinden in den bevorzugten Distrikten.

I. Das zähe Festhalten an der lutherischen Überlieferung mit seiner Betonung der gesunden Lehre und mit seinem starken Sinn für kirchliches Brauchtum ist eine wirkliche Kraftquelle. Die Tatsache, daß die Gefahren des Zerfalls und Zusammenbruchs während des Krieges 1914 bis 1918 glücklich überstanden worden sind, ist nicht nur der verständigen und weitsichtenden Führung derer zuzuschreiben, die als Ratgeber dorthin berufen waren, sondern sie ist auch ein



Beweis für die Tiefe und Festigkeit, mit der die Grundlagen der christlichen Lehre von den deutschen Missionaren gelehrt worden sind und für die Kirchentreue der Gemeindeglieder. Diese Grundlagen und diese Treue sind zu einem großen Teil der Kirche erhalten geblieben, aber sie müssen gepflegt und gefördert werden, wenn die Kirche ihre wahre Bestimmung erfüllen soll.

II. Als eine weitere Kraftquelle muß das **zähe Festhalten an den Gedanken der Selbsterhaltung und Selbstverwaltung** bezeichnet werden. Dieser Geist des Selbstvertrauens ist von wirklicher Bedeutung. Als im Jahre 1939 der zweite Weltkrieg begann, war die Goshner-Kirche vermöge ihrer Selbstverwaltung weit besser imstande, die Krisis zu überstehen, als alle anderen Kirchen und Missionen, die von ihren Muttergesellschaften abgeschnitten waren. Die Kirche wurde heimgesucht, aber nicht zerschlagen, und es gab viele Anzeichen dafür, daß der glühende Wunsch bestand, aus dem erneuten Unheil das Beste zu machen, indem man gerade jetzt versuchte, die vollständige Selbsterhaltung der Kirche durchzuführen. — Nur sollte man nicht zu starr an „Selbsterhaltung und Selbstverwaltung“ festhalten wollen. Beides ist nicht Selbstzweck. Sondern die Kirche hat einen Auftrag von ihrem Herrn erhalten, und den teilt sie mit der großen ökumenischen Gemeinde.

III. Die wirtschaftliche Lage der christlichen Gemeinden in Chota Nagpur ist wohl besser, als in vielen anderen Teilen Indiens, die aus der „Massenbewegung“ heraus entstanden sind. Die meisten christlichen Familien besitzen und bebauen eigenes Land. Die Tatsache, daß die Goshner-Kirche im Jahre 1943 ein Einkommen von 125 000 Rupees gehabt hat, zeigt die Bereitwilligkeit der Leute, ihre Kirche zu finanzieren, und beweist auch, daß sie dazu imstande ist. Die Unterschiede in der landwirtschaftlichen Lage der verschiedenen Distrikte sind jedoch auffallend. Einige sind sehr arm, andere verhältnismäßig wohlhabend. Es ist unbedingt notwendig, daß viel Aufbaupläne für die Landwirtschaft gemacht werden und daß für eine Führung gesorgt wird, die den christlichen Landwirten hilft, die ihnen zugänglichen Hilfsquellen besser auszunützen.

#### c) Zeichen der Schwäche

Neben diesem bemerkenswerten und ermutigenden Element der Kraft im Leben der Kirche gibt es einige Ursachen der Schwäche und Möglichkeiten der Gefahr. Denen kann man am besten entgegenzutreten, indem man ihr Vorhandensein offen eingesteht und sich entschlossen um ihre Beseitigung bemüht. Sie in diesem Bericht zu übergehen, hieße der Kirche einen schlechten Dienst erweisen.

1. Hier muß zuerst jene Gefahr erwähnt werden, die als das **Herabsinken der Qualität christlicher Unterweisung und Seelsorge** bezeichnet werden kann. Das NCC-Komitee hat angeregt, daß die Aufrechterhaltung einer angemessenen Darreichung von Wort und Sakrament in der indischen Kirche, die Ernennung eines ordinierten Geistlichen für jede christliche Gemeinde von mehr als 1000 Gliedern (etwa 200 Familien) erfordere. In einem Gebiet, das für häufige, fruchtbare Arbeit nicht zu ausgedehnt ist. Die Goshner-Kirche in Chota Nagpur muß sich dessen bewußt sein, daß sie für 150 000 Menschen die geistliche Speise darzureichen hat. Die zahlenmäßige Stärke aber ihrer Pfarrstellen (Pastorate) erreicht bei weitem nicht das oben erwähnte Ideal. Das ist eine sehr ernste Sachlage, zumal in einer großen und ungemein rasch anwachsenden Gemeinde. Eine große Menge nicht oder ungenügend unterwiesener Menschen innerhalb der Kirche führt zu einer Schwächung und Verwirrung, anstatt zum Aufbau. Der Ernst des Problems wird von den Kirchenführern erkannt. Es werden auch Anstrengungen gemacht, durch jährliche Überholungskurse die geistliche Wirksamkeit aufrecht zu erhalten. Gleichzeitig sind sie sich bewußt, daß eine Vermehrung der Pastorate nur dann möglich sein wird, wenn eine entsprechende Ausdehnung der finanziellen Kräfte gewährleistet ist. Zur Zeit ist man bemüht, die örtlichen Einnahmen zu erhöhen; an anderen Stellen des Berichts werden Vorschläge gemacht werden bezüglich der Möglichkeit eines Wiederaufbaues der finanziellen Verwaltung der Kirche, zur Beschaffung von finanziellen Hilfsquellen und zur größeren Wendigkeit in ihrer Verwendung. Es muß hier betont werden, daß die christliche Betreuung der wachsenden Kirche den ersten Anspruch auf jedwedes gesteigertes Einkommen erheben sollte. Es kann zur Katastrophe führen, wenn man es unterlassen würde, das Werk in dieser Richtung zu fördern.

II. **Zentrifugale Bestrebungen in der Kirche.** Es gibt Anzeichen von Spannungen zwischen den einzelnen Distrikten, ja sogar den Teilgemeinden innerhalb dieser Distrikte und den Ansprüchen der Kirche als Ganzes. Das ist eine der schwachen Stellen. In seinem Schreiben über die Lage der Goshner-Mission am Ende des letzten Krieges lenkte der derzeitige Metropolitan der indischen Kirche, Bischof Westcott, die Aufmerksamkeit auf dieses Problem.

„Meiner Ansicht nach“, schrieb er, „liegt die ernsteste Gefahr in der Auslockerung der Verbindung, die bisher die Gemeinden in den verschiedenen Distrikten zusammenhielten. Früher war der Distriktsmissionar die einigende Kraft, und alle kirchlichen Opfer kamen in einen Zentralfond. Jetzt ist die Tendenz so, daß nicht nur jede Gemeinde behalten will, was sie aufbringen kann, sondern sogar Teilgemeinden, für die ein Katechist verantwortlich ist, behalten

die Gelder für sich. Dies kann wohl den wohlhabenden Teilen zur Selbsterhaltung helfen, aber schwächt die Gesamtgemeinde."

Über diese Tendenz ist man bis jetzt noch nicht Herr geworden, aber heute scheint die Bestrebung der wohlhabenden Distrikte, sich finanzielle Selbstständigkeit zu verschaffen, das Hauptproblem zu sein. Von dem großen Unterschied in der ökonomischen Lage der einzelnen Distrikte ist schon die Rede gewesen, und wenn die Stärkeren nicht willens sind, den Schwächeren zu helfen, so wird die Selbsterhaltung der Gesamtkirche eine Unmöglichkeit bleiben. Es ist lebensnotwendig, den Sinn für Treue und Verantwortlichkeit der Gesamtkirche gegenüber zu pflegen und die Machtbefugnisse der Mahasabha und des Kirchenrates den Distrikt- und Gemeindeorganisationen gegenüber zu stärken. Das ist eine Angelegenheit, die dringend der Aufmerksamkeit bedarf. Die örtlichen Bindungen sind stark und die natürliche Neigung zur örtlichen Selbstständigkeit wird eher zu, als abnehmen, wenn ihr nicht entgegengearbeitet wird durch eine gründliche Unterweisung und durch eine kluge und taktvolle Führung der geistlichen Autorität, der Zentralorgane und der Kirchenbeamten. Die Einrichtung von gelegentlichen Treffen der Distriktsleiter zu Meinungsaustausch und zu Beratungen gemeinsamer Fragen könnte dazu beitragen, daß die Probleme der Gesamtkirche höher eingeschätzt und der Sinn für Einheit und Solidarität der verschiedenen Distrikte entwickelt und gepflegt werden.

### III. Ein dritter Grund der Schwäche im Leben der Kirche ist das Fortbestehen des Rassengefühls.

In der Kirche befinden sich hauptsächlich zwei Stammesgruppen (in Wirklichkeit sind es drei, D. A.), die Draons und die Mondas (Karyas). Einige der alten Stammesgepflogenheiten und Rivalitäten sind mit in die Kirche übernommen worden. Diese Tatsache wird hier nur sehr widerstrebend erwähnt und doch kann sie nicht übergangen werden, da sie in unmittelbarer Beziehung steht zu dem Problem der Führerschaft innerhalb der Kirche. Aus uralten Rassenfeindseligkeiten ergeben sich versteckter Argwohn und Rivalitäten, die die Einheit der Kirche, wie den Einfluß und die Autorität ihrer Führer schwächen.

Der erste Wunsch vieler führender Männer in der gegenwärtigen Lage ist es, ihre Leute dahin zu bringen, mit Hilfe des Hl. Geistes eine Kirche zu werden, in der es weder Griechen noch Juden geben wird, weder Beschnittene noch Unbeschnittene, weder „Fremde noch Einheimische“, weder Sklaven noch Freie, sondern wo Christus ist alles in allem.

### Die dringendsten Nöte der Kirche.

#### a) Führung tut not

In der Gossner-Kirche ist man sich darüber klar, daß die Zukunft von der Qualität ihrer Führung abhängt. Eine Gruppe einflussreicher Laien, Mitglieder der Mahasabha, wurde gefragt: „Was ist es, was ihr gegenwärtig am nötigsten braucht?“ Ohne zu zögern, antworteten sie einmütig: „Die Führung.“ Um diesen Punkt dreht sich auch fast jede private Besprechung mit einzelnen Führern der Kirche, der Geistlichen und Laien. Es besteht der dringende Wunsch, weitreichende Erleichterungen zur Ausbildung zukünftiger Führer zu schaffen. Zugleich aber besteht auch eine unzutreffende Ansicht, zu glauben, das Problem der Führung lasse sich durch eine mehr oder weniger bessere „Ausbildung“ allein lösen.

Zweifelloso würde das Leben der Kirche wesentlich bereichert und ihre Führung gestärkt, wenn ihr fähigen und vielversprechenden jungen Leuten Gelegenheit zur höheren Bildung gegeben würde. Gegenwärtig studieren nur etwa fünfzig junge Männer dieser großen Kirche. Fünfzehn davon werden durch Kirchengelder unterstützt. In der „Autonomie“ liegt die Gefahr, daß die Kirche in ihrer Eigenständigkeit einen zu engen Gesichtskreis wählt und hier eine weitere Schau auf die allgemeine Kirche verliert. Diese drohende Gefahr abzuwenden, kann dadurch erzielt werden, daß man einigen auserlesenen Männern die Möglichkeit schafft, irgendwo im Westen oder auch in Indien zu reisen und andere Kirchen zu studieren. Denn über die akademische Bildung hinaus ist ein Verständnis zur allgemeinen kirchlichen Lage, das Wissen um die Nöte und Fragen anderer kirchlichen Gemeinschaften außerordentlich wichtig und notwendig.

#### b) Die Notwendigkeit einer Zentralisation des Finanzwesens

Es war schon die Rede von den Beziehungen zwischen der Mahasabha und den Distriktsorganisationen und von der starken Tendenz einiger der wohlhabenden Distrikte, finanzielle Selbstständigkeit zu erreichen. Dringend notwendig ist es, die Autorität der Mahasabha und des Kirchenrates besonders in finanziellen Dingen zu stärken. Dies geschieht wohl am besten durch die Schaffung eines Zentralfonds unter der Verwaltung und Kontrolle des Kirchenrates oder eines besonders hierzu ernannten Zentral-Finanzkomitees. Die Aufrechterhaltung und die sinngemäße Verwaltung eines solchen Fonds würde das ganze Leben der Kirche bedeutend stärken. Er könnte zur Schaffung eines Unterstützungsfonds zur Beihilfe und Aufrechterhaltung des Pfarramtes in ärmeren Gebieten Verwendung finden; zur Missions- und Evangelisationstätigkeit in neuen Gebieten und Gemeinden; zur Unterstützung in der Erziehungsarbeit; zur Aufrechterhaltung zentraler Einrichtungen; zur Pflege des Landbesitzes und anderer Zwecke, je nach der Entscheidung der Mahasabha.

c) Die Notwendigkeit eines Programms für wirtschaftliche Verbesserungen

Die Mehrzahl der Angehörigen der Kirche treibt Landwirtschaft. Viele von ihnen besitzen auch den Boden, den sie bearbeiten. Die Leitung der Kirche glaubt, daß sachmännische Beratung hinsichtlich der Verbesserung für die landwirtschaftlichen Betriebe sehr wertvoll wäre, um dadurch die wirtschaftlichen Einnahmen der Gemeinden stärken zu helfen. Für diesen Bericht wurden hinsichtlich dieser Fragen keine Untersuchungen Sachverständiger angestellt, aber es ist wünschenswert, von einem Sachmann auf diesem Gebiete einmal grundsätzlich untersuchen zu lassen, um Vorschläge zu einer Verbesserung der landwirtschaftlichen Lage zu erhalten. Der Kirchenrat wird daher aufmerksam gemacht auf Herrn J. J. De Valois von dem landwirtschaftlichen Zentralinstitut der amerikanischen Arcot-Mission in Katpati und auf einen Sachmann des Allahabad Landwirtschaftlichen Institut, mit der Bitte, Chota Nagpur zu besuchen, um die ländlichen Verhältnisse der Gemeinden zu überwachen und festzustellen, was zur Verbesserung getan werden könnte.

d) Die Notwendigkeit einer Beständigkeit in der Zentralführerschaft der Kirche

Dies ist fraglos die wichtigste Angelegenheit der Kirche in unserer Zeit. Von der Beschaffenheit der geistlichen Autorität und der Beständigkeit der Zentralführerschaft der Kirche wird weitgehend nicht nur die Möglichkeit abhängen, die in diesem Bericht vorgeschlagenen Maßnahmen erfolgreich durchzuführen, sondern auch die ganze Zukunft der Gofner-Kirche.

Zwei mögliche Wege, das Problem anzufassen, bieten sich dar:

1. Eine geringfügige Änderung der jetzigen Verfassung, die eine Verlängerung der Wahlperiode der Mahasabha vorsieht, oder

2. die Annahme einer bischöflichen Verfassung für die Gofner-evang.-luth. Kirche.

Der erste Vorschlag löst das schwierige Problem der periodischen Wahlen nicht. Er ändert es nur ab; und der Schreiber dieses Berichts kann seine Überzeugung, die er nach vielem gründlichem Überlegen gewonnen hat, nicht verschweigen, daß nämlich die Annahme einer episkopalen Form der Kirchenordnung von höchstem Interesse für die Gofner-Kirche wäre. Er ist sich wohl bewußt, daß dies kein neuer Vorschlag ist (von den Missionaren verschiedentlich vorgebracht), aber er möchte ihn dringend befürworten und in den Vordergrund stellen. In der Unterhaltung mit Kirchenführern in Chota Nagpur kam es klar zutage, daß sich viele, die im übrigen positiv zu der episkopalen Kirchenordnung stehen, durch die Möglichkeit einer unklugen Bischofswahl gehemmt fühlen. Zwei Dinge mögen wohl zu diesem Punkt gesagt werden: Das erste und wichtigste ist, daß wenn die Kirche bei der Annahme einer neuen Regierungsform glaubt, sie habe diese Entscheidung unter der Führung des Hl. Gottesgeistes getroffen (und ohne diese Überzeugung sollte keine Entscheidung getroffen werden), dann muß sie dem Hl. Geist auch die kluge Wahl des ersten Bischofs anvertrauen. Der zweite Punkt, der betont werden muß, ist, daß die direkte Wahl nicht die einzige und nicht notwendig die beste Art ist, eine für die Kirche so überragend wichtige Sache zu entscheiden.

Wenn die Kirche die bischöfliche Form annehmen würde, so wäre für die Beständigkeit der geistlichen Führerschaft gesorgt; und eine solche ist unbedingt nötig in der augenblicklichen kritischen Lage der Entwicklung der Gofner-Kirche. Sie scheint auch weithin dem Wunsche der Kirche zu entsprechen.

Starke geistliche Führerschaft ist das dringendste und wesentlichste Bedürfnis dieser Kirche, und die Wahl eines verfassungsmäßigen Bischofs, der der Hirte der Hirten und seinem Volke ein wahrer Vater in Gott wäre und nicht nur ein leitender Beamter. Dies würde vielleicht mehr als je andere einzelne Eingriffe dazu helfen, der Kirche die Einheit und Führung zu geben, die sie braucht.

**Abschluss**

Die Gofner-evang.-luth. Kirche ist die erste große Kirche in Indien, die es zur Selbständigkeit bringt. Äußere Umstände haben ihr diese hohe Ehre und Verantwortung auferlegt. Sie war unter der gnädigen Vorsehung Gottes in ständiger, Jahre-der Krisis und der Schwierigkeiten durchzustehen. Der Verlauf ihrer Entwicklung wird weiterhin in vielen Teilen des Landes mit tiefem, teilnehmendem Interesse verfolgt werden. Sie kann unter Umständen ein Vorbild abgeben, dem andere Kirchen im Blick auf ihre Entwicklung und Ausdehnung gerne folgen wollen.

Die Gofner-Kirche hat ein großes Erbe und trägt daher eine große Verantwortung. Mit einer weisen und geheiligten Führerschaft kann sie sowohl die höchsten Überlieferungen ihrer Vergangenheit bewahren, als auch lernen, sich den wachsenden Bedürfnissen und Möglichkeiten anzupassen und den Aufgaben der Gegenwart gerecht zu werden. So kann sie wahrhaft zugleich eine allgemeine (Catholic) und echt eingeborene Kirche werden. Eine Kirche, die ihrem Haupte, Christus, ohne Wanken treu bleibt und erfüllt ist von der lebendigen Gegenwart des Hl. Geistes, wird Gottes Werkzeug werden, um die Volkstämme von Chota Nagpur für Christus zu gewinnen.

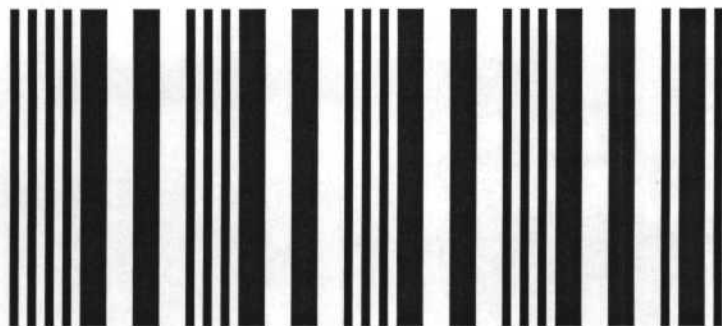
Dieser Bericht wurde geschrieben und abgesandt mit dem ernstesten Gebet, daß den gegenwärtigen Führern der Kirche und allen, die sie leiten, göttliche Gnade und Weisheit verliehen werde.

Eph. 1, 17 und 18.

E. W. Hanson.



Ende

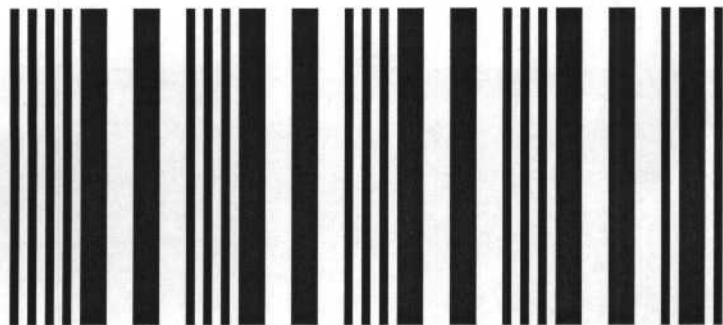


00000000

Anfang

ଆଣ୍ଡ





00000000

Ende

## Die Gossnersche Mission am Ende des ersten Kriegsjahres

Von Missionsinspektor Förtsch.

Vor mehr als zweitausend Jahren brach ein Kriegsheer in Israel ein. Der Syrerkönig war der Heerführer; er wollte den König von Samarien abfangen. Er legte einen Hinterhalt, der König von Israel aber fiel nicht darein; er versuchte es ein zweites und ein drittes Mal, aber jedesmal erfuhr es der König von Israel und blieb bewahrt. Da versammelte der Syrerkönig seine Knechte: Wer unter euch ist der Verräter? Da sprach einer der Knechte: Nicht also, sondern Elisa der Prophet saget dem König von Israel alles, was du in deiner Kammer redest. Da befahl der Syrerkönig, daß man Elisa fange. Ein großes Heer machte sich auf den Weg und zog nach Dothan, wo Elisa war und umstellte die Stadt. Als der Knecht des Propheten früh aufstand, sah er die feindliche Macht rings um die Stadt mit Wagen und Rossen. Da rief er: Herr, was sollen wir tun? Wir sind verloren! Elisa aber sprach: „Fürchte dich nicht, denn der ist mehr, die bei uns sind, denn der, die bei ihnen sind.“ Und Elisa betete und sprach: „Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe.“ Da öffnete der Herr dem Knaben die Augen, daß er sah, und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her.

Ist die Gossnersche Mission nicht in einer ähnlichen Lage? Draußen in Indien sind die Feinde rings um uns her. Hatte es im ersten Kriegsjahr geschienen, als ob die englische Regierung die deutsche Gossnermission nicht in ihrer Arbeit stören wollte, nun hat der große, schwere Schlag unsre Mission getroffen. Am 25. Juli wurde den Missionaren mitgeteilt, daß sie sich bereit halten sollten, in die Gefangenschaft abgeführt zu werden.

Es sind nur wenige unserer Geschwister, die verschont wurden. Mutter Gahn, die Witwe unsres unvergeßlichen Ferdinand Gahn, mußte nicht mit in die Gefangenschaft. Aber nicht, weil sie ein altes Mütterlein, nicht weil sie die Witwe Gahns ist, des Mannes,

der der englischen Regierung unschätzbare Dienste geleistet hat, sondern weil ihr Gesundheitszustand so leidend war, daß selbst die Feinde sehen mußten, daß ihr Abtransport eine Lebensgefahr bedeutete. Zu ihrer Pflege gestattete die Regierung ihren beiden Töchtern, die in unsrer Mädchenschule in Ranchi als Lehrerinnen tätig waren, bei der Mutter zu bleiben. Außerdem durfte auch Schwester Elfriede Bessel zurückbleiben. Sie ist seit längerer Zeit so matt und krank, daß wir ihr bereits vor Monaten Urlaub bewilligt hatten. Geschwister Eidnäs sind Norweger, Bruder Winkler Deutsch-Russe; als Angehörige neutraler u. verbündeter Staaten sind sie von der Internierung ausgenommen. Sie mußten aber ihre Stationen verlassen und durften sich außerhalb Chota Nagpurs eine Wohnstätte wählen.

Alle andern sind von Heim und Arbeit weggeführt worden. Wer kann sich ausdenken, wie es ihnen zumute war! Ich denke an Missionar John I. Veinabe zwanzig Jahre sind es her, daß er von der Missionsleitung in die Wälder West-Virus gesandt wurde, um dort unter schwierigen Verhältnissen den Christen und Taufbewerbern nachzugehen und den Heiden die frohe Botschaft zu bringen. Fast zwanzig Jahre hat er dort arbeiten dürfen und welch ungeheuren Aufschwung hat er erlebt! Der große Freudentag seines Lebens, als er am 31. Januar 1909 die stattliche, wohl allen Gossnerfreunden wohlbekannte schöne Kirche in Kinkel einweihen durfte, zeigte ihm äußerlich, was innerlich geworden war: ein Gemeinde Jesu Christi von mehr als elftausend Gliedern. Er hatte sie wachsen sehen, er hatte sie pflegen dürfen, er hatte sie leiten dürfen in viel Sorge und Freude, in viel Mühe und Arbeit, in viel Gebet und Flehen. Die schöne Kinkelgemeinde, die prächtige Station, die Christianisierung West-Virus, das war sein Lebenswerk. Und nun wird er wie ein Verbrecher weggeführt von der Stätte, der seine Lebensarbeit und sein Herz gehörte.

Ich denke an Frau Missionar Uffmann. Im Jahre 1881 hat sie ihre westfälische Heimat verlassen, um als Lebensgefährtin dem edlen Uffmann zur Seite zu stehen. Uffmann ist vielleicht der bekannteste von allen Missionaren der Kolmissionsion. Er ist der Vater der Ausfägigen geworden, er hat das Aysl in Burulia im Glauben begonnen und unter Gottes sichtbarem Segen zum größten Ausfägigenaysl der Welt ausgebaut. Wer weiß, was eine Missionsfrau zu bedeuten hat, dem ist ohne weiteres klar, welch stillen aber großen Anteil Mutter Uffmann in den dreißig Jahren, die sie ihrem Gatten zur Seite stand, an der Arbeit und der Entwicklung des Ausfägigenaysls gehabt hat. Und das ist



Englands Dank: Die Witwe des großen Aussätzigenmissionars, die alte Frau, wird aus der Stille ihres Witwenstuhles bei ihren Kindern in Bohardagga in die Gefangenschaft geschleppt!

Der Abtransport hat offenbar gleich nach der Ankündigung eingesetzt. Die ersten Familien scheinen Lange, Schmidt, Mehl, Zudnat, Pohn, Zied und Bedmann gewesen zu sein. Denn von Bedmann lief bereits eine am 4. August in Dinapur geschriebene Karte im Missionshaus ein, die die angegebenen als die vorläufigen Leidensgefährten angibt. Aus Ranchi hörten wir, daß Anfang August weitere sieben Missionarsfamilien durch Ranchi gekommen sind und daß am 13. August ein weiterer Trupp erwartet wurde. Missionar Präses Stosch ist dann als letzter den Gefangenen gefolgt. Soweit bisher bekannt ist, sind alle Geschwister in das Konzentrations-Camp in Dinapur gekommen, offenbar die Sammelstelle für alle gefangenen Deutschen der Provinz Bihar und Orissa. Dinapur ist eine Stadt von fast fünfzigtausend Einwohnern, am Ganges gelegen, zwar mitten im Gebiet unsrer Gangesmission, ohne daß wir jedoch einen Arbeiter oder Gemeindeglieder dort haben. Dinapur ist vielmehr Sitz einer englisch-baptistischen Missionsgemeinde mit einem englischen Missionar am Ort. Leider ist das Klima in Dinapur wie überhaupt in der Gangesebene kein gutes. Die erste Nachricht, die wir aus Dinapur über Ranchi erhalten haben, berichtet, daß unsren Geschwister die ungewohnte Hitze im ungesunden und schwülen Dinapur viel zu schaffen macht. Alle sind mit Sitzpikeln bedeckt. Sonst haben sie zunächst in der Gefangenschaft nichts zu beklagen. Missionar Wüste schreibt aus Dinapur vom 20. August, daß die für die deutschen Missionare getroffenen Einrichtungen und Maßnahmen recht gut sind und daß die Beamten sich freundlich zu den Gefangenen stellen. Missionar Mehl meint sogar, daß ihm die unfreiwillige Muße nach seiner anstrengenden Arbeit — er ist der Leiter unsres Lehrerseminars — sogar wie eine Erholung erscheine. Eines wird allerdings schwer auf sie drücken: Die Ungewißheit. Sie wissen nicht, ob nicht doch noch die Familien auseinander gerissen werden. Vielleicht, so vermutet Frau Gahn, werden die Herren noch nach Ahmednagar geschickt. Uns erscheint das nicht gut möglich, da das Lager von Ahmednagar überfüllt sein soll. Aber eine andre Möglichkeit liegt vor.

In der Morningpost, einer englischen Zeitung, stand am 14. August eine „Neutermeldung“: Die Regierung hat beschlossen, alle Damen und Kinder, auch die nicht mehr im militärpflichtigen Alter stehenden Herren deutscher und österreichischer Nationalität des Landes zu verweisen und in ihre Heimat abzuschieben. Im

Basler Missionshaus traf ein Telegramm ein, daß alle Damen, Kinder und Greise, die in den Blauen Bergen interniert seien, im September in die Heimat transportiert werden. In einem Briefe aus Bazar macht Frau Missionar Stauber die Bemerkung: „Viel- leicht sehen wir uns bald wieder.“ Daraus kann man schließen, daß ihnen draußen bereits von der Möglichkeit eines Abtransportes der Familien nach Deutschland gesagt wurde. Aus alle dem ergibt sich die Möglichkeit, daß eines Tages die ganze Schar unsrer Missionsgeschwister, die Missionare selbst ausgenommen, hier ein- treffen werden, des Landes verwiesene, um Hab und Gut gebrachte Flüchtlinge.

O, was für ein Schlag! Feinde ringsum, und die Feinde scheinen zu triumphieren. Es ist ihnen gelungen, die Missionare gefangen zu nehmen und abzuführen. Heiß steigt es in unsren Herzen auf, wie es den Missionsgeschwistern draußen an jenem Sonntag heiß in der Seele aufstieg und ein seufzendes: Warum o Gott, drängt sich uns wie ihnen auf die Lippen. Gott der Herr gab selbst eine Antwort auf dies bange Warum.

Wie oft schon hat das Losungsbüchlein der Brüdergemeine, man kann sagen, rings auf dem Erdenrund, in schweren Stunden ein köstliches, erquickendes Gotteswort geboten. Am Sonntag, dem 25. Juli, wurde unsren Geschwistern in Losung und Lehrtext ein köstlicher Trost gegeben. Das reine Gotteswort war: Selig sind die um Gerechtigkeit verfolgt werden. Verfolgung, das ist's. Was haben sie denn getan? verbrochen? Nichts Schlimmes. Sie haben die Heimat, Vaterland und Freundschaft verlassen; sie sind hinausgezogen in ein fremdes Land, sie haben den Heiden den Weg zum ewigen Heil gewiesen, sie haben dem Volk, das im Finstern wandelt, Licht gebracht und ihm viel Liebe und unzählige Wohltaten erwiesen: alles Dinge, die recht sind. Und um solcher Gerechtigkeit willen verfolgt! Doch was schadet's? Ist ihrer nicht das Himmelreich? Ist das Himmelreich nicht köstlicher als alles in der Welt? Wiegt es nicht alles Leid, auch die Verfolgung, die Vertreibung auf? So spricht der Herr: Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Als selige Gotteskinder dürfen sie in die Gefangenschaft ziehen. Und über ihrer Wanderung in die unbekannte Zukunft leuchtet als ein funkelnder, Licht auf den Weg werfender Stern das andre Gotteswort der Tageslosung: „Wir werden wandeln im Namen des Herrn, unsres Gottes, immer und ewiglich.“ Micha 4, 5. Ja, ihr wandelt in Seinem Licht, immer und ewiglich, auch in der Nacht der Trübsal!

Herr, öffne uns die Augen! so bitten wir heute Gott, wenn wir hinausfahren auf unser Arbeitsfeld und die Verwüstung ansehen, die die Feinde angerichtet. Und Gott will uns heute die Augen öffnen. Was sehen wir? Gewiß, viele, mächtige Feinde! Aber bei uns ist doch mehr als bei denen. Bei uns ist der Herr unser Gott. Und der Herr ist treu und Er führt seine Kinder wohl durch die Nacht, aber doch zum herrlichen Licht. Der Herr ist bei uns und den Geschwistern draußen wohl auf dem Plan.

Und wieder verdunkelt sich unser Blick. Ja, die Missionsgeschwister, trotz allen Sammers, sie stehen in eines treuen Gottes; aber die armen Gemeinden draußen, was soll denn aus denen werden? Wenn ihre Hirten, ihre Leiter, die deutschen Missionen ihnen genommen sind, werden sie denn nicht auseinanderfallen, verschmachten, zu Grunde gehen? Missionar Grätisch erzählt uns seinen vielen Erfahrungen in der Auswanderermission in Assam eine köstliche Geschichte:

„Während einer Reise auf einem Brahmaputradampfer in Assam traf ich einen Muhamedaner, der mir im Verlauf unseres Gesprächs erzählte, daß er auf seinen Geschäftsreisen schon öfters einen Mann getroffen habe, der sich selbst als deutschen Christen bezeichne. Mich interessirte diese Nachricht sehr, da ich noch nie gehört hatte, daß in der Gegend Christen unserer Mission wohnen. Ich ließ mir nun genau die Gegend beschreiben und bei der nächsten Reise verließ ich den Dampfer in Gauhatti, um von hier aus meine Nachforschungen zu beginnen. Früh am Morgen setzte ich mich auf das Rad, um zuerst das Dorf ausfindig zu machen, wo der Mann wohnen sollte. In Gauhatti selbst kannte es niemand. Ich fuhr daher in der mir von dem Muhamedaner bezeichneten Richtung auf gut Glück in das Land hinein, jeden, den ich während der Fahrt traf, nach Bahman Basti fragend. Während einiger Stunden konnte mir niemand Auskunft geben. Ein Dorf Namens schien in der Gegend gar nicht zu existieren. Als schon der Mittag vorbei war, und all mein Forschen ergebnislos geblieben war, fing ich an zu fürchten, daß der Muhamedaner sich mit mir einen Scherz erlaubt hatte. Dazu hatte aber der Mann zu ehrlich ausgesehen. Schließlich begegnete ich einer Karawane von Kaufleuten, die ihre hochbepackten Ossen vor sich hertrieben. Der Führer, an den ich mich um Auskunft wandte, sagte: „Ein „Bahman Basti“ gibt es hier nicht, aber gar nicht weit von hier gibt es ein Dorf, das heißt Bahman Maidan-Basti. Dort wohnt, wie ich sicher weiß, ein Christ, mit dem ich schon öfters Geschäfte gemacht habe. Es ist ein guter und ehrlicher Mensch.“ Nach kurzer Zeit erreichte ich den Ort. Einige Jüngens, die vor dem

Dorfe das Vieh hüteten, antworteten mir auf meine Frage, daß in dem Dorfe ein Christ wohne, der Nischalang (der Fleckenlose) heiße. Einige liefen mit, um mir das Haus zu zeigen. An irdischen Gütern litt dieser Mann keinen Mangel, das sah ich, als ich vor seinem Anwesen stand; alles zeugte sogar von einem gewissen Wohlstand. Durch die offene Pforte eintretend, kam ich auf einen großen geräumigen Hof, wo einige Frauen und Kinder mit Mattenflechten beschäftigt waren. Eine würdige alte Matrone kam mir entgegen, bot mir einen Stuhl an und bat mich, ein wenig zu warten, da ihr Mann jeden Augenblick kommen werde. Es dauerte auch nicht lange, da betrat ein alter Mann mit einem weißen, energischen Schnurrbart den Hof. Er schien sehr erstaunt, einen Europäer vorzufinden. Meine Frage, ob er Nischalang sei, bejahte er; ebenso auch einige weitere Fragen, ob er Christ der deutschen Mission, ob er getauft sei und ähnliche. Darauf erzählte ich ihm, daß ich Missionar eben dieser Mission sei, daß ich von ihm gehört, und mit vieler Mühe ihn gesucht und aufgefunden habe. Der Mann sah mich zweifelnd an und sagte: „Ich lebe nun schon viele Jahre in Assam und habe noch nie gehört, daß die deutsche Mission hier arbeitet. Einmal war ein Missionar der Baptisten hier, der mich aufforderte, mich seiner Gemeinde anzuschließen. Ich tat es aber nicht, weil er verlangte, daß ich mich wieder taufen lassen solle. Auch von der englischen Mission traf ich einst einen Missionar. Zu dem bin ich auch nicht gegangen, weil er verlangte, daß ich mich nochmals konfirmieren lassen sollte. Ich bin doch schon einmal bei der deutschen Mission getauft und konfirmiert, und in der Bibel steht nirgends gesagt, daß man sich zweimal taufen lassen soll. Wer weiß, ob es wirklich wahr ist, daß Sie ein Missionar der deutschen Mission sind. Das sage ich Ihnen im voraus: Meine Mission, die doch eigentlich meine Mutter ist, verlasse ich nicht.“ Darauf erzählte ich ihm allerlei von Chota-Nagpur, seiner Heimat, von Burju; Station, wo er getauft war, von Dr. Nottrott, der ihn getauft hatte und ähnliches. Dieses alles aber schien ihn nicht zu überzeugen. Alsdann fragte ich ihn, ob er noch seine Muttersprache Mundari sprechen kann. Er bejahte es, und als ich darauf anging, ihm einige Lieder aus dem Mundari-Gesangbuch vorzusagen, da ging ein Leuchten über sein Gesicht. „Nun glaube ich, daß Ihre Worte wahr sind, weil Sie unsere Sprache und unsere Lieder kennen,“ rief er freudig erregt aus. Er ging dann ins Haus, um die Nachricht seiner Frau und seinen beiden Kindern zu bringen. Darauf kamen dann alle weiblichen Glieder seiner Familie, mich zu begrüßen. Die alte Mutter brachte ein Gefäß mit Wasser,



und ich mußte es mir gefallen lassen, daß nicht nur meine Hände, sondern auch meine Füße bei dem Begrüßungsakt gewaschen wurden. Nischkalang hatte unterdessen die Gong, die am Dache des Hauses hing, geläutet, und langsam versammelten sich auf dem Hofe mehr als 30 Personen, die alle zu der Familie gehörten. Als alle beisammen waren, gingen wir in eine kleine Kapelle, die sie sich aus eigenen Mitteln erbaut hatten. Zuerst wurde ein Lied gesungen, dann sprachen alle miteinander die 10 Gebote und das Glaubensbekenntnis, und nach Verlesung eines Schriftwortes, hielt Nischkalana folgende Ansprache: „Liebe Kinder, heute ist für alle ein großer Freudentag. Gott hat mein und Euer Gebet erhört und uns einen Missionar unserer Mission gesandt, damit er uns weiter in Gottes Wort unterrichte und damit auch Ihr die heilige Taufe empfangen könnt. Durch Jahrzehnte hindurch habe ich meine Pflicht als Hausvater erfüllt, und habe Euch im Katechismus, Gesangbuch und Bibel unterrichtet. Jeden Sonntag haben wir uns hier zum Gottesdienst versammelt und jeden Morgen und Abend zu den Andachten. Es ist immer mein Schmerz gewesen, daß Ihr alle noch ungetauft seid; wie sehr auch habe ich mich gesehnt, vor meinem Tode noch einmal das heilige Abendmahl zu genießen. Trotzdem wir hier allein alle die Jahre unter den Heiden gelebt haben, unserem Gotte sind wir doch treu geblieben, und das freut mich ganz besonders, daß wir auch dem Missionar jetzt mit gutem Gewissen ins Auge schauen können und ihm sagen: „Wir sind auch unserer Kirche treu geblieben.“ Dem Rufe der Baptisten und Engländer sind wir nicht gefolgt, sondern sind Christen der deutschen Mission geblieben. Ich habe Euch immer gesagt, daß Gott unsere Bitten erhören wird, und nun seht Ihr, daß er unsere Hoffnung nicht hat zu Schanden werden lassen. Wir wollen ihm dafür dankbar sein und unseren Dank dadurch besonders beweisen, daß wir weiterhin noch mehr als bisher als treue und wahre Christen leben.“

Nach Schluß der Andacht saßen wir noch lange beisammen, und es war mir eine große Freude zu sehen, wie die Großen und die Kleinen im Katechismus und in der Bibel zuhause waren. Nischkalang war nicht nur ein guter Hauspriester, sondern auch ein tüchtiger Lehrer gewesen.

Vor mehr als 30 Jahren verließ er seine Heimat in Chota-Nagpur und wanderte nach Assam aus. Seine junge Frau nahm er auch mit sich. Dr. Nottrott hatte beide getauft. Mehrere Jahre arbeitete er in einem Teegarten, und als er sich etwas erspart hatte, kaufte er sich ein Stück Feld in Bahman-Maidan-Basti. Durch Fleiß und Sparsamkeit gelang es ihm, noch mehr Land zu

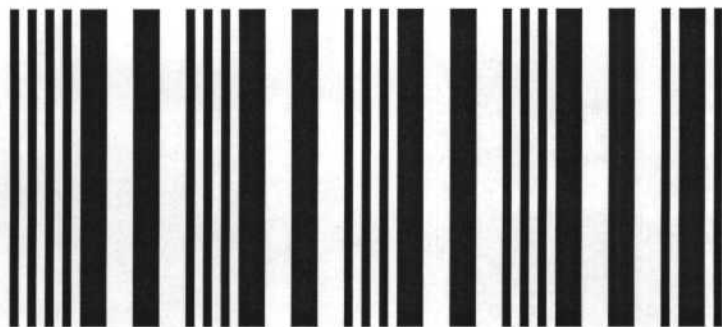
erwerben, jodaß er mit der Zeit der wohlhabendste Mann im Orte wurde. Seine Familie hatte sich ebenso wie sein Wohlstand vermehrt. Seine Söhne und Töchter waren bereits erwachsen und verheiratet. Bei ihrer Verheirathung hatte er die Bedingung gestellt, daß die Schwieger söhne und Töchter auch Christen wurden. Eine ganze Schar von Enkelkindern spielte auf dem Hofe, und inmitten seiner Familie, die fast 40 Seelen zählte, stand dieser alte Mann wie ein Abraham. Als er seine Heimat verließ, vergaß er nicht Bibel, Gesangbuch und Katechismus mitzunehmen. Sie sind seine ständige Begleiter gewesen, sein Trost in schweren Tagen, seine Kraft inmitten heidnischer Umgebung, seinen Glauben zu bewahren. Was dieses zu bedeuten hat, kann nur der recht verstehen, der das Heidentum aus eigener Anschauung kennt. Nischkalanug erzählte mir von den schweren Zeiten, die er anfangs durchzumachen hatte, wie er seines Christentums wegen verachtet und verfolgt wurde. Lange dauerte es, ehe sein aufrechter Charakter und sein lauterer Wandel auch den Heiden Achtung abnötigte."

Ob wohl unsre Gemeinden zu Grunde gehen, wenn ihre Missionare nicht mehr da sind? O wir fleingläubigen, verzagten Menschen. Ist's nicht Gottes Werk, die heidenchristliche Gemeinde da draußen? Wird Gott einen Bau aus Stroh und Stoppeln auführen? Wir durften an dem teuren Christen in Assam sehen, daß Gott ganze Arbeit tut, daß er sich Charaktere schafft, und wenn sie schlichte Leute sind, und wenn sie Heiden waren, und wenn sie in vielen Stücken hinter den Europäern zurückstehen, sie sind Gotteskinder, Gefäße der göttlichen Gnade, sie werden nicht aus der Gnade fallen, sie werden die Treue halten, sie werden im Feuer der Trübsal sich bewähren.

Herr öffne uns die Augen, so bitten wir heute Gott. Und Gott will uns die Augen öffnen. Was sehen wir? Gewiß, hart getroffene, verwaiste Gemeinden, aber sie sind des Herrn Werk; und der Herr hat unter ihnen sein Volk, stark im Herrn, die Treue zu halten auch in schweren Tagen. Darum unverzagt. Mögen die Feinde toben: Derer, die bei uns sind, sind mehr, denn derer, die bei denen sind. Bei uns ist Gott mit seiner Kraft.



Ende



00000000

Anfang



ଆଣ୍ଡ

GOSSNERSCHE  
MISSIONSGESELLSCHAFT  
Berlin-Friedenau  
Stubenrauchstraße 12

DRUCKSACHE

Für Ihre Bücherwünsche

empfiehlt sich die

Buchhandlung der Gossnerschen Mission

Berlin-Friedenau, Handjerystr. 86

1946?

1948 fr

## WIEVIEL MEHL IM KAD? WIEVIEL ÖL IM KRUG?

Lies: 1. Könige 17, 9-24.

„Noch einmal essen und dann sterben!“ Diese Worte, vor tausend und abertausend Jahren gesprochen, klingen uns so alltäglich und vertraut im Ohr, als hätten wir sie erst gestern gehört. Jene Witwe aus Zarpeth, die so sprach, war Holzlesen gegangen, um für sich und ihren Sohn noch eine letzte Mahlzeit zu bereiten. Wieder ein Bild, das uns allen wohlbekannt ist. Ganz Berlin liest heute Holz, um sich etwas kochen zu können. Wie zeitgemäß, von Wirklichkeit gesättigt ist doch Gottes Wort!

Dürre, Teuerung, Mangel, Hungersnot allüberall; aber jenes Weib scheint die Aermste unter den Armen zu sein. Und doch gebietet Gott gerade ihr, den Propheten, das lebendige Wort Gottes, bei sich aufzunehmen und „zu versorgen“. So „göttlich-töricht“ kann nur Gott handeln. Die „göttliche Torheit“ aber ist weiser denn die Menschen sind. Denn gerade dieser Auftrag ist es, der dem verhungrenden Weib das Leben rettet.

Gott hat unser Volk arm gemacht, vielleicht ärmer als alle unsere Nachbarvölker. Wir klagen nicht darüber, wir klagen auch niemanden an. Wir haben es vor Gott nicht anders verdient. Und doch würden wir nur die halbe Wahrheit sagen, wenn wir nicht zugleich bezeugen wollten, daß Gott uns gerade durch unsere Not und Schuld gesegnet und begnadet hat. Uns ist dasselbe widerfahren wie jener Witwe zu Zarpeth. Sie nahm Gottes Wort bei sich auf und erlebte es in seiner ganzen Lebendigkeit und Kraft. Gottes Wort ereignete sich vor ihren eigenen Augen.

Gottes Wort trägt auch heute Ereignischarakter. Es vollzieht sich, es geschieht.

Gottes Wort wird heut verkündigt nicht in Predigt nur und Lied, Menschenmund, du bist entmündigt: Gottes ewges Wort geschieht.

Gottes lodernde Gerichte, Gottes Allbarmherzigkeit wird lebendige Geschichte, mündend in den Fluß der Zeit.



**Der Kelch, der nie leer wird, sondern sich immer wieder füllt: Die Quelle des Lebens, die nie versiegt.**

Die Gossnersche Mission überreichte den Vertretern der Gossner-Kirche in Indien bei ihrem Besuch in Berlin eine über 100 Jahre alte, silberne Taufschale und einen ebenso alten, schönen Abendmahlskelch. Das Bild zeigt Pastor Jilo Tiga mit dem Kelch.

Daß wir dies in unserer Zeit und mit unseren eigenen Augen haben sehen dürfen, das ist Gottes Gnade und Segen. Wir haben erfahren, was die Witwe von Zarpach erfuhr: daß Gottes Wort die Kraft hat, Mangel in Fülle und Tod in Leben zu wandeln.

Was wir bisher nur lehrhaft wußten, das ist uns im Grauen des Todes und in der Tiefe unseres Elends als eine wunderbare Wirklichkeit neu aufgegangen: wir leben in einer durch Christi Tod und Auferstehung verwandelten Welt: „als die Sterbenden — und siehe, wir leben, als die Gezüchtigten — und doch nicht ertötet, als die Traurigen — und doch allezeit fröhlich, als die Armen“ — ja, „als die Armen“ — —

Liebe Missionsfreunde in Ost und West, wenn ihr nach der Lage unserer Gößner-Mission in Berlin-Friedenau fragt, so können wir heute nicht anders antworten als mit den Worten des Apostels: „Als die Armen und als die, die nichts haben.“ Fragt ihr uns: „Wieviel Mehl im Kad?“ Dann muß die Antwort lauten: „Nur eine Handvoll!“ „Wieviel Oel im Krug?“ „Nur ein wenig.“ Aber dann fahren wir mit dem Apostel fort: „Als die Armen — und die doch viele reich machen; als die nichts haben — und doch alles haben!“ Wir sind dessen gewiß, daß auch uns die Verheißung gilt: „Das Mehl im Kad soll nicht verzehrt werden, und dem Oelkrug soll nichts mangeln.“ Denn auch wir, ja gerade wir hier am Rande eines ungeheuren Abgrundes, vor dem ganz Europa steht, haben Gottes lebendiges Wort bei uns und den Auftrag dazu, „es zu versorgen“. An diesem Auftrag, der ein Missionsauftrag ist, hängt unser und — euer Leben.

Lokies

## Mit dem Wohnwagen im zerstörten Oderbruch

In fernen Erdteilen gibt es Länder und Völker, die noch keine Kirche haben. Das nennen wir dann Heidenland. Ganz in unserer Nähe — an der Oder — gibt es Gebiete, in denen eine Kirche nicht mehr vorhanden ist. Wir meinen, daß dort wie hier unsere Aufgabe als Mission liegt. Darum haben wir einen Wohnwagen erstanden und sind mit ihm in dieses Land ohne Kirchen und weithin auch ohne Kirche gezogen. Hier wogte der Krieg mehrmals hin und zurück und machte alles dem Erdboden gleich, die Dörfer, die Kirchen, auch die Natur. An Trümmer sind unsere Augen gewöhnt, und doch erschrecken sie immer aufs neue vor den mit kahlen Zweigen gen Himmel starrenden Bäumen, vor den zu Krüppeln geschossenen Wäldern und den mit Narben bedeckten Bomben- und Schützengrabensfeldern. So wie die Dörfer und Felder sehen auch die Familien aus: zerrissen, auseinandergebrochen, ein wenig vernarbt, aber deutlich an das furchtbare Geschehen vor drei Jahren erinnernd. Der Aufbau, der in Bretterbuden und Kellerlöchern, ja Erdhöhlen begonnen hat, ist bitter schwer, erfordert unendliche Energie und nimmt den Menschen in jeder Minute des Tages und oft auch in der Nacht gefangen. An vergangene, nicht wiederkehrende Tage erinnern nur noch die Ruinen. Und auch über den Ruinen der Kirchen schwebt eine traumähnliche Erinnerung, die nichts mit der harten Wirklichkeit dieses Lebens zu tun hat.

In solch ein Dorf rollt nun eines Tages unser Missionswagen, Wohnraum für Pastor und Katechet und Versammlungsraum zugleich. Aber man darf nicht erwarten, daß die Menschen herbeiströmen. Sie sind Jahre hindurch ohne Kirche und Gottesdienst, ohne Taufe, Konfirmation



und Abendmahl ausgekommen. Sie haben soviel mit dem Aufbau ihrer Existenz zu tun, daß selbst kleine Kinder harte Arbeit leisten müssen. Ein Vater sagt, als er seine Kinder zum Gottesdienst schicken soll: „Nein, Herr Pastor, das Leben geht vor.“ Und nun reden wir mit ihm über „das Leben“. Wir sitzen bei ihnen in ihrer Behausung, stehen an ihrem Bau oder auf dem Felde, klettern zu ihnen aufs Stroh und oft genug — hören wir nur zu. Denn dazu hat sonst niemand Zeit; dazu kommt sonst keiner zu ihnen. Es ist schon ein Erlebnis für sie, daß sie ein Mensch besucht, der nichts fordert, nichts haben will, sondern um ihretwillen, um des Menschen willen kommt. „Sehet den Menschen!“

Damit ist noch nicht gleich die Gemeinde da. So geht es ja auch auf keinem Missionsfelde zu. Aber es ist zu sehen, wie sich in diesem und jenem etwas zu regen anhebt, etwas lebendig wird, was schon erstorben oder noch nie geboren war. „Das Leben geht vor.“ Junge Männer und junge Mädchen gewinnen mit einem Male ihrem arbeitserfüllten Leben ein paar Abendstunden ab und erscheinen im Missionswagen, um miteinander zu singen und Gottes Wort zu hören. Fünf Gruppen von Kindern drängen



**Bischof D. Dr. Dibelius**

besichtigt unter Führung von Pastor Symanowski den Wohnwagen. Es ist beabsichtigt, daß unsere Missionsschüler, ehe sie ausgesandt werden, im Missionswagen eine praktische Dienstzeit durchmachen. Der Wagen ist gewissermaßen unser kleines „Missionsschulschiff“.

sich zweimal in der Woche im Wagen — manchmal sind es vierzig zugleich — und lernen Bibelwort und Katechismus. Beim Erntedankfest haben auch Pastor und Katechet im Gottesdienst für eine Ernte zu danken, die sie nicht erwartet hatten: mehr als 100 Erwachsene und 60 Kinder loben und preisen ihren Vater im Himmel. Es war seit 1944 wieder der erste Erntedankgottesdienst in dieser Gemeinde!

Auf dem Missionsfeld pflegt man in der Folge eine Missionsstation zu errichten. Das soll auch hier geschehen, wenn ein Pastor gefunden ist, der diese Arbeit stetig fortführt und seinen Wohnsitz in dieser Gemeinde aufschlägt. Dann rollt der Wagen weiter an einen anderen Ort, der bisher noch gar nicht oder nur wenig kirchlich versorgt werden konnte. Die Missionsarbeit beginnt von neuem.

Nur wenige haben bisher um diesen Missionsdienst und um den Beginn dieser Arbeit gewußt. Sie haben den Wagen und seine Bewohner mit täglichem Gebet begleitet. Nun bringen wir mit diesen Zeilen das im Verborgenen begonnene Werk der ganzen Missionsgemeinde zur Kenntnis. Wir bitten sie, die betende, die aussendende und tragende Gemeinde für dieses

Missionsfeld in unserem eigenen Land zu sein. Wir brauchten eigentlich noch mehrere solcher Wagen\*), werden sie aber bei den derzeitigen Geldverhältnissen nicht beschaffen können. Wenn aber Gebet und Gabe für diesen ersten Wagen nicht ausbleiben, so wird er für dieses zerstörte Land und seine Menschen, für unsere Kirche und nicht zuletzt auch für die Goßnersche Mission von großem Segen sein.

Symanowski

## Die junge Goßner-Kirche in Indien

Am 5. September dieses Jahres steht der Präsident der Goßner-Kirche in Indien, Pastor Joel Lakra, auf der Kanzel der Kirche „Zum Guten Hirten“, Berlin-Friedenau. Wenn er von der Kanzel herunterschaut, fällt sein Blick auf ein kahles Haupt und ein gütiges Altersgesicht, das zu ihm aufsieht. Unser der ganzen Goßnerschen Heimatgemeinde bekannte alte Missionar Gustav Beckmann hat sich aufgemacht, um seinen ehemaligen Schüler zu begrüßen. Alte und junge Kirche schauen sich an. Pastor Joel Lakra sagt, daß er gekommen sei, der Mutterkirche die dankbaren Grüße der Tochterkirche zu überbringen. Er erzählt, wie Missionar Beckmann ihn als seinen Schüler angenommen und das Beten gelehrt habe. Damals hütete er als ein kleiner armer Hütejunge die Ziegen seines Vaters. Er lernte Tisch- und Abendgebete, und da seine geliebten Ziegen selbst nicht beten konnten, obwohl auch sie allen Anlaß hatten, Gott zu loben und zu danken, betete er in kindlicher Einfalt auch für sie. Und sie wurden dick und fett. Jetzt habe er, so sagt Joel Lakra, ein anderes Hirtenamt inne und müßte als Oberhirte, als „pastor pastorum“, für 70 Pastoren, 600 Katechisten und eine Herde von 175 000 Seelen beten. Was er in Hindi berichtet, wird von unserem früheren Missionar Pohn der Gemeinde ins Deutsche übersetzt.

Präsident Joel Lakra ist nicht der einzige Gast aus Indien. Von derselben Kanzel spricht Pastor Jilo Tiga, der Leiter unseres theologischen Seminars, zur Gemeinde. Und jetzt ist Präses Lic. Stosch, sein früherer Lehrer und Seelsorger, der Dolmetscher. Jilo Tiga stammt aus einem alten heidnischen Priestergeschlecht. Als sein Großvater Christ wurde, hatte seine Familie einen schweren Kampf mit der Dorfgemeinde zu bestehen. Jetzt ist das ganze Dorf christlich und hat sich selbst eine Kirche erbaut, die im Jahre 1939 durch ihn, den Enkel jenes Dorfpriesters, geweiht wurde. Pastor Jilo Tiga, der Nachkomme ganzer Priestergenerationen, bildet jetzt selbst zusammen mit unserem Missionar Borutta auf der Missionsstation Lohardaga die künftigen christlichen Pfarrer aus. Eine kleine Geschichte, die er erzählt, kennzeichnet den Geist dieses Predigerseminars. Bekanntlich sind während des Krieges viele Inder mit besserer Schulbildung in den Heeresdienst, die Militärregierung und die Rüstungsindustrie eingetreten, weil sie dort viel Geld verdienen. So kamen Werbeoffiziere auch nach Lohardaga in das theologische Seminar und suchten die Theologiestudenten durch das Angebot hoher Gehälter zu verlocken. Sie erhielten folgende Antwort: „Wir erwerben uns hier in unserer theologischen Schule einen anderen Schatz, der mehr wert ist als alles Geld, das uns die Regierung im Kriegsdienst geben würde, einen Schatz, den wir nicht für uns behalten, sondern austeilen.“

\*) Wie wir eben erfahren, haben holländische Freunde uns einen zweiten Wohnwagen geschenkt.

Unsere beiden indischen Brüder hatten als Vertreter der Goßner-Kirche in Indien an der Weltkirchentagung in Amsterdam teilgenommen. Noch vor Amsterdam war Pastor Jilo Tiga durch Ostfriesland gereist und hatte dort vor Pastoren und Gemeinden gesprochen, tief bewegt über die Liebe, mit der er empfangen wurde. Nach Berlin kamen die beiden indischen Pastoren gemeinsam. Sie besuchten Vater Goßners Grab, das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus und unser neues Seminar für kirchlichen Dienst in Berlin-Zehlendorf. Hier machten wir sie im besonderen mit unseren Missions-schülern und -schülerinnen (insgesamt 7) bekannt. Es fand eine offizielle Kuratoriumssitzung statt, in der die beiden Vertreter der jungen Goßner-Kirche über die allgemeine Lage in Indien und über die Arbeit in der Kirche Bericht erstatteten. Der Berliner Besuch fand seinen Abschluß mit einer Abendmahlsfeier im Betsaal des Goßnerhauses, wobei die beiden indischen Brüder der Goßnerschen Hausgemeinde das Brot und den Wein austeilten. Im Anschluß an den Berliner Aufenthalt begaben sich dann Joel Lakra und Jilo Tiga zu einer dreiwöchigen Predigtreise nach Westfalen, Württemberg und Bayern, begleitet von unseren früheren Missionaren Radsick und Schiebe. Dann kehrten sie Anfang Oktober über Amsterdam und London nach Indien zurück. Wir können auf den Dienst, den sie beide den besuchten Gemeinden leisteten, nur mit Dank zurückblicken und hoffen, daß sie überall, wohin sie kamen, die Willigkeit geweckt und gestärkt haben, für das Werk der Mission mit neuer Freudigkeit zu beten und zu opfern.

Die wichtigste Frage, die in der Sitzung des Kuratoriums mit den beiden indischen Gästen verhandelt wurde, war die der Neuaussendung von Missionaren. Es wurde festgestellt, daß die junge Kirche weitere Missionskräfte aus Deutschland braucht. Sie braucht sie zur Ausbildung der indischen Pastoren (es sollen zwei indische Theologiestudenten zum Studium auch nach Deutschland kommen); sie braucht sie für den eigentlichen Missionsdienst, für die evangelistische Arbeit unter den Frauen und die Ausbildung von Bibelfrauen und Religionslehrerinnen. Außer Missionar Borutta, der — wie bereits erwähnt — am theologischen Seminar mitarbeitet, stehen schon heute Missionar Klimkeit als Pioniermissionar und die beiden Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt für den Dienst an der Frauenwelt der jungen Missionskirche helfend zur Seite. Der Dienst der beiden Schwestern wird von der größten Bedeutung sein, wenn es sich bewahrheitet, daß die Provinzialregierungen die bisherigen Missionsschulen verstaatlichen und den Religionsunterricht an den Schulen verbieten wollen. Es wird dann viel darauf ankommen, tüchtige Katechetinnen für die religiöse Unterweisung der Jugend zuzurüsten. Von Missionar Klimkeit wissen wir, daß er in einer vorwärtsdrängenden Missionsbewegung in den unserem alten Missionsgebiet benachbarten Randstaaten steht. Diese ehemaligen indischen Fürstentümer, die bisher dem Evangelium versperrt waren, haben ihre politische Selbständigkeit aufgegeben und sich dem Staate Indien angeschlossen. Das neue Indien sieht aber in seiner Verfassung Religions- und Missionsfreiheit vor.

Im besonderen wird ein Missionar für die nach den Teegärten bei Darjeeling (am Himalaya) ausgewanderten Christen gebraucht. Ein anderes wichtiges Anliegen unserer beiden indischen Gäste war endlich die Wiederaufnahme der ärztlichen Mission, mit dem alten Elisabeth-Hospital in Ranchi als Ausgangspunkt. Dafür wird ein Missionsarzt gesucht.

Mit alledem will die junge Missionskirche nicht ihre eigene Missionsverpflichtung an die Missionare abtreten. Sie will selbst Mission treiben. Unsere Missionsfreunde, denen es vordringlich darum zu tun ist, daß die Kirche wächst und das Evangelium auch über den kirchlichen Raum hinaus verkündigt wird, werden sich über diesen Missionswillen der Missionskirche freuen. Präsident Joel Lakra verglich die lebendige Gemeinde mit einem indischen Bambusstrauch, der jedes Jahr neue Triebe aus dem Boden schickt. Solange das geschieht, weiß der indische Bauer, daß sein Bambusstrauch gesund und lebenskräftig ist. Hört es damit auf, so weiß er, daß sein Bambusbusch bald eingehen wird. So wird auch eine lebendige Gemeinde sich immer auszubreiten versuchen. Sie wird nicht immer nur in der Verteidigung stehen, sondern ihre Kräfte stets aufs neue zu einem neuen Vorstoß spannen.

Lokies

## Aus unserer Heimatarbeit

Demnächst scheidet Pastor Dr. Kurt Thude, Hope-Eickel über Lübecke, als unser Mitarbeiter aus, um als Pastor und Seelsorger zu den Deutschen nach England zu gehen. Er hatte von uns den Auftrag erhalten, unsere gesamte Heimatarbeit in Westdeutschland zusammenzufassen. Wir danken ihm für die Umsicht und Treue, mit der er seine Aufgabe erfüllt hat



Alte und junge Kirche.

und hoffen, daß wir auch in Zukunft mit ihm verbunden bleiben. Möge Gott es schenken, daß er in England mit seiner Familie, von der er seit 9 Jahren getrennt ist, wieder vereinigt wird.

An die Stelle von Pastor Dr. Thude wird Pastor Horst Symanowski treten, der schon 8 Jahre lang in der Goßnerschen Mission hauptamtlich mitarbeitet und seit Kriegsende die Stelle eines Heimatinsektors unserer Mission innehat. Wir verdanken ihm den Aufbau und die Einrichtung unseres Seminars für kirchlichen Dienst in Berlin-Zehlendorf, dessen Leitung jetzt unser hauptamtlicher Mitarbeiter Pastor Lic. Günther Schultz übernimmt. Pastor Symanowski soll die Gesamtleitung unserer Heimatarbeit im Westen in die Hand nehmen und im besonderen unsere Arbeitszentrale



West und das geplante Missionsstudentenheim in Mainz aufbauen. Seine vorläufige Anschrift: (22) Mainz, Johann-Gutenberg-Universität.

Unsere noch nicht genannten, hauptamtlichen Berufsarbeiter:

Pastor Willi Hess, Holzhausen über Lübbecke i. Westf.

(im besonderen für Westfalen)

Missionar Wilhelm Radzick, Steterburg über Braunschweig, Stift 2

Schwester Auguste Fritz, Ludwigsburg, Gartenstraße 19

Frl. Irene Storim, Berlin-Steglitz, Peschkestraße 17

Unsere Vertrauensmänner:

Konsistorialrat Karl Foertsch, Halle, für die Provinz Sachsen

Pastor Linnemann, Osteel, für Ostfriesland

Pastor Eisenberg, Lohra über Marburg, für Hessen

Pastor Ludwig Städler, Obristfeld, für Bayern

Pastor Magnus Schiebe, Stuttgart, für Württemberg

---

Gaben aus Berlin und der Ostzone an die Berliner Arbeitszentrale bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Konto Nr. 7950 beim Postscheckamt Berlin, Konto Nr. 7480 bei der Bezirksbank Friedenau (nur für Ueberweisungen aus den Westsektoren Berlins).

Gaben für die Goßnersche Mission aus den Westzonen bitten wir auf unser Konto bei der Rhein-Kreditbank in Mainz, Konto 22 272, Goßnersche Mission, zu überweisen.

Die bisherigen Konten für unsere lokal begrenzten Freundeskreise bleiben bestehen:

Goßnersche Mission, Pastor Hess, (21) Stockhausen über Lübbecke (Westf.). Postscheckamt Hannover, Konto-Nr. 927 09.

Pastor Linnemann, Osteel, Konto-Nr. 1679 bei der Raiffeisenbank in Marienhäfe (Ostfriesland).

Württembergische Landessparkasse Stuttgart, Postscheckamt Stuttgart, Konto-Nr. 299, für Konto Nr. 762 030 Goßnersche Mission.

Kreissparkasse Lichtenfels-Staffelstein, Hauptstelle Lichtenfels, Postscheckamt Nürnberg, Konto-Nr. 39 07, für Girokonto Nr. 145 Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau.

---

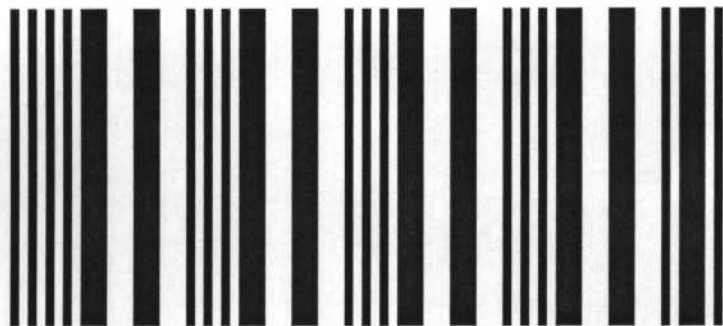
**Mehl für unser Kad  
und Öl für unsern Krug**

**empfangen wir aus Gottes Hand, auch wenn  
wir es von Menschen empfangen.**

*Gott tut seine Wunder immer durch Menschen.*

*Gottes Wunder — wer wollte sie nicht wicken!*

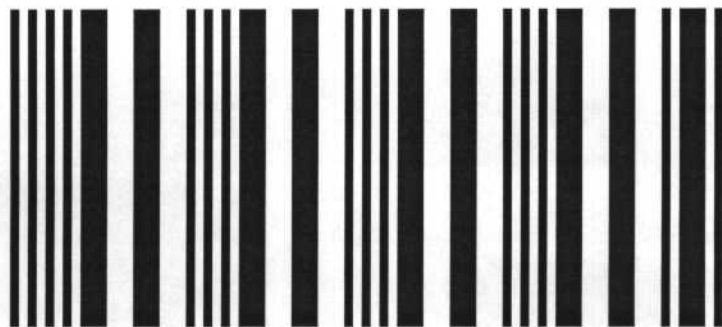
*Gottes Hand — wer wollte sie nicht sein!*



00000000

Ende

Ende



00000000

Anfang



ଆମେ



## Was ist Gottes Wille?

Ein Rückblick auf zehn Jahre Heimatarbeit.

Was ist Gottes Wille? Handeln oder harren, zugreifen oder geduldig abwarten, tun oder lassen? Aktivität oder Passivität? Beides kann dem Willen Gottes entsprechen, beides kann sich zur Sünde wandeln. Beides hat seine von Gott bestimmte Zeit. Darum heißt auf Gottes Willen achten: zur rechten Zeit handeln und zur rechten Zeit stille halten. Das jederzeit zu erkennen, ist nicht leicht. Gott greift handelnd ein oft erst, nachdem der Mensch das Menschenmögliche, ja vielleicht das nach menschlichem Ermessen Unmögliche getan hat. Wir leben seit Jahren in einer solchen Zeit. Seit Jahren arbeiten wir nicht mehr, sondern haben immerfort nur zu entscheiden und uns zu entschließen. Wer in einer solchen Zeit Schwierigkeiten, und mögen sie sich zu Bergen türmen, als den Willen Gottes deutet, die Arbeit abzubrechen und Schluß zu machen, kann sich sehr täuschen, so fromm sich seine Deutung anhören mag. Freilich, darüber müssen wir uns stets klar sein, daß das Entscheidende, gerade wenn wir alles getan haben, was wir tun konnten, erst durch das geschieht, was Gott tut.

Und wiederum gibt es Zeiten, in denen Gott vorweg handelt — Zug um Zug und Schlag auf Schlag, so daß der Mensch mit seinem Tun gar nicht nachfolgen kann. Durch Ereignisse und Tatsachen, über die wir keine Verfügungsgewalt haben, schreibt Gott das Gesetz des Handelns vor, und wir können nur fein stille und gehorsam auf das achten, was geschieht. Hier wäre es Sünde, durch Uebereifer, und mag er noch so fromm erscheinen, etwas erzwingen zu wollen.

Für die Erkenntnis dessen, was Gott will, kann man sich an keine Tradition halten, auch nicht an die fremde Tradition eines Missionshauses. Obwohl Gossner, der Gründer unserer Mission, beides zugleich war, aktiv bis zur Ruhelosigkeit und passiv, bis sich „kein eigener Faden“ an ihm fand, schien doch gerade der letzte Zug seines Wesens (das, was Verstiegen mit den Worten „innig — abgeschlossen, sanfte und im stillen Frieden“ bezeichnet), den Charakter des Gossnerhauses einseitig prägen zu wollen. Die Zeit des Weltkrieges tat dazu das Ihrige. Die Gossnersche Mission war zehn Jahre lang ohne ein Missionsfeld. Es ist schwer für eine Missionsgesellschaft, werdend zu wirken, wenn sie kein Arbeitsgebiet besitzt. So kam es, daß es im Friedenauer Missionshaus immer stiller wurde. Zwei Missionsinspektoren (Roterberg und Foertsch) zogen als Feldprediger in den Krieg und gingen dann ins Pfarramt. Auch der dritte Missionsinspektor (Zernick) war zeitweilig im Pfarrdienst tätig. Das Missionsseminar verließ das Haus und wurde mit dem der Berliner Missionsgesellschaft vereinigt. Eine fast „feierabendliche“ Ruhe lag über dem Missionsgrundstück, und niemand, der vorüberging, ahnte etwas davon, daß hier ein einziger Mensch, der Missionsdirektor D. Kausch, einen einsamen Kampf durchkämpfte, nämlich den Widerstreit des Willens, ob es jetzt an der Zeit sei, zu warten oder zu handeln. Er entschloß sich, zu warten und nicht nach irgend einer Seite auszubrechen, sei es, um sich mit einer anderen Missionsgesellschaft zu verbinden oder ein eigenes neues Missionsfeld in Angriff zu nehmen. Er wartete zehn Jahre lang, bis sich die Tür nach Indien wieder aufschloß. Als dieses Wunder, auf das er gläubig geharrt hatte, endlich kam, legte er sich hin und starb (1927). Niemand wird entscheiden können, wozu mehr Kraft gehört: zum Wagnis gläubigen Handelns oder zu solcher Glaubensgeduld. Gott sah die Treue und segnete sie. Der Weg nach Indien war frei.

Inzwischen aber hatte sich die Heimatbasis der Gossnerschen Mission beängstigend verkleinert. Trotz der aufopferungsvollen Predigt- und Vortragstätigkeit unserer Reisemissionare Pape, Beckmann, Schüz und Gohlke waren die Gossnerschen Freundestreise zusammengeschmolzen oder ganz verlorengegangen, wie z. B. im Rheinland. Ja, schon vor den Toren des Missionshauses die Friedenauer Missionsgemeinde, sie arbeitete vorwiegend für die Berliner Missionsgesellschaft — durchaus verständlich, da diese ihre Missionsfelder durch den Krieg hindurchgerettet hatte und für ihre ständig bedrängte Arbeit an die Missionsliebe aller appellierte. So kam es, daß, während die Missionsstunden im Friedenauer Gemeindehaus stark ausblühten, der Betsaal des Missionshauses fast verlassen dastand. Die Frage, ob nicht die Gossnersche Mission bei der Verengung ihrer Heimatbasis das indische Missionsfeld überhaupt noch tragen könne, und die andere Frage, ob nicht die Neuaufnahme der Arbeit durch die Gossnersche Mission die stärksten Spannungen zwischen ihr und der Berliner Mission in der Heimat zur Folge haben würde, führten zu den Verhandlungen über eine Vereinigung beider Gesellschaften im Jahre 1927. Sie endeten ergebnislos. Die Berliner Mission konnte nach Lage der Dinge die gemeinsame Verantwortung für ein neues Missionsfeld nur dann übernehmen, wenn die

Gossner'sche Missionsleitung erklärte, sich auf eine andere Weise nicht helfen zu können. Eine solche Erklärung abzugeben, gewann das Kuratorium der Gossner'schen Missionsgesellschaft nicht über sich. So kam die Vereinigung beider Missionen, von vielen begrüßt und mit Bestimmtheit erwartet, nicht zustande. Gegenüber der Gossner'schen Mission, der man die Schuld an dem Scheitern der Verhandlungen zusprach, griff in weiten Kreisen eine Ernüchterung, ja eine geradezu feindliche Stimmung um sich; doch jetzt galt es, fest zu bleiben und den schweren Weg allein zu gehen. Ein Ringen um die Existenz begann. Die Stunde des Handelns war gekommen.

Zu diesem Zeitpunkt berief mich die Gossner'sche Missionsleitung zum Heimatinspektor. Ich nahm die Berufung als einen Ruf Gottes an, deswegen, weil ich wußte, daß die Gossner'sche Mission einen Berufsarbeiter brauchte, der schon eingearbeitet war und mit der Arbeit sofort beginnen konnte. Das traf auf mich zu. Ich hatte, nachdem ich fast fünf Jahre Diasporapfarrer in einer ostpreussischen Gemeinde gewesen war, hauptsächlich im Dienste der Königsberger Missionsdirektion gestanden, die es sich zur Aufgabe machte, durch einen Provinzial-Missionspfarrer die Missionsliebe in den ostpreussischen Gemeinden zu wecken und zu pflegen. Nach Königsberg ging ich ungern, weil mir, obwohl ich ein Gossner'scher Missionarssohn bin, die Mission bis dahin ferngestanden hatte und ich mich weit mehr zum Dienst an der Jugend bestimmt glaubte. So hatte ich von meiner Gemeinde aus in der Jugendarbeit der Provinz auf Lehrgängen und Freizeiten mitgearbeitet, war ein halbes Jahr von meiner Gemeinde beurlaubt gewesen, um die Volkshochschule in Carlshof zu leiten und hatte gerade meine Wahl als Jugendpfarrer nach Elbing angenommen. Doch der Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen zwang mich, in die Provinzialmissionsarbeit einzutreten, weil sich sonst niemand dazu verstand. Dort hatte ich nun mit den Berufsarbeitern und Berufsarbeiterinnen der verschiedensten Missionsgesellschaften, der Rheinischen Mission, der Brüdergemeine, der Gossner'schen und im besonderen der Berliner Missionsgesellschaft zusammen gearbeitet und dabei die Methoden der heimatischen Missionswerbearbeit kennengelernt. Wirklich sinnersfüllt erschien mir diese Zeit aber erst, als mich die Berufung nach Berlin erreichte. Ich nahm die neue Arbeit mit Freuden auf.

Seitdem sind zehn Jahre vergangen, von denen die ersten fünf Jahre einen ersten Abschnitt bilden. Er endet mit dem Abschluß der Arbeitsgemeinschaft zwischen der Berliner und Gossner'schen Missionsgesellschaft im Jahre 1932. Im Rückblick auf diese erste Zeit sind mir zwei Dinge verwunderlich. Zunächst die völlige Isoliertheit der Gossner'schen Mission innerhalb des Verbandes der anderen deutschen Missionsgesellschaften. An dieser Isoliertheit habe ich persönlich meinen vollen Anteil gehabt. Oft habe ich mich darüber gewundert, wie es möglich war, daß man einen 32jährigen jungen Mann so völlig sich selbst überlassen und ganz selbständig losarbeiten lassen konnte; handelte es sich doch um nichts mehr und nichts weniger, als um den Wiederaufbau einer der größten deutschen Missionsgesellschaften. Seit jener Zeit habe ich mich damit abgefunden, daß man auch in der Reichsgottesarbeit sehr allein dastehen kann. Dennoch glaube ich nach wie vor und seitdem erst recht, daß nur dann für Kirche und Mission eine neue Zeit anbrechen kann, wenn diesem durch uns alle in gleichem Maße verschuldeten Mangel an Gemeinschaft abgeholfen sein wird.

Was mich zweitens im Blick auf jene Zeit mit Verwunderung erfüllt, ist die Fülle von Arbeitsansätzen und Ideen, die auf jene Arbeitsperiode zurückgehen. Schon im Februar 1928 veranstaltete ich für Ostpreußen eine Pastorenfreizeit bei dem Grafen Dohna in Waldburg. In dieses erste Jahr fällt auch die Gründung des sogenannten „Gossner-tages“ in Riepe (Ostfriesland). Hier war die Liebe zur Gossner'schen Mission schon durch den alten Superintendenten Theodor Elster gepflanzt worden. Sein Sohn, der jetzige Landessuperintendent von Ostfriesland, Theodor Elster, führte die Tradition fort. Dem Einfluß seiner Persönlichkeit ist es zu danken, daß der „Gossnertag“ Wurzel faßte und zum Sammelpunkt der Gossnerliebe unter den ostfriesischen Pastoren wurde, die Jahr für Jahr, 30—80 an der Zahl, zum „Gossnertag“ erschienen: ein einzigartiger Vorgang im gesamten Gossner'schen Heimatgebiet. In dasselbe erste Jahr fällt auch die Reise nach einem anderen wichtigen Hinterland der Gossner'schen Mission: ins Memelgebiet. Es war mir von vornherein klar, daß hierin die vorrangigste Aufgabe des Heimatinspektors lag, alle Freundeskreise der Gossner'schen Mission persönlich aufzusuchen, um die zerrissenen oder gelockerten Fäden zwischen der Missionszentrale und dem tragenden Freundeskreise zu knüpfen. So sah mich das Jahr 1929 in Danzig, Bayern und in Schlesien, wo ich den einzigen schlesischen Kirchenkreis, der geschlossen hinter Gossner stand, Schweidnitz-Reichenbach, Gemeinde für Gemeinde besuchte. Erstmalsige Reisen nach dem Ravensberger und Lippischen Lande, nach Hinter- und Vorpommern, nach dem Eichsfeld, sind dann bald



gefolgt. Hessen, in dem wir treue Freunde hatten, das aber durch uns völlig vernachlässigt war, wurde durch Missionar Beckmann erschlossen. In Ostpreußen waren es vor dem Kriege die ostpreussischen Gebetsvereine gewesen, die mit reichen Gaben unsere Arbeit gestützt hatten. Hier übernahm es Missionar Schüs in Zusammenarbeit mit Pfarrer Lic. Dr. Moderegger und dem Laienprediger Kischkat, die alte Liebe zu Gossner wieder zu wecken. Diese Keisetätigkeit wurde dann planmäßig fortgesetzt.

Im Jahre 1928 wurde erstmalig seit dem Kriege auch ein Tag des mit der Berliner Mission gemeinsamen großen Missionskurses für Pastoren in das Gossnersche Missionshaus verlegt, damit die Kursteilnehmer wieder einen persönlichen Eindruck von unserer Heimatarbeit erhielten. Meiner Frau und mir sind diese Kurstage immer als die schönsten des ganzen Jahres erschienen. Wir öffneten den etwa hundert Gästen unsere Wohnung mit Freuden, was das Leichteste von der Welt war, da unser Hausrat, aus der Nachkriegszeit stammend, eher einem Standquartier gleich als einem gutbürgerlichen Haushalt und mühselos wie eine Ziehharmonika auseinander- und zusammengezogen werden konnte. An diesem Tage war das Gossnersche Missionshaus wirklich mit Leben erfüllt. Schon im Jahre 1929 verbanden wir mit dem Missionskurs auch den ersten Brüdertag, d. h. eine Arbeitskonferenz mit unsern ehemaligen Missionaren, die sich im Pfarramt befinden. Von diesen ihren ehemaligen Mitarbeitern auf dem Missionsfelde durfte die Gossnersche Mission in erster Linie eine Verlebung ihrer heimatlichen Werbearbeit erwarten.

Auf das Ende des ersten Arbeitsjahres fällt auch mein erster Aufruf: „Das Wunder“. Es war der erste Aufruf, der seit dem Kriege ein starkes Echo fand. Es gingen zweitausend Zuschriften ein, und die Einfeldungen erreichten einen Betrag von 13 500,00 RM. 16 000,00 RM. waren wir in jenem Jahr Indien schuldig geblieben; das Fehlende ergänzten die laufenden Einnahmen. Wir schlossen das Jahr mit einem tiefen Dankesgefühl. Seitdem habe ich Jahr für Jahr insgesamt an die 40 Aufrufe geschrieben: auch ein Symptom dafür, daß die heimatliche Basis der Gossnerschen Mission zu eng geworden war. All diese Aufrufe, das möchte ich unsern Freunden sagen, sind zumeist unter dem schwersten inneren Druck geschrieben. Sie sind Stoßseufzer des Gebets gewesen; und wo sie es nicht waren, verhallten sie ungehört.

Auch was die Frage der Werbemittel sonst betrifft, so haben wir für Einfälle aller Art zu danken. So wurden drei verschiedene Arten von Sammelbüchsen ausgegeben, zuletzt in der endgültigen Form eines Bienenkorbes. Im Jahre 1932, dem eigentlichen Notjahre dieser Arbeitsperiode, gründeten wir die sogenannte „Notgemeinschaft“ und brachten dazu ein Zahlkartenheft mit Bildern vom Missionsfeld heraus, ein Versuch, der auch bei anderen Missionsgesellschaften Nachahmung gefunden hat. Hier muß ein Wort auch über jene beiden Postkarten gesagt werden, die alle unsere Missionsfreunde im Laufe der letzten zehn Jahre, zuletzt mit der Unterschrift unseres Missionspräses Stosch, aus Indien erhalten haben. Diese Karten sind, weil es technisch gar nicht anders möglich war, hier im Missionshause fertiggestellt und in Postpaketen nach Indien befördert worden. Sie brauchten dort nur frankiert und in den Postkasten geworfen zu werden. Unsere Freunde brauchen sich durch diese „Enthüllung“ nicht enttäuscht zu fühlen. Wer sich noch heute im Besitze einer solchen Karte befindet, darf sich dessen getrösten, daß er ein sehr seltenes Andenken besitzt: diese Postkarten sind zweimal über den Ozean gewandert. Erinnerunglich ist manchem unserer Freunde vielleicht auch die indische Reisähre, die wir als Dank für ein Sonderopfer hier aus dem Missionshaus versandten. Endlich erinnern wir — abgesehen von Druckschriften, die als Missionsmaterial für Predigten, Missionsstunden und Missionsvorträge an unsere pastoralen Freunde versandt worden sind — an unsere Bildband- und Filmarbeit. Den vier ersten Bildbänden im Jahre 1930 folgten drei weitere im Jubiläumsjahr. Dazu kommen die farbigen Glaslichtbilder, und im Jahre 1931 wurde uns der rollende Film als ein lebendiges Anschauungsbild unserer Arbeit unter den Kols geschenkt: der Film „Sisu jahay“.

An dieser Stelle möchte ich einmal, weil es sonst nie geschehen ist und auch nie mehr geschehen soll, der treuen Mitarbeit meiner Frau gedenken. Sie ist Kunstgewerblerin und hat mir mit ihrer zeichnerischen Gabe geholfen, wo sie irgend konnte. So zeichnete meine Frau schon zu Weihnachten 1928 eine farbige Sammelkarte für Kinder: Kali und Krippe. Sie hat den Kindern viel Freude gemacht und war rasch vertrieben. Eine Anzahl der Titelbilder unserer Schriften, die 1927 vergriffen waren und heute einen Bestand von zwanzig verschiedenen Missionsheften bilden, geht auf ihre Hand oder ihren Rat zurück. Im Jahre 1929 begannen wir, die Monatseinnahmen unserer Mission auf der letzten Seite unseres Missionsblattes durch eine Zeichnung zu veranschaulichen. Jedes Jahr brachte einen neuen Versuch. So haben wir das Sinnbild des Bauens, des Wachsens, des Wälzens einer

steinernen Last, des Laufens nach einem Ziel zu verwenden versucht. Endlich fanden wir für die Statistik unserer Einnahmen das für die „Gossner-Viene“ passende Bild: den Bienenkorb. Dabei sind wir geblieben. Es wird ferner niemand von unseren Freunden gemerkt haben, daß nach und nach die Kopfbilder aller unserer Zeitschriften, der „Großen“ und „Kleinen Viene“ sowie des im Jahre 1931 neugegründeten „Kindergrußes“ von meiner Frau gezeichnet sind. Jährlich die großen indischen Kisten ohne jede andere Hilfe eigenhändig zu packen, war für meine Frau eine fröhliche Selbstverständlichkeit. Ihre eigenste Gründung aber ist der Missionsbasar im Gossnerschen Missionshaus. Am 1. und 2. Mai 1929 fand der erste Missionsverkauf statt und bekam jedes Jahr eine besondere neue Note. Auf dem Missionsbasar 1932 fand eine Verlosung statt mit Hauptgewinnen, die in neun Reisen bestanden. Der erste Gewinn: eine Reise nach Nordeyney.

Warum ich das alles erzähle? Um zu zeigen, daß wir, als wir erkannt hatten, daß der Wille Gottes zum Handeln rief, uns auch vorbehaltlos zum Handeln entschlossen. Wir standen unter dem Befehl Gottes, zu handeln und suchten im Gehorsam gegen Gott diesen Befehl im Kleinsten und im Großen zu erfüllen. Die Arbeit wuchs uns unter den Händen, so daß sich das Kuratorium schon im Jahre 1931 mit dem Gedanken trug, einen zweiten Missionsinspektor zu berufen. Der Plan zerbrach sich. Auch das Büropersonal war auf ein Mindestmaß beschränkt. Bis zum Jahre 1932 waren ein Missionssekretär, der die Kasse führte, und eine Bürodame das gesamte Arbeitspersonal der Gossnerschen Mission. Heute sind es zwei Damen mehr. Auch die Einnahmen wuchsen. Dennoch, obwohl z. B. die Gaben vom Jahre 1927 zu 1928 von 88 000 RM. auf 148 000 RM. und 1931 auf 161 000 RM. stiegen (abgesehen von anderen Einnahmen), wurde es deutlich, daß die Mittel nicht genügten, um die Arbeit in Indien zu tragen. Das Jahr 1932, das Jahr der Weltwirtschaftskrise, machte es ganz deutlich. In jenem Jahr mußten wir unser Haus mit einer Hypothek von 60 000 RM. belasten.

Das Heimatgebiet der Gossnerschen Mission war nach allen Seiten ausgemessen und ausgeschritten worden. War es doch zu klein, um die indische Missionsarbeit zu tragen? Diese Frage bewegte uns nicht nur in der Heimat, sondern auch unsere Missionsgeschwister in Indien, vor allem, nachdem unsere amerikanischen Freunde, die während des Krieges stellvertretend in unsere Arbeit eingetreten waren, sich mit ihren Missionaren und geldlichen Unterstützungen wieder zurückgezogen hatten. Was ist Gottes Wille? Diese Frage wollte nicht verstummen. „Ich frage mich immer wieder“, so schrieb schon 1928 Missionar John in einem Brief an die Heimatleitung, „warum reicht uns der Herr nicht dar, was doch nun einmal noch so notwendig ist! Will er uns nicht haben? Soll Gossners Werk als solches nicht bestehen bleiben? Wir zerbrechen uns doch auch die Köpfe und sinnen auf Mittel und Wege, wie wir das Notwendige beschaffen können.“ So war die Stimmung auf dem Missionsfelde. Was sollte nun aber von der Heimat aus weiter geschehen, um den Zwang und die Enge zu durchbrechen? Zweierlei hatte sich herausgestellt. Erstens hatte die Gossnersche Mission in der Heimat in den ersten fünf Jahren ihres Wiederaufbaues bewiesen, daß sie ihren besonderen Charakter und ein eigenwüchsiges Leben besaß. Zweitens aber hatte es sich gezeigt, daß sie überall, wo sie hinkam, auf festgelegte Grenzen stieß, hinter denen das Freundesgebiet anderer Missionsgesellschaften begann. Eine geographische Ausdehnung war nicht mehr möglich. Wollte die Gossnersche Mission ihre Leistungsfähigkeit steigern, dann konnte es nur durch die Beseitigung dieser Schranken erfolgen. So lag es nahe, erneut in Verhandlungen mit der Berliner Missionsgesellschaft, in deren Heimatgebiet der zahlenmäßig größere Teil der Gossnerschen Freundeskreise verstreut liegt, einzutreten. Die Verhandlungen wurden dieses Mal durch die Berliner Missionsgesellschaft eingeleitet. Das Ergebnis war die Begründung der sogenannten „Arbeitsgemeinschaft der Gossnerschen und Berliner Missionsgesellschaft im gemeinsamen östlichen Hilfsgebiet“. Vielleicht hatte man auf seiten der Berliner Missionsgesellschaft eine solche Willigkeit zum Zusammenschluß bei mir nicht vermutet, da ich in den letzten fünf Jahren zunächst einmal versuchen mußte, das Recht der Gossnerschen Mission auf ihre Sonderexistenz in hartem Ringen (es vollzog sich notvoll genug) zu erweisen. Aber niemals während der fünf Jahre hatte ich die Möglichkeit eines Zusammengehens aus den Augen gelassen. Nun aber war es mit Gottes Hilfe deutlich geworden, daß die Gossnersche Mission im Chor der anderen Missionsgesellschaften ihre eigene Stimme hatte, die ohne Schaden für das Ganze nicht verstummen durfte. Jetzt war die Zeit zu einer Neuordnung gekommen. Die beiden Ostpreußen in den Leitungen beider Missionsgesellschaften, Missionsinspektor Braun und ich, übernahmen die Vorverhandlungen, die diesmal zum Erfolg führten, weil anders als im Jahre 1927 für den Abschluß des Arbeitsabkommens die besondere Struktur der Gossnerschen Mission Berücksichtigung fand. Zu dem Freundesgebiet der Gossnerschen Mission gehören auch Missionskreise, die niemals in eine Vereinigung mit der Berliner

Missionsgesellschaft eingewilligt hätten, z. B. Bayern, Ostfriesland, Lippe und Westfalen. Auf diese z. T. treuesten und opferfreudigsten Hilfsgebiete konnte aber die Gossnersche Mission nicht verzichten. So wurde denn bestimmt, daß diese Freunde in die Arbeitsgemeinschaft mit der Berliner Missionsgesellschaft nicht hineingezogen wurden. Ihre Gaben sollten nach wie vor ungeteilt lediglich der Gossnerschen Mission zugute kommen; nur für das gemeinsame östliche Freundesgebiet wurde ein Verteilungsschlüssel der fortan gemeinsamen Einnahmen vereinbart. So wurde möglich, was 1927 unmöglich schien, weil ein und derselbe Plan jetzt auf das sachlich Mögliche zurückgeführt worden war. Die Gossnersche Mission blieb selbständig, behielt ihre treuen Freunde im Westen und Süden unseres Vaterlandes ausschließlich für sich und arbeitete nur im Osten mit der Berliner Missionsgesellschaft zusammen. Die notwendige geographische Einschränkung war wenigstens zum Teil erreicht und eröffnete der Gossnerschen Mission neue Arbeitsmöglichkeiten, ohne zu einer Spannung mit der befreundeten Mission zu führen. Diese Arbeitsgemeinschaft der beiden Missionsgesellschaften hat Schule gemacht und in der ganzen deutschen Missionswelt freudigen Widerhall gefunden. Ihre unmittelbare Folge war eine Arbeitsgemeinschaft der vier in Ostpreußen arbeitenden Missionen, der Brüdergemeine, der Rheinischen, der Gossnerschen und Berliner Mission, für Ostpreußen (1935).

Allen diesen Bemühungen zum Trotz wich der schwere finanzielle Druck, der seit dem Kriege auf der Gossnerschen Mission lastete, nicht. Die allgemeine Weltlage spitzte sich immer stärker zu. So kam es, daß wir hier in der Heimat immer mehr arbeiten mußten, um finanziell immer weniger zu erreichen. Wohl konnten wir unsern Missionaren in Indien die Mittel für ihren Unterhalt und ihre Arbeit geben. Aber die schon seit dem Kriege unterernährte Missionskirche erfuhr aus Deutschland nur geringe Hilfe. Wie ein ferner Donner, der immer näher und immer lauter grollt, hallte die Frage an unser Ohr: Was will Gott? Es war im Jahre 1932! Auf unserer ganzen Arbeit lag eine drückende Schwüle. Ueber den Himmel der gesamten evangelischen Weltmission schien ein Gewitter heraufzuziehen, aus dem jeden Augenblick der vernichtende Blitz zucken konnte. Dieser Stimmung gibt ein Brief Ausdruck, den ich in den Akten des Jahres 1932 gefunden habe, geschrieben an einen unserer amerikanischen Freunde und so bezeichnend, daß ich ihn im Auszug bringen möchte. Er lautet: „Sehr verehrter Herr Professor! Es ist Sonnabend zwischen Karfreitag und Ostern, ein Tag, der ganz der Lage entspricht, in der wir uns befinden. Dieser letzte Monat hat uns bis an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Ich bin noch wie gelähmt. Die Last war und ist kaum zu tragen. Wir haben in diesem Monat die geringsten Einnahmen seit Wiederbeginn unserer Arbeit gehabt. Die dringendsten laufenden Ausgaben konnten nicht beglichen werden, die Gehälter nach Indien sind bis auf den heutigen Tag nicht abgegangen, die Gehälter für den vergangenen Monat. Sehr verehrter Herr Professor, ich weiß, daß Sie jetzt durch die Fülle der Arbeit völlig in Anspruch genommen sind. Ich weiß, daß Sie sofort etwas für uns tun würden, sobald Sie die Hände frei haben und die Möglichkeit dazu vorliegt. Mein Brief soll nur ein Strohseufzer sein aus tiefer, tiefer Bedrängnis heraus. Ist vom National Lutheran Council nicht ein Tropfen Trostes zu erwarten? Hier in Deutschland herrscht (1932!) eine unerträgliche Schwüle, eine unheimliche Stille. Hier bricht etwas zusammen, und dort geht etwas zugrunde. Es steht alles, bei uns genau so wie bei der Berliner Missionsgesellschaft, auf des Messers Schneide, so daß sich in uns schon der Gedanke regt: Was will Gott mit alledem? Will Gott uns zerschlagen? Hat er uns verlassen? ...“

Es kam das Jahr 1933 und mit ihm, von unsern Freunden und auch von mir persönlich, auf das freudigste begrüßt, der deutsche Umbruch. Die neue Zeit setzte hinter jede traditionelle Größe ein Fragezeichen und zwang sie, sich über ihr Wesen und den Sinn ihrer Existenz Rechenschaft zu geben: eine kulturgeschichtliche Revision, der ich aus innerster Ueberzeugung zustimme, da sich nur so, durch eine Neubestimmung von Grund auf, erweisen kann, was wurzelt im Leben unseres Volkes haftet. So geriet auch die Kirche, ins Schmelzfeuer der Selbstprüfung geworfen, und damit auch die Frage Kirche und Mission in Fluß. Bisher hatte die Mission trotz der vielfachen Querverbindungen mit der Kirche doch ein Eigenleben geführt und galt mehr oder weniger als ein abgegrenztes Fachgebiet. Doch jetzt schien die Stunde gekommen, daß die Mission auf organisch völlig neue Weise mit der Kirche (nicht o r g a n i s a t o r i s c h) zusammenwuchs. Sie konnte sich nicht aus dem „Kirchenkampf“ und dem Geisteskampf der Gegenwart heraushalten und sich nur als eine Nutznießerin der Kirche betrachten. Sie mußte sich „in den Lebensprozeß der werdenden Kirche einschalten“: ein Satz, den ich unserm Kuratorium vorzulegen nicht müde wurde. Diese Forderung trat an die Gossnersche Mission in einer besonderen Weise heran. Sie war bisher von den größeren und älteren Missionsgesellschaften die am wenigsten „kirchliche“ gewesen,



obwohl sie genau so wie die anderen Missionen mit Pfarrern und Kirchengemeinden in Beziehung steht. Aber diese Beziehungen waren bei Gossner immer nur persönlicher Art gewesen. Die Kirchenbehörden als solche setzten sich mit ihrer kirchlichen Autorität immer für die anderen „heimatberechtigten“ Missionen ein. Ein neues, innerlich begründetes Verhältnis zu einer neuen Kirche war aber nur dadurch herzustellen, daß die Gossnersche Mission an lebenswichtigen Aufgaben der Kirche tätigen Anteil nahm. Dadurch allein konnte es ihr gelingen, auch ihre Leistungskraft gewissermaßen auf einer anderen Ebene, in einer anderen Dimension zu erhöhen: eine Möglichkeit, die sie aus Verantwortung für das große indische Missionsfeld nicht ausschlagen durfte. Diese Gedanken waren es, die mich bewogen, unter Zustimmung des Kuratoriums die freigewordene Leitung des „Deutschen Bundes für christlich-evangelische Erziehung in Haus und Schule“ im Februar 1934 zu übernehmen. Dabei lag mir nichts an dem Bund als Organisation. Auch sein schulpolitisches Programm stand für mich im Hintergrund. Als fruchtbar und lebenswichtig für Kirche und Mission erschien mir jedoch seine volkmissionarische Arbeit am evangelischen Elternhaus. Der Bund trat für eine Belebung der Hausandacht ein. Hatte nicht Gossner eines der bekanntesten Andachtsbücher, sein „Schatzkästchen“, geschrieben? Der Bund pflegte die Familienbibelstunde. Hatte nicht Gossner in den Häusern des pommerischen und schlesischen Adels sowie in Berlin selbst die Familienbibelstunde als sein ureigenstes Arbeitsgebiet angesehen? Der Bund trat für eine klare biblische Unterweisung der Jugend im häuslichen Unterricht, im Religionsunterricht der Schule, im Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht ein. Er gibt das ein eigenes Schrifttum heraus. Hatte Gossner nicht selbst kleine Katechismen und Kindertraktate geschrieben? Hatte er nicht, wo er hinkam, blühende Kindergottesdienste gehabt und zuletzt in Berlin jene Gossnerschen Kleinkinderschulen gegründet, in denen auch für ihn die religiöse Unterweisung der Kinder die Hauptsache war? Hatte er nicht neben seinem Missionsblatt „Die Biene auf dem Missionsfelde“ gerade im Blick auf die christliche Elternschaft seine Familienzeitschrift, den „Christlichen Hausfreund“, herausgegeben, der dem Bundesblatt „Das Christliche Haus“ entspricht? Und hatte nicht sein Nachfolger, Dr. Prochnow, sogar das Kinderblatt des Bundes, den „Sonntagsboten für die Jugend“, selbst gegründet, das nun auf Umwegen wieder in die Hand eines Gossnerschen Missionsinspektors zurückkam? Auf diese Aufgaben kam es an, nicht auf eine organisatorische Verbindung mit dem Bund als Organisation. Sie ist stets mit aller Entschiedenheit vermieden worden. Die einzige Beziehung, die die Gossnersche Mission mit dem Bund einging, erfolgte durch meine Person und durch die Gastfreundschaft, die sie der Arbeit des Bundes im Missionshause gewährte. Andererseits aber konnte die Mission von der Tätigkeit des Bundes auch eine unmittelbare Verstärkung ihrer eigenen Werbearbeit erwarten. Unsere Missionsfreundeskreise, ja unsere Kirchengemeinden sind vielfach überaltert. Was soll einmal aus der Mission werden, wenn nicht die Missionsliebe von der Wurzel her, also von unsern Kindern und unserer Jugend her, herauswächst? So glaubte ich, mit gutem Gewissen das Doppelamt übernehmen zu dürfen. Zu meiner Entlastung berief das Gossnersche Kuratorium Pastor Julius Elster, den Sohn des Landesuperintendenten von Ostfriesland, zum Missionsinspektor. Er ist mir seitdem ein treuer Mitarbeiter geworden und, da wir kein besonderes Arbeitsgebiet untereinander abtrennen, in meine Amtsfunktionen so hineingewachsen, daß er mich gut bei einer kürzeren oder längeren Abwesenheit vertreten kann. Die Folge der Uebernahme der neuen Arbeit durch mich erwies sich sehr bald als ein Zuwachs an Leben, das auch in unser altes Missionshaus einzuströmen begann. Wer etwa zu Beginn des vorigen Jahres an einem Montag, Mittwoch oder Donnerstag in der Woche in unser Haus kam, hätte es im Vergleich mit den ersten Jahren nach dem Kriege nicht wiedererkannt. Neben einem mehrmonatigen katechetischen Lehrgang für Theologen fanden in ihm die sogenannten „Kurse für kirchlichen Unterricht“ für Laien statt (etwa 200 Kindergottesdienstshelfer und -shelferinnen, Diakone und Diakonissen, Lehrer und Lehrerinnen aus Berlin), die für die kirchliche Unterweisung geschult wurden. Durch alle drei Stockwerke fand in diesen Abendstunden Unterricht vor etwa 60 Kindern statt. Nimmt man noch die Unruhe, die ein Neubau mit sich bringt, und die Arbeitsfülle einer Hundertjahrfeier (1936) hinzu, nimmt man noch hinzu, daß seitdem 7 verschiedene Blätter monatlich unser Haus verlassen, nimmt man endlich noch hinzu, daß sich in dem großen im Jahre 1935 neu gebauten Versaal nicht nur der Friedenauer Missionsverein, sondern die Friedenauer Gemeinde zu Gottesdiensten, Bibelstunden und Vorträgen versammelt, so gewinnt man eine Anschauung von der Wende, die in unserer Heimarbeit eingetreten ist: der Wende vom gläubigen Warten zum gläubig entschlossenen Handeln.

Die Not unserer Mission ist dennoch geblieben. Das Gewitter, das sich über der Kirche und der Mission zusammenballte, hat sich noch nicht verzogen. Es steht über uns

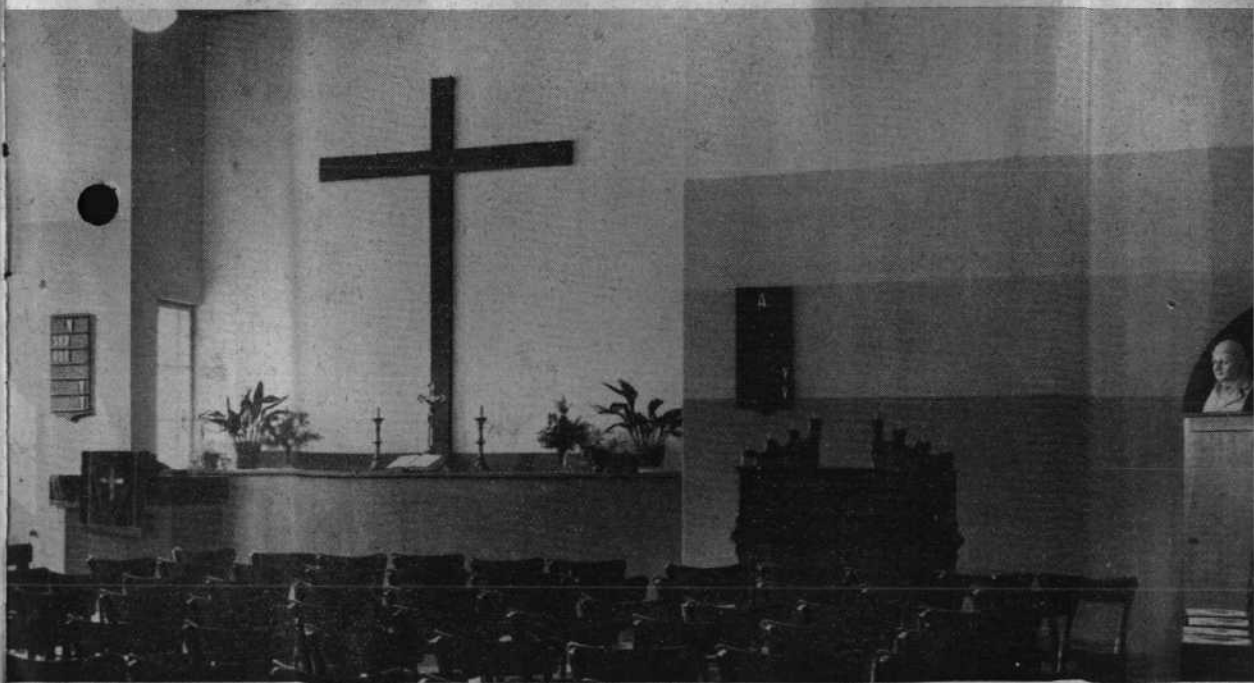


und wird weiter stehen bleiben. Und wie sich unter dem Drohen eines Gewitters eine Herde dicht aneinanderdrängt, um Schutz zu suchen, so haben alle deutschen Missionsgesellschaften in richtiger Erkenntnis der Weltgefahr, die der Weltmission des Christentums droht, das zuwege gebracht, was bisher immer wieder mißlang: sie haben sich 1934 in Barmen zum Deutschen Evangelischen Missions-Tag zusammengeschlossen, zu dem alle deutschen evangelischen Missionen mit Ausnahme der Adventisten gehören. Das ist bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit denen die Mission nach wie vor zu kämpfen hat. Dieselbe Bedeutung haben auch die Begründung einer zentralen Missions-Devisenstelle und einer Beratungsstelle bei dem Deutschen Evangelischen Missionerrat für alle Fragen, die die Sammelarbeit der Missionsgesellschaften betreffen. Man sucht dort in Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen der finanziellen Räte Herr zu werden, die die Fortführung der deutschen evangelischen Mission mit Abbruch und Verkümmern bedrohen.

Das Gewitter steht über uns. Es knistert im Gebälk der Kirche und der Mission. Der Sturm rüttelt an den Fenstern und zerrt und reißt an Dach und Mauerwerk. Die Kirche Jesu Christi in der ganzen Welt ist nach ihrem Wesen und nach dem inneren Recht ihrer Existenz gefragt, und immer näher und immer lauter grollt wie Donner an unser Ohr die Frage: Was ist Gottes Wille? Handeln oder harren, zugreifen oder geduldig abwarten? Tun oder lassen? Aktivität oder Passivität? Beides kann dem Willen Gottes entsprechen, beides kann sich zur Sünde wandeln. Beides hat seine von Gott bestimmte Zeit. Fragt man mich nach dem Sinn unserer Zeit, dann kann ich nicht anders antworten als: Noch sind wir zum Handeln aufgerufen; noch fordert Gott von uns das Menschenmögliche, ja vielleicht das Menschenunmögliche, damit Er das Entscheidende tun kann. Darum bitten wir unsere Freunde auch im neuen Jahr, mag kommen, was will, Treue zu halten, nicht zu erschrecken, das Herz in die Faust zu nehmen und den Weg zu gehen, den Gott uns weist. Wir Gossner-Freunde sind eine kleine, aber einerzogene und im Warten und Handeln geübte Schar. Das haben die letzten zehn Jahre bewiesen. Sollte ich mit unseren Freunden zu viel exerziert haben, sollte ich sie in den vergangenen Jahren in dem einen oder anderen Falle überfordert haben — dann bitte ich um Verzeihung. Es geschah im besten Willen, den Willen Gottes, wie ich ihn erkannte, zu erfüllen. Ueber allem unsern Tun aber stehe das Gebet:

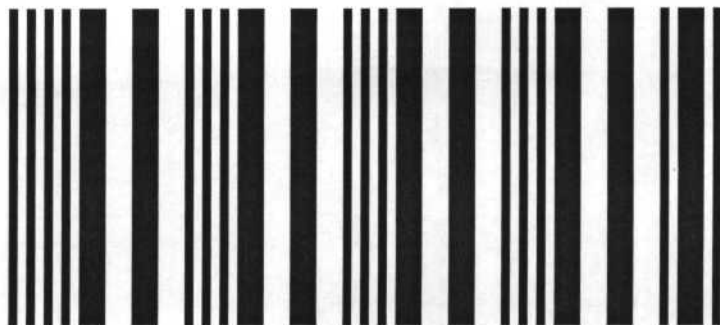
Dein Wille geschehe!

Refies.



Unser neuer Vetsaal

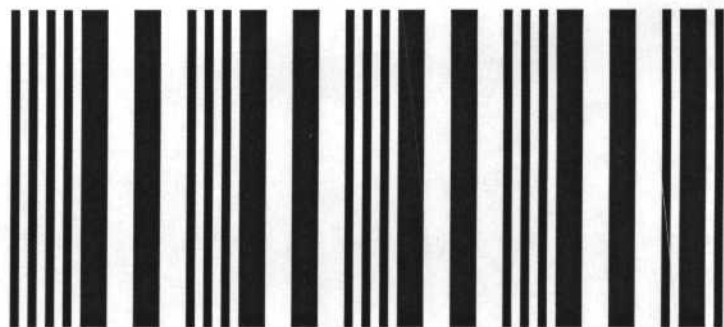
Aufnahme: Scherl. Bilderdienst



00000000

Ende

Ende

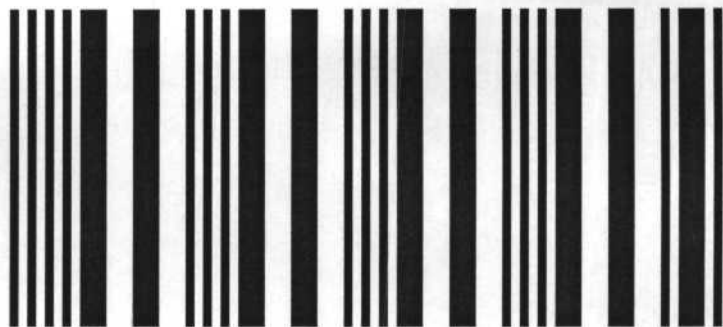


00000000

Anfang



ଆମେ



00000000

Ende

## Die Gognersche Missionsgesellschaft.

Von Jernick, Miss.-Inspr.

Das Interesse Johannes Gogners für die Heidenmission reicht weit in seine katholische Zeit zurück. Der Pfarrer von Dirlwang (1803—11) der Meß-Benefiziat in München (bis 1818), der Prediger der Maltheserkirche in St. Petersburg hat dem in steigendem Maße auch in regelmäßigen besonderen Veranstaltungen Ausdruck gegeben. So rief denn den evangelischen Pastor der Bethlehems-Gemeinde in Berlin die junge Berliner Missionsgesellschaft in ihr Komitee, und er hielt bei ihrer ersten Ausfendung am 29. Mai 1833 die Festpredigt. Aber teils die ersten üblen Erfahrungen an den Ausgesandten, teils abweichende Meinung über die Ausbildung der zukünftigen Missionare und den heimischen Apparat usw. veranlaßten ihn 1836 sich zurückzuziehen. Denn so meinte er es. Er wollte jenes den anderen überlassen und sich restlos seinen anderen Arbeiten, besonders dem Elisabeth-Krankenhaus widmen. Die Bitte von 6 jungen Männern, welche am 12. Dezember 1836 zu ihm kamen, „als christliche Handwerker, Lehrer, Katecheten, Lücken ausfüllen“ zu dürfen, veranlaßte ihn, sie in ihren Freistunden zu unterrichten und innerlich weiter zu führen. Diese ersten hat er dem schottischen Presbyterianer Dr. Long, welcher Seelsorger für die weißen Anfiedler und Missionare für die Eingeborenen Australiens suchte, anvertraut und sie am 9. Juli 1827 abgeordnet. Ihnen sind Schicht um Schicht Dekaden von Glaubensboten gefolgt. Gogners selbst hat in den 20 Jahren vor seinem Tode 140 ausgesandt. Sie haben in allen Erdteilen ihr Arbeitsfeld gefunden. Aus all diesen sehr mannigfaltigen Feldern hoben sich im Laufe der Zeit 2 indische, die Ganges- und die Kolsmission, immer markanter hervor, so daß an ihnen schließlich allein der Name Gogners haften blieb. Sie wurden die Gognersche Mission.

Gosner hatte keine Gesellschaft und keinen Verein gewollt. „Ich kann in Sauls Waffenrüstung nicht gehen,“ schrieb er an den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.), als man ihn drängte. Aber die damalige Zeit ertrug solche Freiheit nicht, und so wurde er eben von Obrigkeit und Staats wegen gedrängt, bis schließlich „Leitsätze“ für einen „Evangelischen Missionsverein“ zu Stande kamen, welche 1842 die Genehmigung Friedrich Wilhelms IV. fanden. In der Sache änderte sich nichts. Gosner blieb alles in allem. Das änderte sich erst, als der dem Tode Entgegengehende 1858 sein Werk dem Generalsuperintendenten Büchsel in die Hände legte, der es wieder seinem Amtsnachfolger D. Braun († 1911) vererbte, dem Ober-Kons.-Rat D. Conrad (bis 1922) und Oberpfarrer Richter-Reichelm nachfolgten.

In der Zeit nach Gosner ist für die Entwicklung seiner Mission wohl niemand von so einschneidender Bedeutung gewesen wie Prof. D. Plath, Inspektor von 1871 bis 1901. Nach den kürzeren Abschnitten unter Prochnow und Ansoerge fiel ihm nach oder in schweren Krisen fast die Aufgabe einer Neubildung zu. Er hat sie gelöst und hat der Gosnerschen Mission damit zugleich seine Art, vor allem seine lutherische Art aufgeprägt und eingeflößt, wie sie ihr seitdem eigentümlich geworden und geblieben ist, so sehr, daß man versucht sein könnte, sie als „Plathsche Mission“ nicht zu bezeichnen, aber zu charakterisieren. Ein Mann von einer ungeheuren Arbeitskraft und rücksichtslosen Hingabe an die Sache, von tiefem Wissen um die Aufgaben seines Gebietes, das er auf 3 Visitationsreisen kennen gelernt hatte, war er innerlich damit so verkettet, daß seine letzten Stunden in den Sehnachtsruf und in Reiseplänen nach seinem Indien ausklangen.

Von den Gosnerschen Sendboten war durch Vermittlung des englischen Baptisten Start 1838 eine Gruppe in die Gangesebene gekommen und hatte gegenüber von Patna in Ghasipur das Haus eines Rennklubs zum Missionshaus und dessen Tanzsaal zum Kirchsaal gemacht. Von dort aus hatte sich diese Mission zu 5 Stationen ausgebaut. Sie hat in dem originellen Altmärker Ziemann († 1881), in dem fröhlichen Berliner Oberlehrer Dr. Ribbentrop (bis 1863) und zuletzt noch in Lorber sen. ihre Helden und Säulen gehabt, ist aber je länger desto mehr dem allgemeinen Geschick der Großstadt-Hindu-Missionen verfallen: kleine Zahlen, niederste Schichten,



keine festhaltenden Gemeinden. Hochschule, Waisenhäuser, Auszügigen-Asyl zeugten von der Treue derer, die nicht sahen und doch glaubten, und weit über die etwa 1000 Gemeindeglieder hinaus wirkte Lorber als christlicher Apotheker mit seinem Pestserum und seinem Schlangen-Gegengift.

Die Witwe eines in Barma (Hinterindien) ermordeten deutschen Forschers Dr. Helfer bot Gossner ihr Haus am Tenasserim-Fluß an. Am 8. Juli 1844 abgeordnet, gingen 5 Monate später 4 Sendlinge Gossners in Raskutta an Land. Grenzkiege versperrten ihnen die Weiterreise. Durch zufällige Begegnungen in den Straßen der Stadt oder durch englische Offiziere wurden sie auf ein Volk aufmerksam, welches landeinwärts auf einer mäßigen Hochebene hauste. Man nannte es seitdem: Kols. Es ist aber eigentlich kein Volk, sondern ein Gruppe von Völkerspittern, die zum mindesten in 2 völlig verschiedene Trupps zerfallen und nur das eine gemeinsam haben, daß sie Ureinwohner, Nicht-Arier, sind. Als solche verachtet, niedergetreten und verkommen, dazu wußte Dämonen-Anbeter und Trunkenbolde, forderten sie das Mitleid oder den missionarischen Elan der Gossnerschen Boten heraus. Gegen Ende 1845 waren diese an Ort und Stelle. Am 1. Dezember legten sie den Grund zu ihrem ersten Hause in Ranchi. Ein mehr als vierjähriges heißes Ringen um die Seelen hob an. Am 9. Juni 1850 beugten die ersten 4 Uraus ihr Haupt dem Taufwasser. Es ist schnell vorwärts gegangen. Der Militäraufstand 1854, welcher die weißen Missionare zeitweilig aus dem Land trieb, sprengte wohl an 700 Christen in die Waldverstecke, aber nicht aus ihrer Gemeinde. Diese Feuerprobe wurde überstanden, auch die schwerere noch, als 1868 ein Teil der Missionare nach einer schon seit 7 Jahren schleichenden Spannung sich einer Neuordnung versagte und mit der heimischen Leitung brach. Das bedeutete, daß die ersten Jesuiten sich zeigten und daß die Anglikanische Hochkirchliche „Ausbreitungsgesellschaft“ („S. P. G.“) auf den Plan trat und zwar 4 Missionare reordnete und etwa 200 „lutherische Sektierer“ rekonfirmierte, aber das Gros der Christen nicht umzustimmen vermochte. Es kam der Aufschwung unter Plath: 17 Stationen aus 6, 63 000 Christen aus 12 000. Es ist die Zeit besonders tüchtiger und erfolgreicher Missionare, so Rottrotts und Hahns, die Zeit, in welcher der schlichte westfälische Wiesenbauer Uffmann mit

seinem Musterasyl in Purulia sich zum „Vater der Ausfähigen“ auswuchs, die Zeit, in welcher die Grenzen weit in den Westen, in das Neuland von Barwe, Biru, Gangpur und Jaspur, verschoben, wo selbst den außerlandes Gegangenen in den Teeplantagen längs der Vorberge des Himalaya eigene National-Helfer, wie bei Dardschiling, und sogar Missionare, wie in Assam, nachgesandt wurden.

Im Jahre 1915 standen in Tschota-Nagpur und den oben genannten Grenzlandschaften, d. h. in einem Gebiete etwa von der Größe Preußens, 22 Hauptstationen, um welche sich 88 225 Getaufte und 10 628 Taufbewerber scharten; mit denen in Assam waren es im Ganzen 102 000. Ein ausgedehntes Schulnetz überzog das Land. 13 Raiffeisenbanken mit 34 000 Rupies Bestand bedeuteten die ersten glücklichen Schritte auf dem Wege der wirtschaftlichen Selbsthilfe. Die Zeit davor bedeutete ein fortgesetztes Ringen mit den sozialen Fragen, der Landfrage, und all den Bewegungen, Unruhen und Putzchen, die daraus resultierten und zuweilen in Blut oder auch in Grotesken ausmünden konnten. Sie bedeutete den Jesuitensturm mit und nach Vater Lievenz seit 1887, der Tausende in den Schoß der römischen Kirche schaffelte und einen Riß durch das Volk sprengte, dessen Apostel die Gognerschen Sendlinge gewesen waren. Sie bedeutete ein stetiges Konsolidieren der Arbeit, bedeutete, daß man Wege zu einer Vervelfständigung ertvog.

Da kam der Krieg. — 1914 wurde der erste Gognersche Missionar eingesperrt, die übrigen 33 folgten mit allem, was zu ihnen gehörte. Ende Mai 1916 wurden die letzten in London an Land gebracht. Die Kolmission war ohne Missionare. In der Gangesmission blieben 3 Nicht-Reichsdeutsche unter Entbehrungen und über Behandlung aller Art, bis es nach des greisen Vorbeer Tod gelang, auch sie hinauszudrücken und ihre Stationen und Gemeindlein englischen Missionen in die Hand zu spielen.

Das Schulwesen der Kolmission nahmen im Auftrage der Regierung 5 anglikanische Missionare in ihre Obhut. Bischof Westcott erbot sich, den 43 eingeborenen Pastoren ein treuer Berater zu sein, ohne den Bestand der Gognerschen Mission anzurühren. Im Großen und Ganzen geschah das wohl auch. Aber das Predigersseminar in Ranchi ging ein, ebenso das Lehrerseminar in Govindpur. Das Ausfähigenasyl in Purulia

wurde der Church Missionary Society übergeben. 1817, als man drüben wohl schon mit der Katastrophe vom November 1918 rechnete, hörte man auf Umwegen klar und deutlich von dem Plan, die Gopnersche Mission mit der S. P. G. zu vereinigen. Anfangs 1918 vergibt die Regierung ein Stück Gopnerschen Stationslandes in Ranchi wie herrenloses Gut. Hiergegen erfolgreicher Protest unter Führung eines Gopnerschen Pastorensohnes Patras Hurab, der auch mit süd-indischen lutherischen Christen Fühlung sucht. Man wendet sich an das Indische National-Missions-Konzil, welches eine Vierer-Kommission zur Untersuchung der Lage in Chota-Nagpur ernennt. Diese bereist das Land und erfragt in 9 stark besuchten Zentralversammlungen die Meinung der lutherischen Christen und erkennt jedenfalls keine Neigung zur S. P. G., aber den deutlichen Wunsch nach den einzigen Bekenntnisbrüder, die in Betracht kommen, amerikanischen Lutheranern. Das wird von der Regierung scharf abgewiesen. So kommt es zum einzigen Schritt, der noch übrig bleibt, zur Selbstständigkeitserklärung der „Evangelisch-Lutherischen Kirche von Chota-Nagpur und Assam“ vom 10. Juli 1919. Das festlich begangene 75jährige Jubiläum der Kolsmision 19. bis 23. November 1920 schließt ab mit einer Verfassungsgebung, welcher am 30. Juli 1921 die gerichtliche Eintragung in Patna folgt.

Die Kolskirche zählte nach ihrem Gemeindeblatt „Gharbandu“ („Hausfreund“) Ende 1925: 100 315 Getaufte, 5521 Taufbewerber, 43 995 Konfirmierte. Bei 441 Kirchen und Kapellen standen 56 Pastoren, 19 Kandidaten, 377 Katechisten und 1723 andere Helfer. Zuwachs durch Erwachsenen-Taufe 1461, Kindertaufen 3907. Gemeinde-Einnahmen 32 561 Rupies. 328 Lehrer und 56 Lehrerinnen unterrichten in Elementarschulen: 3941 und 1645, in Mittelschulen 1041 und 187, in der Höheren Schule 166 und 9 Schüler und Schülerinnen. 14 949 Personen können lesen und schreiben. 22 junge Männer studierten an Universitäten.

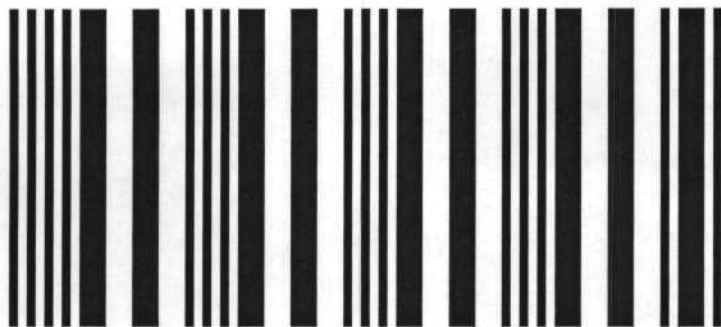
Daraus wurden bis zum Ende 1927 rund 113 000 Getaufte, darunter 50 000 Konfirmierte, 6000 Taufbewerber, 65 Pastoren, 5100 Schüler, 2000 Schülerinnen.

Die Selbstständigkeitserklärung von 1919 wollte keine Emanzipation von den deutschen Missionaren sein. Deren Rückkehr wurde damals von der Britischen Regierung ent-

schieden verneint. Wiederholt sind alte Missionare mit Namensnennung von der „Selbständigen Kirche“ zurückgerufen worden. Sie bedürfen ihrer zur Erfüllung bestimmter Aufgaben, denen sie selbst allein noch nicht gewachsen sind. Nach der Richtung hin ging auch der einstimmige Beschluß der Synode von 1925. Das und manches andere hat langsam den Riegel von der verschlossenen Tür zurückgeschoben, so daß im Laufe des Sommers 1926 2 der alten Gossnerschen Missionare die Erlaubnis zu einer Besuchsreise von 4 Monaten erhielten. Die Frist ist unbefristet verlängert worden. Weiteren Kräften steht das Nachrücken unter Wahrnehmung bestimmter Formen frei. Manches hat sich im Lande verändert und verändert sich noch — ob zum Besseren oder Schlechteren, wer will das sagen? Aufgaben sind geblieben. Sie fordern ihre Erfüllung. Diese Verpflichtung bleibt.



Ende



00000000

Anfang

ഗുണിന

**DER  
ERSTE**

**BAU-  
STEIN**

**ZUM WIEDER-  
AUFBAU DER  
GOSSNERSCHEN  
MISSION**

W



# DER ERSTE MISSIONSBERICHT

## *Liebe Heimatgemeinde!*

Nach fast acht Jahren kann ich Dir heute einen Bericht schicken über Dein Werk, das Du nun schon über hundert Jahre treibst.

102 Jahre Missionsarbeit unter den Einwohnern von Chota Nagpur! Was ist ihr Ergebnis? Freudigen Herzens kann ich Dir heute schreiben, daß die Sache Christi in Indien vorwärtsgeht. Wir sind unserem Herrn Christus dankbar dafür, daß Er auch während des Krieges Seinen starken Arm so herrlich offenbart hat. Unsere Missionskirche zählt heute 162 000 Glieder. Wie schwer ist es doch, auch nur einen einzigen Menschen für Christus zu gewinnen. Und wieviel schwieriger ist es, den einen Menschen, der für Ihn gewonnen wurde, auch bei Ihm festzuhalten. Wenn unsere Christen als fünfte Generation (in Indien berechnet man eine Generation mit 25 Jahren) noch die erste Liebe unter sich brennen hat, dann ist es ein großes Wunder. Doch auch das muß gesagt werden, daß die Zahl derer, in denen das Feuer der ersten Liebe brennt, in jeder Generation klein ist. Aber durch diese kleine Schar bringt der Herr Seine große Sache vorwärts. Von dieser kleinen Schar lebt die ganze Kirche.

Manmassi, einer unserer Christen hier, gehört zu dieser kleinen Schar. Von ihm möchte ich heute berichten. Ganz zufällig wurde ich zu ihm geführt. Der Pastor Tiga sagte mir eines Tages: „Übermorgen muß ich nach Tonto fahren, um mich zu erkundigen, wie es um Manmassi steht.“ Ich fragte ihn, ob es ihm recht wäre, wenn ich mitkäme. Er war einverstanden und freute sich über meine Bereitschaft.

Das Dorf Tonto ist ein reines Uraodorf. Über 70 heidnische Uraofamilien leben dort, die die drei Christenfamilien bedrängen. Besonders gegen den jungen Manmassi ist der Kampf entbrannt. Man weigert sich, ihn Wasser aus dem Brunnen schöpfen zu lassen. Der Dorfhirt darf sein Vieh nicht mit auf die Weide nehmen. Die halbreife Ernte wurde ihm des Nachts gestohlen, so daß ihm nur ein Teil übrig blieb, von dem er seine Familie und sich ernähren kann. Eines Nachts wurde er überfallen und blutig geschlagen.

Warum bedrängen die Heiden Manmassi nun schon über drei Jahre so hart? Sie wollen ihn zwingen, wieder Heide zu werden oder das Dorf, sein Feld und Haus zu verlassen. Zwei Fronten stehen sich gegenüber. Es geht in dem Kampf um nichts weniger als um das ewige Leben. Christus und der Teufel ringen um die Seele des Manmassi. Aber warum ist es denn

überhaupt dazu gekommen, daß Manmassi zum Kampfplatz dieses Ringens wurde? Hat er sich den Heiden gegenüber vergangen? Nein, Manmassi ist ohne Schuld. Vor etlichen Jahren raffte eine Seuche viele Menschen im Dorf dahin. Die Überlebenden lenkten ihre Schritte zum Zauberpriester und forschten nach der Ursache der Seuche, die das Dorf befallen hatte. Da warf der Zauberpriester die Würfel, und als sie fielen, deuteten sie auf Manmassi hin: Er sei schuld; die Geister wollten ihn nicht im Dorfe dulden; weil die Dorfgemeinschaft ihn nicht ausstoße und verjage, darum die Strafe. Und der Zauberpriester befiehlt: „Fort mit ihm aus eurem Dorf!“ Das ist die Ursache der Verfolgung. Der Teufel treibt hier sein betrügerisches Spiel. Das ganze Dorf steht in dem Bann des Zauberpriesters, der eine satanische Macht über die Seelen ausübt. So gewinnt der Teufel mehr und mehr Raum in den Leuten. Haßerfüllt kämpfen sie gegen den Herrn Christus, der in Manmassi Gestalt gewonnen hat. Die Waffen der Finsternis schlagen scharf gegen die Waffen des Lichts. Die Heiden führen ihren Kampf in der Nacht, weil sie das Licht scheuen. Manmassi schwingt sein Schwert am Tage, weil er weiß, daß Christus der Herr des Lichts ist. Von welcher Art ist nun sein „Kampf“?

Gute Freunde kamen Manmassi zu Hilfe. Sie riefen den Arzt, der Manmassi ein ärztliches Gutachten für die Wunden, die ihm die Heiden geschlagen hatten, ausstellte. Das Gericht wurde angerufen. Die Klage wurde angenommen. Der Termin wurde festgesetzt. Und was tat Manmassi? Er kümmerte sich nicht um den Termin, er ließ ihn verfallen und ging nicht zum Gericht. Wir waren dafür, den Termin wieder aufzunehmen, doch Manmassi lehnte es ab. Seine Antwort war: „Ich will nicht den Weg des Gerichtes gehen, es wird dadurch nur schlimmer, ich gehe den Weg, den mir Christus in seinem Wort und Wandel weist. Ich muß das Kreuz tragen und durch Geduld und Liebe versuchen, die Leute innerlich zu überwinden.“ Wir wurden alle durch diese Haltung tief beschämt und wehrten Manmassi nicht. Wir hoben unsere Hände zu Gott empor und beteten für den Streiter, der sich ganz der Nachfolge Jesu hingegeben hat, der seine Lebensweise nach dem Worte Gottes ausrichtet und seine Kraft nur aus der Schrift schöpft. Als wir mit ihm gebetet hatten, dankte Manmassi uns: Wir hätten ihm durch das gemeinsame Gebet geholfen, den Kampf des Glaubens, den er an vorderster Front führen muß, weiterzukämpfen.

Als wir unseren Bruder so getröstet hatten, gingen wir auf die Dorfstraße, um mit den Heiden zu reden. Es war uns aber nicht vergönnt, mit ihnen in ein ernstes Gespräch zu kommen. Die gesamte Bewohnerschaft feierte ein Fest, das schon etliche Tage im Gange war und noch vierzehn Tage dauern sollte. Noch nie hatte ich in meinem Leben so viele Menschen auf einmal betrunken gesehen. Das ganze Dorf war berauscht. Als wir das sahen, ließen wir von unserer Absicht, mit ihnen zu verhandeln, ab.

Nun wird wohl die Frage kommen: Machen die Heiden es immer so? Nein, die Uraos leben nicht alle Tage in dieser Weise. Sie sind fleißige Bauern, können viel leisten und sind zum Teil auch sehr begabte Menschen. Aber wenn die Ernte eingebracht ist, der Bauer Zeit hat, gerät er außer

Rand und Band. Gerade diese Gegend ist bekannt für die Trunksucht der Bauern. Hoch geht es auf den Verwandtschaftsfeiern zu. Eine Dorfgemeinschaft besucht die andere. Sie halten gut zusammen. Nur schwer verträgt es die Dorfgemeinschaft, wenn ein Glied sich von ihr trennt. Sie wird immer bestrebt sein, das verlorene Glied wiederzugewinnen. So kämpft auch um Manmassi Tonto einen Kampf. Alle Mittel sind recht. Aus solch einer Feier, wie sie gerade vor sich ging, holen sich die Heiden Mut und Kraft zum Kampf gegen das Licht. Solche Feiern sind die Burgen, in denen sie sich zum Kampf rüsten. Gerade diese Feste sind mit die stärksten Hindernisse für die Uraos, zum Christentum überzutreten. Sie gehören zu ihrem Lebenselement, und wehe, wenn sie sich hier bedroht fühlen. Mit dem Teufel im Bunde werden sie sich dagegen wehren.

Jetzt verstehen wir, wie groß die Gefahr für eine kleine Schar von Christen ist, mitten unter lauter Heiden zu leben. Ich sprach mit Manmassi und fragte ihn, ob er sich nicht vor der Hemmungslosigkeit dieser Menschen fürchte. Aber er verneinte es. Und wer ihm in das Gesicht sah, fand keine Spur von Furcht. Seine Augen waren klar. Sein Gesicht strahlte Ruhe aus. Er weiß, daß er viel Unrecht erdulden muß, er trägt dieses Unrecht im Glauben an seinen Heiland und Herrn, der ihn in seine Nachfolge gerufen hat. Und Manmassi lebt von der Hoffnung, daß einst auch in seinem Dorfe Christus siegen wird.

Geduld und viel Liebe ist hier not. Es darf aber nicht nur bei einem Abwehrkampf bleiben, es muß auch etwas für die Heiden getan werden. Nicht, weil wir es wollen, sondern weil Gottes Wort es so will. Das Dorf sollte eine Schule erhalten, um durch die Kinder an die hartgesottenen Alten heranzukommen. Gegenwärtig ist es nicht möglich, weil das Geld für den Lehrer fehlt. Es ist so hart, zusehen zu müssen, daß es daran immer wieder fehlt. Nur 15 Rupien jeden Monat, und schon könnte ein Lehrer angestellt werden. Fleißiger Besuch des Pastors oder des Missionars, und wenn Gott seinen Segen gibt, würde Tonto ein Ort der Anbetung für Jesus Christus werden.

Wir beten darum, daß auch aus der Heimat einmal wieder Hilfsmittel kommen möchten, um die Sache des Herrn vorwärtszutreiben. Möge er selbst uns dafür die Tore öffnen! Die Arbeit für uns Missionare ist hier noch sehr groß. Sechs Millionen Heiden sind noch in Chota Nagpur zu evangelisieren. Diese Arbeit wartet wieder von neuem auch auf die Hilfe der Goßner-Gemeinde in der Heimat. Liebe Heimatgemeinde, ringe mit uns, die wir an der Front stehen, daß der Herr uns Wege und Mittel schenke, Sein Wort vom ewigen Leben und von der Errettung vom Tode zu verkünden. Schließe Manmassi in Dein Gebet ein, daß er standhaft bleibe. Bete auch für uns, die wir hier arbeiten dürfen, daß wir fleißig und treu unseren Dienst ausrichten mögen. Alles aber geschehe zur Ehre Gottes. Es grüßt Dich

Dein

Lohardaga (Britisch-Indien)

Helmut Borutta

# Der erste Baustein zum Wiederaufbau der Goßnerschen Mission

U nser altes Missionshaus ist bei den Kämpfen um Berlin ausgebrannt. Noch steht die Hausfassade, überragt von dem steinernen Kreuz, dem Wahrzeichen unserer Mission. Wie durch ein Wunder erhalten blieb nur der Kirchsaal, der Versammlungsraum der bekennenden Gemeinde, so daß das Wort Gottes ohne Unterbrechung weiter verkündigt werden konnte.

Unsere Missionsgemeinden und Freundeskreise in Ost- und Westpreußen, in Pommern und Schlesien, haben ihre Heimat verloren und leben über ganz Deutschland zerstreut. Zu ihrer und unserer alteingesessenen Missionsfreunde Betreuung in Nord-, West- und Süddeutschland müssen wir eine zweite Arbeitszentrale im Westen einrichten.

In Indien arbeiten wieder zwei Missionare und zwei Missionsschwestern auf unserem Missionsfeld. Weitere Kräfte werden dringend gebraucht, da durch die Dörfer in den heidnischen Randstaaten, die an das alte Kernland unserer Mission grenzen, ein Erwachen zum Christentum geht. Zur Ausreise stehen zwei Missionare bereit.

Aber es werden zwei bis drei Jahre vergehen, bis eine Aussendung wieder möglich sein wird. Diese Zeit gilt es zu nutzen. Bis dahin muß in der Heimat das Fundament gelegt sein, auf dem sich die Missionskirche in Indien erhebt.

Darum rufen wir allen unseren Missionsfreunden zu: Werkleute Gottes, ans Werk! Helft uns beten, helft uns bauen! Jeder, der dieses Blatt in die Hand bekommt, möge die Verpflichtung fühlen, etwas zum Wiederaufbau unserer Heimatbasis beizusteuern. Für jede, auch die kleinste Gabe — sind wir dankbar. Die Beträge können an die unten angegebenen Konten überwiesen werden. Doch auch jedes Pfarramt ist bereit, Gaben entgegenzunehmen und sie an die Goßnersche Mission weiterzuleiten.

## WER REICHT UNS DEN ALLERERSTEN BAUSTEIN ZU?

Das Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft

Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 12½

grüßt alle aufbaubereiten, hilfreichen Brüder und Schwestern mit dem Baupruch Zinzendorfs:



**W**ir wolln uns gerne wagen  
in unsern Tagen  
der Ruhe abzusagen/  
die's Tun vergißt +  
**W**ir wolln nach Arbeit fragen/  
wo welche ist/  
nicht an dem Amt verzagen/  
uns fröhlich plagen  
und unsere Steine tragen  
aufs Baugerüst +  
**ZINZENDORF**

### Unsere Postscheckkonten:

a) für die russische Zone:

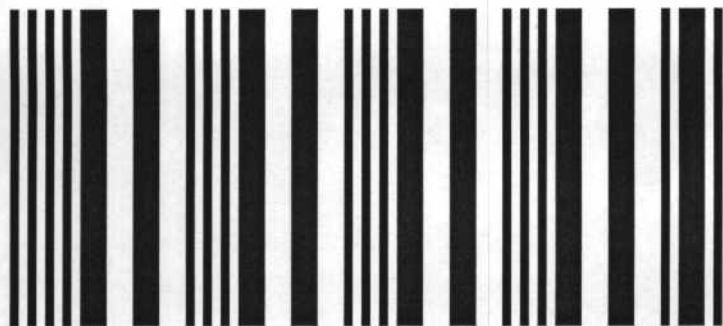
Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 12  
Postscheckamt Berlin, Konto-Nr. 79 50

b) für die englische Zone:

Dr. Kurt Thude, Hope-Eickel (Westf.), Postscheckamt Hannover, Konto-Nr. 108 305.

c) für die amerikanische Zone:

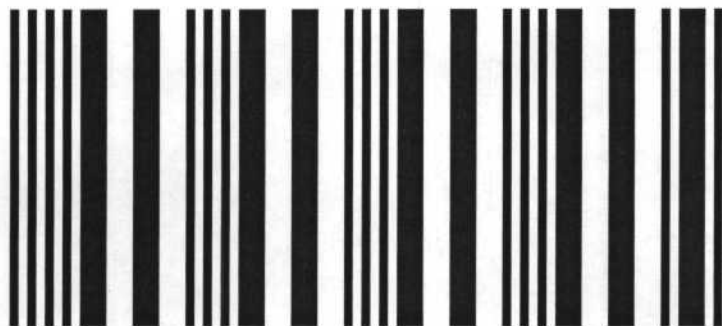
Kreissparkasse Lichtenfels-Staffelstein, Hauptstelle Lichtenfels, Postscheckamt Nürnberg.  
Konto-Nr. 39 07, für Girokonto 143 Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau,  
Württembergische Landessparkasse Stuttgart, Postscheckamt Stuttgart, Konto-Nr. 299, für  
Konto-Nr. 762 030 Goßnersche Mission.



00000000

Ende

Ende

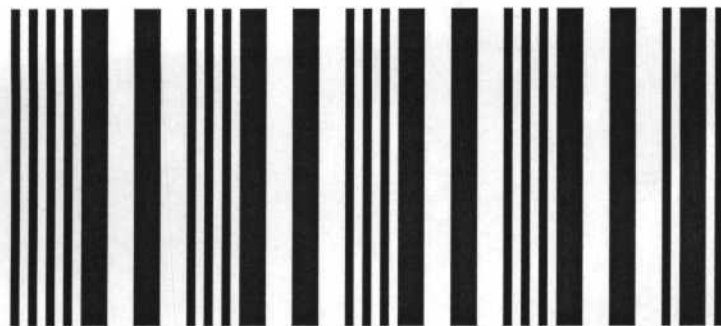


00000000

Anfang



အမည်



00000000

Ende



# Weite Fahrt

## Stille Nacht – heilige Nacht.

Erst vier Wochen war er in Indien – der junge Missionar. Und heute feierte man den Heiligen Abend. Grammatik und Sprachbücher waren weggeräumt, die brauchte man in den Feiertagen nicht. Dafür sollte die einfache Stube recht weihnachtlich ausgeschmückt werden, daß man trotz des tropischen Landes merken konnte, daß Weihnachten sei.

Aber wie sollte man den schmucklosen Raum in ein Weihnachtszimmer verwandeln? Der junge Missionar blickte sich ratlos um. Da benötigte man als erstes einen Tannenbaum! Und wo sollte man den herholen im Palmenland Indien? Nein – auf den Christbaum mußte man verzichten; soviel stand fest!

Hin und her wanderte der Missionar. Wenn er sich Zweige vom Kasuarinenbaum holte, wie die anderen Missionsleute es taten? Ach nein – das war ja nur Ersatz. Und zudem fehlt den Kasuarinen der Tannenduft, wenn sie auch gewiß deutlicher an den deutschen Tannenbaum erinnern als mancher andere Ersatzbaum. Nein – wenn schon kein Christbaum aufzutreiben war, so durfte auch kein anderer Baum ins Zimmer herein!

Aber Lichter könnte man anzünden! Der Missionar zog eine Schublade auf und suchte darin herum. Vielleicht waren von seinem Vorgänger noch irgendwelche Schätze vorhanden:

Silberschmuck und Weihnachtsterne. Oh - weit gefehlt! Alles mögliche lag sorgfältig in kleine Schachteln verpackt, aber nirgends ein noch so kleines Lichtstümpchen; von Silberschmuck und Weihnachtsternen gleich gar nicht zu reden. Vergerlich stieß der Missionar die Tischschublade wieder zu; aus nichts konnte er sich wirklich keine Weihnachtstube schmücken.

Im Blechkoffer endlich fand sich ein weißes Tisch Tuch. Das wurde feierlich über den Tisch gebreitet - so, jetzt sah das Junggesellenheim doch etwas wohlnic aus. Aber weihnachtlich?? - Nicht die Spur!

Und heiß war es. Der junge Missionar trat unters offene Fenster. Schwüle Lüfte strichen herein, trotzdem draußen schon tiefe Dunkelheit herrschte. Ach - wenn vom Himmel die Flocken geriebelt wären - leise und sacht wie daheim zur Weihnachtszeit - vielleicht hätte man eher geglaubt, daß heute Heiliger Abend sei.

Der einsame Missionar zündete die Lampe an. Sollte er nun Weihnachtslieder singen? Ach nein - ohne Instrument wollte das nicht gehen. Er bekam plötzlich ganz heiße Sehnsucht nach seinem schönen Harmonium, das in der Heimat geblieben war. Ja, wenn er das hier gehabt hätte, dann wollte er mit Freuden dem Christkind seine Lieder singen. Und vielleicht könnte man über dem Musizieren das Heimweh vergessen!

Das Heimweh! Ja, das quälte! Mehr noch als der fehlende Tannenbaum. Mehr noch als die Lichter mit ihrem leuchtenden, frohen Schein. Der Vater, die Mutter - Geschwister und Freunde, die hatten doch immer mit zum Weihnachtsfest gehört. Ganz stark sogar. Gemeinsam war man unter dem brennenden Baum gestanden. Der Vater hatte das Weihnachtsevangelium gelesen, und ein Lied nach dem anderen war erklingen. Und heute saß man in Indien - verlassen und mütterseelenallein. Kein Wunder, wenn die Weihnachtsfreude nicht aufkommen wollte.

Immer weiter grübelte der Missionar. Wenn man wenigstens die braunen Jungen und Mädchen von der Straße hätte holen können, um ihnen die Weihnachtsgeschichte zu erzählen! Aber damit war's gleich gar nichts! Der schweren Sprache wegen. Ein paar Worte Ma l a y a l a m konnte der Missionar mit Ach und Krach zusammenbringen, das war alles! Das reichte aber längst nicht aus, um die Weihnachtsgeschichte zu erzählen.

Horch - Musik!! Der Missionar stürzte ans Fenster. Posaunen? Wollten sie da drunten auf dem freien Platz ein Weihnachtslied spielen? Oh - weit gefehlt! Nach ein paar Trompetenstößen erklang eine greuliche Blechmusik. Deckel klapperten aneinander, Dudelsäcke quietschten darein, Trommeln dröhnten dumpf dazwischen, Hörner schrillten grauenhaf, Menschenstimmen fehlten - ein Heidenlärm! Sie feierten wohl ein Fest im nahen Gözentempel drüben.

Das hatte eben noch gefehlt! Entrüstet schloß der Missionar seine Fenster. Schauerlich - dieser Radau! Und das sollte Weihnachten sein? Die stille, heilige Nacht, in der daheim jedes Dörflein in feierlicher Ruhe lag?

Durch die geschlossenen Fenster drang immer noch die Musik. Und nicht genug damit! Ueber der dünnen Zimmerdecke fing plötzlich ein Tanzen und Poltern an - ein Kreischen und Miauen, daß einem Hören und Sehen verging! Wilde Katzen hatten sich das Bambusdach zu ihrem Treffpunkt auserkoren, und nun sausten sie da oben herum und kreischten mit den Leuten auf der Straße um die Wette.

Wilde Ragen - Bieschmusik - Tropenwärme - Einsamkeit - konnte man denn da die Heilige Nacht feiern? Und kein Tannenbaum, kein brennendes Lichtlein, kein liebes Gesicht - fehlte da nicht einfach alles, was zum Weihnachtsfest gehört?

Auf dem weißgedeckten Tisch lag ein schwarzes Buch. Die goldenen Buchstaben darauf glänzten. Glänzten so stark und froh, daß der Missionar plötzlich darnach griff. Die Bibell! Ach, er hatte noch nicht einmal seine Abendandacht gehalten. Und die Weihnachtsgeschichte wollte er doch auch lesen. Die gehörte ja in allererster Linie zum Weihnachtsfest. Da, wo das Zeichen drin lag, da schlug der Missionar die Bibel auf. Und fand ein Wort, das ihm tief bis ins innerste Herz hineindrang. Ein Wort, das ihm von klein auf geläufig war, das aber jetzt erst lebendig wurde: „Siehe, Ich stehe vor der Tür und klopfe an.“ Wem galt das Wort? Das galt eben ihm und niemand anderem sonst.

Vom jungen, heimwehtranken Missionar wich die Einsamkeit. „Ich stehe vor der Tür und klopfe an.“ Da wartete der Herr Christus vor seiner Tür und wollte bei ihm einkehren. Und er - er hatte sein Klopfen überhört vor lauter Heimwehgedanken, vor lauter Aerger über den Heidenlärm und die Ragenmusik. Auf Weihnachtsstimmung hatte er gewartet und nicht auf den Freudenbringer - den Herrn Christ!

Die Tür an der Hütte blieb fest verschlossen. Die kleinen Fenster auch. Die Herzenstür aber tat der junge Missionar weit, weit auf. Ein Lied kam ihm auf die Lippen, und er sang es mit froher Stimme, ganz ohne Instrument:

„Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist.	Ach zeuch mit deiner Gnade ein, dein Freundlichkeit auch mir erschein.“
--	--

Das schmucklose Zimmer war zur Weihnachtsstube geworden. Der Herr Christus erfüllte es mit seiner Gegenwart. Und wo Er hinkommt, da wird's Weihnachten!

## Asaphs Weihnachtstube.

Wo sie alle hinzogen, die Leute von Tarkama (Indien)? Fast aus jedem Hause kam eine Gestalt hervor und schloß sich dem kleinen Zuge an, der durch die Straßen ging. Und Nacht war's doch, zudem der 24. Dezember, wo man am liebsten zu Hause bleibt.

Zu Asaph wollten sie. Der hatte alle seine Nachbarn und Bekannten eingeladen. Keins wußte so recht, was er von ihnen wollte. Aber daß eine Ueberraschung in Asaphs hübschem Hause wartete, das wußten sie gewiß. Denn Asaph war ein Christ, und immer noch hatte er seinen Nachbarn nur Gutes getan.

Vor seinem kleinen Hause stand Asaph und begrüßte die ankommenden Gäste. Er strahlte übers ganze Gesicht. Weihnachten feierte er heute, da sollten sie alle mitfeiern: die Christen und Heiden von Tarkama, ein jedes eben, das kommen wollte.

Sprachlos standen die Leute, als sie von Asaphs Veranda in seinen Wohnraum sahen. Ja, gab es denn so etwas Schönes? Da stand in der Mitte ein großer Weihnachtsbaum, zwar keine deutsche Tanne, aber ein indischer Ambabaum. Und was für wundervolle Sterne daranhingen, aus buntem Seidenpapier gemacht!

„Und seht, die langen Ketten dort oben!“ rief selig ein kleines Mädel. Die Frauen schauten hinauf, die Männer auch. Oh - fein! Da liefen von der Mitte der



Decke nach allen Richtungen der Wände und Ecken bis an den Fußboden lange Ketten. Diese bestanden aus hübschen Kernen, Samenkörnern eines Baumes, die auf langen Schnüren aneinandergereiht waren. Hübsch sah das aus - wunderbar!

Asaphs Gäste setzten sich auf die Matten am Boden. Jetzt erst hatten sie einen Blick für die Wände, die zum Teil mit lauter Papierbuchstaben bedeckt waren. Bibelsprüche standen dort. „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ leuchtete es hinter dem Christbaum hervor. „Christ, der Retter, ist da!“ hieß es an der and



Wand. „Euch ist heute der Heiland geboren!“ stand gleich daneben, und wo man hinblickte, da strahlten einem Bibelsprüche entgegen.

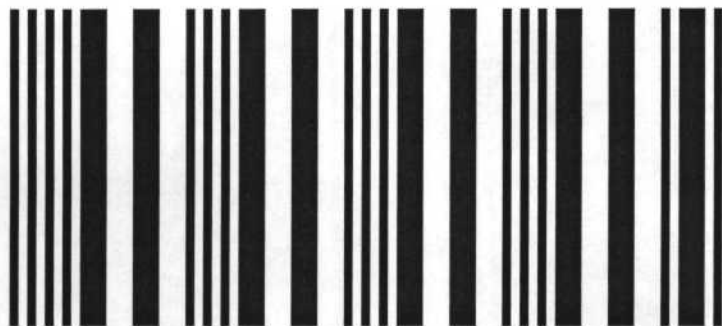
Still saßen die Leute wie in der Kirche. Auch Asaph schwieg. Er konnte nicht predigen wie der weiße Missionar, aber die Bibelworte redeten ja. Da brauchte man kein Menschenwort dazu.

Freilich ganz schweigen wollte Asaph trotzdem nicht. Singen konnte er. So stellte er sich vor den Baum und sang mit froher Stimme: „Parmeschwar prem hei (Gott ist die Liebe)!“ Immer jubelnder sang er, immer lauter - sie sollten es alle mit heimnehmen: Christen, Heiden und Mohammedaner: „Gott ist die Liebe - Er liebt auch mich!“

Mit frohen Angesichtern zogen die Leute endlich nach Hause. Sie hatten die Weihnachtsbotschaft vernommen. Asaph hatte sie ihnen verkündigt - nicht mit Worten - sondern durch seine Weihnachtsstube.

Schriftleitung: Silke Lorch, Großheppach/Württemberg. Stellvertretende Schriftleitung: Alice Vöhring, Berlin. Verlag: Heimatdienstverlag, Berlin NO 18, Am Friedrichshain 34. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Gohnerischen Missionsgesellschaft und kann bezogen werden bei der Gohnerischen Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20. Postcheckkonto Berlin 7950. Die Einzelnummer kostet 1 Pf. (und Versandkosten). Druck: Montanus-Druckerei, Berlin.

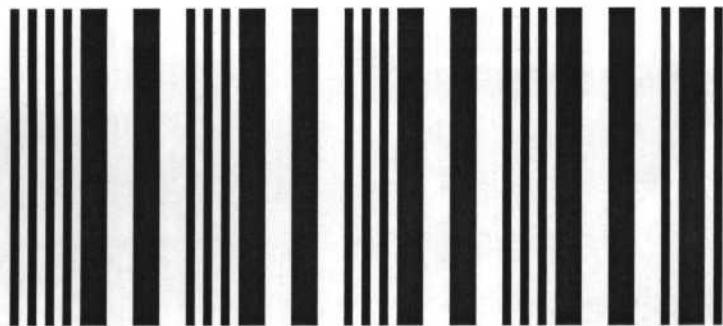
Ende



00000000

Anfang

ഗ്രന്ഥ



00000000

Ende



# • † Blätter für ○ Mission

2. Jahrgang

Juni 1941

Wenn ich erhöht werde von der Erde,  
will ich sie alle zu mir ziehen

Joh. 12, 32

Hundert Jahre ist es her, daß am 3. Juni 1841 das erste allgemeine Missionsfest im Ravensberger Land gefeiert werden konnte. Die große Marienkirche auf dem Stiftsberge bei Herford war übertoll. Man hielt die Türen geschlossen, um die Leute, die in Scharen schon zeitig gekommen waren, von Ungebürlichkeiten abzuhalten. Als sich aber die Pforten öffneten, war im Umsehen die Kirche gefüllt. Nur einer fehlte noch: der Festprediger, Pastor Weibezahn aus Osnabrück. Nach kurzer Überlegung baten die Brüder Pastor Volkering, für den Ausgebliebenen einzutreten. Mit Mühe fand er auf dem Umweg durch die Beichtkammer einen Weg zur Kanzel.

In der Kirche hängt ein großes hölzernes Kreuzifix. Darauf wies er hin und verlas die Worte unseres Textes und sagte dazu: Der gekreuzigte Heiland zieht durch gläubige Christen die Heiden zu sich. So sendet er seine Boten aus in alle Welt, die das Heil verkündigen, und ruft die Christen in der Heimat, daß sie die Hände falten und aus ihrer Mitte immer wieder neue Boten in die Reihen der Kämpfenden hinaus schicken. Durch bekehrte Heiden zieht der gekreuzigte Heiland die Christenheit zu sich. Die Christenheit draußen unter den Heiden widerlegt alle die Vorwürfe und Schmähungen, die abgefallene Christen gegen das Evangelium in unseren Tagen erheben. Es ist und bleibt Gottes Kraft, selig zu machen alle, die daran glauben.

Aber wie wir durch die kleine, niedrige Pforte der Beichtkammer gebückt eingehen mußten in diese volle Kirche, so können wir auch zur gläubigen Christenchar nur gehören, wenn wir uns tief, tief bücken und eingehen durch die enge Pforte, Jesus Christus, der die Tür zum Leben ist. Unsere Sünde hat den Heiland ans Kreuz gebracht. Ach, daß wir unsere Sünde erkannten und das Heil, daß Er gebracht hat.

Wir kennen nicht mehr den genauen Wortlaut der Predigt, sondern nur noch diesen ungefähren Inhalt. Jene Versammlung war das erste große Siegesfest, das über die nächste Umgebung Ravensbergs hinaus vor hundert Jahren sichtbar werden ließ, daß Christus seine Gemeinde in unserem Volk hat. Wenn wir nun das hundertjährige Jubiläum begehen, so gebe Gott, daß es gesegnete Tage für die ganze Schar der Missionsfreunde in Deutschland werden, die uns hinweisen auf Ihn, der am Kreuz erhöht wurde, um uns alle zu sich zu ziehen!

Barmen

Delius

## Die Missionschule, ein Segen für viele

Mit besonderer Freude und Liebe denke ich an meine letzten Arbeitsjahre in China zurück. In Arbeitsgemeinschaft mit der Berliner Mission galt mein Einsatz der Heranbildung chinesischer Prediger. Reich an Enttäuschungen, aber auch reich an Freuden und Erleben sind die drei Jahre in Kanton für mich gewesen.

Doppelt reich sind diese Jahre in Kanton für mich geworden durch den Dienst an unserer Kantonner Christengemeinde. Sie ist sozusagen aus dem Nichts entstanden und war eines Tages einfach da. Tatsächlich ist vor Gründung der Gemeinde von der Rheinischen Mission in Kanton nicht gearbeitet worden. Aber aus dem Nichts entstanden, das stimmt nun doch nicht. Unsere Kantonner Gemeinde ist eben doch die Frucht vieler treuer, hingebender Arbeit, ist die Ernte aus einer Aussaat auf Hoffnung; ist Segen unserer Schularbeit. Fast alle Mitglieder unserer dortigen Gemeinde sind durch den Dienst unserer Schulen in die Lebensaufgaben hineingeführt worden, die sie in der südchinesischen Hauptstadt gefunden haben. Daß sie die Gründung einer Rheinischen Missionsgemeinde durchweg mit heller Freude begrüßten, mag der Beweis dafür sein, daß ihnen die Schule nicht nur den Weg ins Leben gebahnt hat, die Schule hat auch das Fundament legen dürfen für ihren Glauben an Christus. Bei meinen Hausbesuchen in unseren Kantonner Christenfamilien habe ich dann immer wieder feststellen dürfen, wie segensreich sich die Erziehung in einer christlichen Schule für Familie und Gemeinde auswirkt. Ist die Mutter durch eine christliche Schule gegangen, dann ist allermeist ohne weiteres ein christliches Familienleben mit Hausandacht und Unterweisung der Kinder gegeben. Eine Familie mit christlicher Sitte wirkt auch in heidnische Umgebung hinein. Im Blick auf die werdende Kirche und Gemeinde werden einem dann auch Schulfächer wertvoll, bei denen nicht die Bibel im Mittelpunkt steht. Inmitten einer heidnischen Welt mit einer Kindersterblichkeit, die oft ans Unwahrscheinliche grenzt, sind gesunde Christenfamilien mit einem herzerquickenden Kinderreichtum eine wahre Augenweide. Frucht der Erziehung von jungen Männern und jungen Mädchen in christlichen Schulen! Wie kann auch äußere Sauberkeit und Ordnung zur Hilfe werden für Ordnung und Sauberkeit im Christenleben. Demgegenüber muß man oft mit Erschütterung feststellen, daß junge Christen, die direkt aus dem Heidentum den Weg zur Gemeinde gehen, mit dem Kampf gegen äußeren und inneren Wust und Schmutz schier nicht fertig werden. Der Geist weht, wo er will, ist aber an das Wort gebunden. Wir können nicht dankbar genug sein, daß in unseren christlichen Schulen junge Menschen mit der Welt der Bibel vertraut gemacht werden, so daß sie im Wort das hören können, was es zu hören gilt. Der Heide hört auch die Wörter, versteht sie aber zunächst nur vom Heidentum her mit heidnischem Inhalt gefüllt. Wenn der Schulmissionar für seine Schule eintritt, so ist das selbstverständlich; aber auch der Gemeindemissionar kommt zu dem Urteil, daß unsere christlichen Schulen in China ein Segen für viele geworden sind.

W. K., Rheinische Mission

## Aus der Schule geplaudert

Die evangelischen Missionen unterhalten 53158 Volksschulen mit 2925134 Schülern und 1218 Hoch- und Mittelschulen und Hunderte von Bibelschulen und Seminaren mit weit über 100000 Schülern.

In den alten deutschen Kolonien Afrikas gibt es über 13000

Missionsschulen mit 650000 Schülern.

Über 90 Prozent aller

afrikanischen Schulen sind Missionsschulen. Überall in der Welt ist die Kirche die Mutter der Kirche gewesen und ist es noch!

Den größten Prozentsatz zur Gebildetenschicht Afrikas stellen — die Christen. Ebenso ist es in Südindien. Denn nach der letzten Volkszählung waren von tausend Menschen des Lesens und Schreibens kundig

von den Hindus . . . 15 Männer und 2 Frauen;

von den Moslem . . . 19 Männer und 1 Frau;

von den Christen . . . 22 Männer und 10 Frauen.

An der höheren Schulbildung waren die Hindus mit 1 Prozent, die Moslem mit weniger als 1 Prozent und die evangelischen Christen mit 5 Prozent ihrer jeweiligen Gesamtzahl beteiligt. Die bildungsmäßige Überlegenheit zeigt sich besonders bei den Frauen: Auf's Tausend gerechnet kommen 3 Hindufräuen, eine Mohammedanerin und 35 christliche Frauen bzw. Mädchen mit höherem Schulwissen.

Ein Neger erzählt: „Eines Tages kam mein älterer Bruder, der Vaterstelle an mir vertrat, zu mir und sagte, ich solle mich für die Schule fertig machen. Er ging mit mir ins Zimmer, kniete nieder und betete für mich. D a n n führte er mich den Lehrer zu.“

Ein Westafrikaner sagte: „Ein Land ohne Schule ist wie eine Suppe ohne Salz“, und ein Ostafrikaner: „Ein ungebildeter Mensch ist genau wie ein Mantelaffe.“

Vom Nyassaland bis zur Goldküste, das sind 4000 km Luftlinie, ging ein afrikanischer Junge durch englisches, französisches und belgisches Kolonialgebiet zu Fuß, um die Achimota-Realschule zu suchen und zu finden.

Auf der Goldküste sangen Jungafrikaner ein Lied. Die Melodie „Tochter Zion, freue dich“ ließ auf ein Kirchenlied schließen. Aber es war keins, es war eine Neuschöpfung mit dem Hauptinhalt: „Wer nicht zur Schule geht, der ist ein Tier!“

Einer der alten Indienmissionare — es war Missionar Sartorius — konnte im Singunterricht seinen Schülern die Tonintervalle nicht anders begreiflich machen, als daß er auf einer Leiter auf und nieder sprang.



Mentawai: Die Schule ist aus

In einer indischen Dorfschule wurde die Schöpfung der Welt behandelt. Aber wie wußte man damals die Zeit, und wie konnte man wissen, was der erste, zweite oder dritte Tag war, ehe Sonne und Mond am Himmel erschienen? Die Dorflehrerin war nicht verlegen: „Die Leute hatten damals Uhren, und daher wußten sie Bescheid!“

Ein Hindu-Professor bei der Eröffnung einer Missionsschule: „Das herrlichste Werk, welches Missionare tun, ist, daß sie in die Herzen unserer Kinder das liebevolle, majestätische Bild des demütigen, sanftmütigen Jesus pflanzen. Ich bekenne es vor jedermann, daß das Betrachten Jesu, das Sichversenken in diese heilige Gestalt mir zum größten Segen geworden ist und noch wird. Das tägliche Beten des Vaterunsers in der Missionsschule hat einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich und meine Frau es täglich beten und jedesmal Ruhe und Frieden der Seele dabei finden.“

Professor Dr. Schweitzer erzählt von einem Urwaldschulmeister namens Ojembo, der unter den Schwarzen noch heute eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Ojembo hat die trägen Leute seines Dorfes dazu gebracht, ein großes Stück Wald auszuroden und Pflanzungen anzulegen. Als für den Lebensunterhalt gesorgt war, gründete er eine Schule. An Stelle verfallender Bambushütten ließ er gediegene und geräumige Unterkünfte bauen. Als der Holzhandel in Blüte kam, organisierte er die Arbeit des Holzfällens, führte Buch und bezahlte nach Leistung. Im allgemeinen pflegt auf die Schwarzen Afrikas kein Verlaß zu sein, aber Ojembos Stammesgenossen machen eine Ausnahme. Sie, die früher so träge und diebisch waren, sind jetzt nicht mehr wiederzuerkennen. Sie liefern Stück für Stück fremder Habe ab und nehmen kein Geschenk für Dienste der Nächstenliebe. Die weißen Holzhändler rufen staunend: „Das erlebt man in Afrika nicht alle Tage!“ So ist der Christ Ojembo, der des Sonntags der Urwaldgemeinde als Evangelist dient, der Erzieher seines Dorfes, ein Segen für die Seinen.

Ein indischer Gymnasiast schrieb in einer Arbeit: „Ich habe Wohlgefallen an Jesus, weil er sowohl die Reichen als auch die Armen geliebt hat. Die Sünder und Kranken hat er geliebt und hat ihnen geholfen. So wird er auch mich Sünder erlösen. Hat er doch anderen geholfen bis in seine Todesstunde hinein. In dieser Welt betrügt der Teufel die Menschen. So wird er auch mich betrügen. Aber dann werde ich nach Jesus verlangen. Denn er hat die Gewalt, dem Teufel entgegenzutreten. Darum: er wird mich auch erlösen. In dieser Welt tun die Menschen viel Wunder. Aber so wie er können sie keine Wunder tun. Denn er hat die Kraft, Menschen zu erschaffen und sterben zu lassen. Ebenso hat er Kraft, Tote zu erwecken. Darum ist er wahrhafter Gott. Ich glaube an ihn. Als er noch ein Kind war, predigte er schon über Gott. So etwas hat man sonst nie von Kindern gehört. Gott war mit ihm, darum predigte er so. Durch seine Predigt hat er Böse bekehrt. So wird er auch mich, der ich ein schlechter Mensch bin, bekehren. Darum will ich ihn bitten.“ Man braucht auf diese Worte in Schülerarbeiten nicht allzuviel zu geben. Dabei bleibt doch deutlich, daß der Dienst in der Schultube nicht vergeblich war. Es geht in Wahrheit, wenn auch auf geheimnisvolle Weise, nach dem Schriftwort: „Mein Wort soll nicht wieder leer zu mir zurückkommen.“ Auf dies sein Lieblingswort hat sich Luther immer wieder berufen. Die Missionare tun dies auch. Mit Luther rechnen auch sie damit, daß von einem einmal gehörten Wort, und sei es erst nach vielen Jahren, eine innere Belebung ausgehen kann, weil es „der heilige Geist wohl weiß im Herzen zu erinnern und aufzublasen.“ A. L.



## Ein Schulausflug in Indien

„... so werden die Steine reden!“  
(Lut. 19, 40.)

Vom Gründonnerstag bis zum 2. Osterfeiertag hatten wir ein paar Ferientage in der Tabitha-Schule in Gumla, in der Mädchen aus unserem ganzen Missionsfelde für den Dienst in Haus und Gemeinde vorgebildet werden. Am Karsonnabend unternahmen wir einen Ausflug. Wir



standen, als es noch ganz dunkel war, um 4 Uhr auf und wanderten singend und frohen Mutes in die nahen Berge hinein. Zunächst ging der Weg über weite, abgeerntete Felder. Noch war es dunkel, aber schnell kommt in den Tropen der Morgen. Als wir am Fuße der Berge standen, ging leuchtend die Sonne auf. Wir wandten uns um zu ihr und sangen (natürlich in Hindi) „Schönster Herr Jesu...“ Während als es noch ganz dunkel war, um 4 Uhr auf und wanderten singend und frohen Mutes in die nahen Berge hinein. Zunächst ging der Weg über weite, abgeerntete Felder. Noch war es dunkel, aber schnell kommt in den Tropen der Morgen. Als wir am Fuße der Berge standen, ging leuchtend die Sonne auf. Wir wandten uns um zu ihr und sangen (natürlich in Hindi) „Schönster Herr Jesu...“. Während wir den ersten Vers sangen, war die Sonne voll aufgegangen! Das heißt, wir begannen den ersten Vers, als eben ein kleines goldenes Sonnenzipfelchen über den Horizont blickte; als wir das letzte Wort des ersten Verses sangen, stand der Sonnenball schon über dem Horizont! So schnell erlebt man hier den Sonnenaufgang! Dann kletterten wir über Felsblöcke und durch Dschungel (Urwald) hindurch, über Geröll und Wurzeln, singend auf die Höhe! Unser geplantes Ziel war, auf den Berg hinaufzuklettern, auf dem ein Stein seit fast 100 Jahren seine stumme, aber für die Heiden so beredte Predigt hält. Da steht „Diene keinem Gözen!“ Eine unbekannte Hand hat in diesen Stein das zweite Gebet des indischen Katechismus gegraben. Unser Plan war, dort hinaufzusteigen; denn wir hatten gehört, daß durch Witterung und Zeit die Schrift fast unleserlich geworden war. Dort wollten wir die Schrift nun mit Farbe wieder leserlich machen, damit der Stein weiter predigen möge. Als wir unsere Absicht unseren Tabitha-Schulmädels verkündeten, da stand eine auf und sagte: „Ja, Jesus hat ja auch einmal gesagt, wenn Menschen schweigen, werden die Steine reden.“ — Aber der Weg dorthin war zu weit. So beschloßen wir, an einer anderen passenden Stelle mit roter Farbe ein neues Wort stummer Predigt zu schreiben. Wir fanden auch bald einen schönen glatten Felsen an nicht unbegangener Stelle. Und gleich machten sich die Mädchen daran, ein neues Wort in den Felsen zu „meißeln“. Sie nahmen einen Stein in die Hand, und durch Schlagen und Klopfen wurde nun die Schrift eingegraben. Dann wurden die Buchstaben angemalt, und nun leuchtet dort in roter Hindi-Schrift:

„Gott ist Liebe.“

Davon wissen die Heiden nichts. Möge Gott diese stumme Predigt des Felsens wenigstens an einer Menschenseele segnen; mögen diese drei Worte eine Seele locken, zum Vater der Liebe zu kommen.

Hedwig Schmidt, Gossner-Mission



## Helft der Schule!

Ein Ostafrikaner der Bethel-Mission sagte auf einem Elterntag: „Ihr alle, die ihr gekommen seid, seid bedankt. Ihr habt nun gehört, was uns das Herz schwer macht und warum wir euch hierher gerufen haben. Unsere Schule hier in Rigarama ist eine Schule der Christen. Wir Christen meinen, diese Schule sei das Herz unserer Sache. Diese unsere Schule braucht unsere Hilfe. Wollt ihr, daß das Herz zerbricht? Nein. Erinnert euch an unser Sprichwort: Wer einen Vogel rettet, rettet etwas Lebendes; Bedeutung: Wer ein Kind gut erzieht, der hat einem Menschen fürs Leben geholfen. Daß unsere Kinder eine gute Erziehung bekommen, dazu will uns diese Schule helfen. Denkt auch an das andere Sprichwort: Wer nicht angespornt wird durch die Arbeit eines anderen, der entschließt sich nicht zum Aldern. Darum sind wir auch hergekommen, daß wir angespornt werden. Wir haben gesehen, wie gut unsere Lehrer hier arbeiten, und daß sie viel, viel mehr arbeiten als wir alle. Können wir es da übers Herz bringen, einfach zuzusehen, oder werden wir da nicht angespornt, zu helfen, mitzuhelfen, die Last zu tragen, die unseren Großen fast zu schwer wird? Wir haben gehört, wieviel Geld sie alle Tage aufbringen müssen, um unsere Kinder zu unterrichten, zu ernähren und zu kleiden. Seht euch diese Schule an, wie sie gebaut ist, das Wellblech, die Fenster, die Türen, seht die Bänke, Bilder und Wandkarten! Was hast du dazu beigetragen, daß dies alles hier ist und für unsere Kinder hier ist? Denkt ihr, daß ihr, daß wir das alles bezahlen könnten, wenn wir monatlich 58 Schilling Schulgeld bezahlen? Nein, gewiß nicht. Aber eine Hilfe wäre es immerhin. Und diese Hilfe zu leisten sollen wir nicht imstande sein? Ich meine, wir könnten's, denn wir Haja sind keine armen Leute. Wenn einer drei Jahre lang überhaupt nicht arbeiten würde, würde er deswegen etwa Hungers sterben? Nein, denn sein Bananenhain nährt ihn treulich.“

## Wir werden nicht müde

Das zweite Kriegs-Winterhilfsvertr 1940/41 hat mit dem Monat März sein Ende gefunden. Wir deutschen Menschen haben gegeben und geopfert für andere deutsche Menschen, weil wir wissen, daß Großes nur entstehen kann, wenn einer bedingungslos für den anderen eintritt. Und wir haben unsere Hände aufgetan gerade auch im Hinblick auf die Männer an allen Fronten, die ungleich größere Opfer Tag um Tag bringen müssen. Wir werden auch weiterhin zu Opfer und Nächstenliebe bereit sein. Wir wollen eine gleiche Haltung haben wie jener Kommandant, der das Wort schrieb: „Einstehet für Pflichterfüllung bis zum Letzten!“

---

## Dein Opfer für das Deutsche Rote Kreuz!

## Schulleben in Ostafrika

Der „große“ Lehrer unserer Schule heißt Lutangilo. Seine Arbeit besteht in täglichem einständigem Konfirmandenunterricht und drei Stunden Unterricht in der Schule. Er unterrichtet die größeren Kinder in Lesen, Schreiben und Rechnen, biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments und im Katechismus. Sein Monatslohn ist sehr hoch; er erhält 13 Schilling im Monat (= 7,80 RM.). Der „kleine“ Lehrer ist sehr tüchtig und sehr lebhaft. Sein Gebiet sind die Kleinen. Da gilt es erst einmal auf der Schiefertafel mühsam die Buchstaben nachzumalen und in der Fibel zu buchstabieren. Und dann wird alle Tage das Einmaleins geübt. In den biblischen Geschichten stehen die Kleinen den Großen jedoch kaum nach. Der „kleine“ Lehrer erhält 5 Schilling im Monat. Zur Zeit ist unsere Schule in einem kleinen Häuschen, das früher als Lagerraum diente. Es enthält zwei Zimmer, eins unten und eins oben. Im unteren Zimmer sind sogar Bänke, aber keine Tische. Die Kinder halten die Tafel beim Schreiben und Rechnen auf dem Schoß (wie sie mit den Griffeln quiettschen — solch Negerkind hat keine Nerven!). Wenn der „große“ Lehrer ihnen bei einer schweren Rechenaufgabe geholfen hat, deren Ergebnis weit über 100 oder gar über 1000 ist, dann klappern sie mit dem Griffel auf der Tafel Anerkennung und Beifall. Ich habe mich schon oft über diese seltsame Sitte gewundert und weiß nicht, wo sie herkommt. Mancher deutsche Erzieher würde das wohl sofort verbieten. Hier in Afrika lernt man die Dinge anders ansehen. Warum sollen die Kinder nicht auf diese Weise ihre Hochachtung und Bewunderung ausdrücken? Denn Rechnen, das ist doch die schwerste Kunst, die die Europäer erfunden haben. Selbst die Lehrer haben oft noch ihre Mühe damit. Und die Disziplin ist ja nicht gefährdet. Solche Disziplin kennt keine deutsche Schule. Nie ist ein Kind unaufmerksam, nie sagt ein Kind vor oder ist ungezogen. Das liegt dem Negerjungen nicht. Er nimmt die Schule ganz ernst. Da wird auch nicht gelacht. Nein, Schule ist für sie alle selbstverständlich ernste Arbeit! In dem oberen Zimmer hocken die Kleinen auf der Erde, die Tafel im Schoß. Auch sie sind ganz ernst. Ein kleines Mädchen hat sogar ein ganz kleines Brüderchen mitgebracht und trägt es auf dem Rücken. Das Schwesterchen schreibt mit viel Wischen der schmutzigen schwarzen Fingerchen, mit viel Spude, viel Mühe und Quiettschen des Griffels ein a nach dem anderen auf die kleine rahmenlose Schiefertafel. Das ganz kleine Brüderchen auf dem Rücken der Schwester schläft. Natürlich hört man oben den „großen“ Lehrer unten sprechen und umgekehrt. Aber das stört niemand. Die Aufmerksamkeit ist völlig auf die Aufgabe gerichtet. Sonnabends ist keine Schule; da wird die ganze Station gefegt, die Kirche, der Kirchplatz, die Straße, der Platz vor der Schule. Dann treten die Kinder mit ihren grünen Ästen an, die zu einem Besen zusammengefaßt werden, und dann wird feste Staub gemacht! Das stört niemand; der Europäer aber, der mal dazwischenkommt, entflieht. Außer der Fibel haben die Kinder den Katechismus, das Neue Testament, das als Lesebuch dient (wie in Deutschland in früheren Zeiten), und das Gesangbuch. Nicht alle Kinder haben alle diese Bücher. Selbst die Fibel wird immer von mehreren Kindern zugleich benutzt. Ja, selbst die Tafeln haben mehrere Verwender. Die Kinder zahlen auch Schulgeld. Jeden Montag bringen sie ihre Centis an, manchmal sind es 26 Cent, manchmal gar 38 Cent, oft auch nur 5—8 Cent. Und doch kommen so im Jahre etwa 50 Schilling zusammen. Und außerdem hat die Schule einen Schulgarten, in dem die Kinder Mais bauen. Der Mais wird verkauft, und der Erlös ist dann das „große“ Schulgeld. Da kommen jährlich 10—12 Schilling zusammen. Die Zahl der Kinder in der Schule schwankt zwischen vierzig und fünfzig.

Morgens ist in der Schule die Andacht. Fast jede kommende schwarze Frau trägt ein Kind auf dem Rücken wie auch oft bei der Arbeit, beim Holzholen, Wassertragen oder bei der Feldarbeit. Wenn man dann grüßt (hier grüßt der Große zuerst), dann darf man nicht vergessen, auch das Kind auf dem Rücken zu grüßen: „Alamwike umwana“, „Ist dein Kind aufgewacht?“ Sonst gilt man als unhöflich.

Missionar Sehmendorf, Berliner Mission

# Der Segen der Bibel in meinem Leben

Aus einem indischen Schulaufsatz

Es war wieder einmal einer der vielen Hindufesttage in Ranchi. Die heidnischen Lehrer, die wegen des indischen Sprachunterrichts an unserer höheren Knabenschule tätig sind, fehlten, und daher hatten unsere älteren Schüler keine rechte Beschäftigung. Ich benutzte die Gelegenheit dazu, einen Klassenaufsatz in drei Stunden schreiben zu lassen, und zwar über das Thema: „Der Segen der Bibel in meinem Leben.“ Die Aufsätze enthalten eine große Anzahl von Bemerkungen, welche zeigen, wie tief der Eindruck der biblischen Geschichte und Sprüche auf unsere Schüler und wie die biblische Wahrheit die Grundlage ihrer Bildung ist. So schreibt einer der Schüler: „Die Patriarchengeschichte verstand ich schon als Kind, und von Freude darüber erfüllt, machte ich aus den Geschichten Lieder und sang sie. Auch durch die Passionslieder empfing ich viel Trost. Dem Nachdenken über diese Lieder gab ich mich so hin, daß ich sie sogar im Schlaf sang, z. B. „Wollt ihr wissen, was mein Preis“. In einem anderen Aufsatz heißt es „Ich lese täglich in der Bibel“, und Bekenntnisse wie dieses kommen in den Aufsätzen häufiger vor: „Morgens, wenn ich mich gewaschen habe, lese ich zuerst etwas in der Bibel, und ich spüre einen Vorwurf, wenn ich es einmal unterlasse.“ Ein anderer Schüler bekennt: „Durch das Wort der Bibel ist mir, der ich in Sünden lebte, Gnade und Segen zuteil geworden, so daß ich jetzt die Hoffnung ewigen Lebens habe.“ Ein letztes Beispiel! Auf eine Unterfrage des Aufsatzthemas: Liestest du die Bibel auch außerhalb der Schule, und was liestest du? antwortete einer der Schüler: „Ich liebe am meisten die prophetischen Bücher des Alten Testaments und lese sie. Ich habe gefunden, daß viele Worte des Alten Testaments im Neuen Testament erfüllt sind, zu meiner großen Freude; ich hoffe, daß ebenso die auf die Zukunft bezüglichen Worte des Neuen Testaments sich erfüllen werden.“

Lie. St o f f

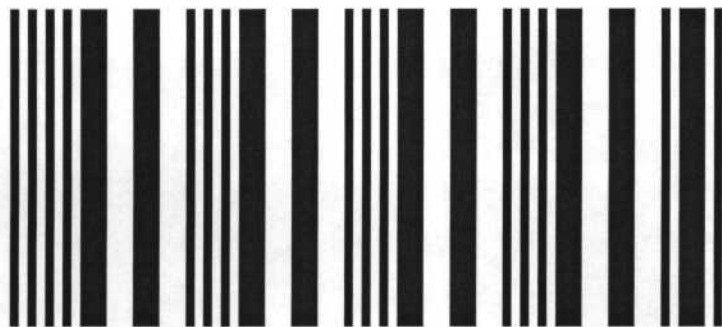
## Letzte Nachrichten aus Indien

Der letzte Brief, den wir von Präses Lie. Stosch aus Ranchi erhielten, stammt vom 23. Oktober des vorigen Jahres. Danach ist die Lage auf unserem indischen Missionsfelde unverändert. Alle Missionare, Missionarsfrauen und Missionschwester sind interniert außer: Präses Stosch, Frau Missionar Jellinghaus, Frau Missionar Klimkeit und den Missionschwester Annen Diller und Hedwig Schmidt. Die Lage hat sich nur insofern verschärft, als auch Frau Missionar Jellinghaus am Theologischen Seminar nicht mehr unterrichten darf. Für Ende Januar d. J. war die Generalsynode der Kirche geplant. Im Anschluß daran beabsichtigte Präses Stosch, eine Reise durch das Missionsfeld durchzuführen. Gesundheitlich und finanziell haben unsere Missionsgeschwister keinen Grund zur Klage. Gott der Herr halte Seine schützende und segnende Hand über unsere Missionsgeschwister und über die ganze Kirche in Chota Nagpur.

L.

Verantwortlich für den Inhalt: Schriftleiter Missionsinspektor Arno Lehmann, Dresden. Verlag: Heimatsdienstverlag, Berlin NO 18, Am Friedrichshain 34. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Gossner'schen Missionsgesellschaft und kann dort bezogen werden; Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20. Postfachkonto: Berlin 7050. Jährlicher Bezugspreis des monatlich erscheinenden Blattes 1.20 RM (einschließlich Porto), bei Mengenbezug billiger. Druck: Welzel Buch- und Werbebrud.-Ges., Dresden A 47.

Ende

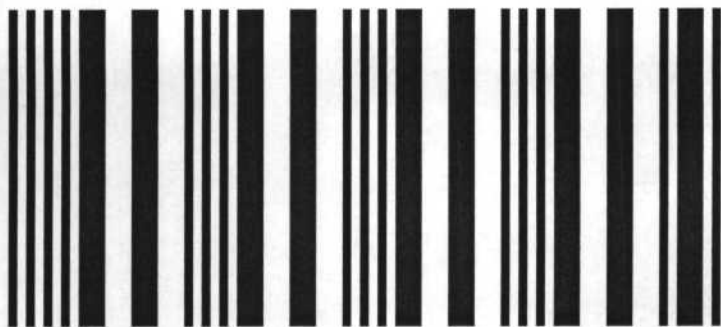


00000000

Anfang



ഗ്രന്ഥ



00000000

Ende

# • † Blätter für Mission

2. Jahrgang

Mai 1941

## Heilende Hände

Und da die Sonne untergegangen war, brachten alle, die Kranke hatten mit mancherlei Seuchen, sie zu ihm. Und er legte auf einen jeglichen die Hände und machte sie gesund.

Luk. 4, 40

Wenn die Mission Gottes Barmherzigkeit zu den Eingeborenen in fremden Erdteilen hinausträgt, so stößt sie nicht nur auf das Dunkel in den Herzen, sondern auch auf die Not des Leibes: Krankheit und Seuchen, verschmutzte Wunden, eiternde Glieder und mancherlei Gebrechen. Darum stehen neben dem Missionar der Missionsarzt und die Krankenschwestern und der Heildiakon. Umlagert von den Scharen kranker, mit Schmerzen und Sorge beladener Menschen, versehen sie ihren Dienst um Christi willen.

Oder ist das nur ein Mittel, der Mission den Weg in die Herzen zu bahnen, ein vorbereitender Pionierdienst, der nicht eigentlich unter dem Missionsauftrag steht? Jesus jedenfalls hat nicht nur gelehrt, sondern auch geheilt. Nicht mit dem Munde nur, auch mit der Hand brachte er Gottes Heil zu den Menschen — und machte sie gesund. „Der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen.“

Warum das? Damit deutlich werde, daß unsere Not nicht nur in der Seele sitzt, sondern auch im Leibe. Es ist ja nicht wahr, was man uns seit über hundert Jahren einge-redet hat: daß Geist und Seele unser eigentliches Wesen ausmachen und der Leib tief unter unserem Personenleben steht. Nein, Jesus weiß, wieviel am Leibe liegt. Wie er dem Tod verfallen ist und wir uns darum mitten in der Lebensfreude fürchten; wie er anfällig ist gegen Krankheit und wir aus der Sorge oft nicht herauskommen; wie er träge ist und wir das Gute versäumen; wie er altert und wir müde werden; wie er versüchlich ist und wir einen Fall tun. Darum hat Jesus selbst einen Menschenleib angenommen und hat auch dem Leibe geholfen.

Aber ist denn damit etwas gewonnen? Sind denn nicht die Menschen, die er heilte, zuletzt doch gestorben? Ja freilich: endgültige Hilfe ist dies Heilen nicht. Aber es war ein Zeichen, wie es sein wird, wenn er einst wiederkommt und eine neue Ordnung aufrichtet: keine Krankheit, kein Schmerz, kein Geschrei, kein Tod! Auch wenn die Missionsärzte heilen, so ist das keine letzte, sondern nur eine vorläufige Hilfe. Aber sie verkünden mit ihrem Heilen den Lebensfürsten, der gesagt hat: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“

Heilende Hände in der Mission — das hat nur Sinn, wenn das eigentlich unsere Hände sind, die wir hinausstrecken in die Leibesnot der Heiden. Wenn die Gemeinde daheim und wir selbst helfende Hände haben! Und wenn es nur ein Glas Wasser wäre, das wir dem Durstigen reichen, oder ein Brief, den unsere Hand schreibt, einem bekümmerten Menschen aufzuhelfen. Daß unser Glaube immer auch in die Hand geht! Laßt uns für die Kirche und für uns selbst immer bitten um ein freudiges Aufstun des Mundes, aber auch um helfende, heilende Hände.

D. Sommerlatz, Leipziger Mission

## Vom missionsärztlichen Wirken unserer Heimatkirche

Während aus Amerika und England bereits seit mehr als hundert Jahren zahlreiche Missionsärzte, -ärztinnen und Schwestern ausgesandt wurden, hatte die gesamte deutsche Mission nach einer knapp 30jährigen Entwicklungszeit 1914 bei Beginn des Weltkrieges erst 22 Missionsärzte und -ärztinnen auf den verschiedenen Missionsfeldern stehen: 7 in China, 3 in Niederländisch-Indien, 3 in Britisch-Indien, 4 in Ostafrika, 2 auf der Goldküste, 1 in Oberägypten, 2 in der Türkei. Am Ende des Weltkrieges im Jahre 1918 standen gar nur noch 4 deutsche Ärzte auf dem Missionsfeld.

Seit dem Jahre 1920 nahm dann aber die Arbeit einen raschen Aufstieg, so daß zu Anfang des Jahres 1938 bereits 40 deutsche Missionsärzte und -ärztinnen im Dienst standen, und zwar: 8 in China, 15 in Niederländisch-Indien, 3 in Britisch-Indien, 7 in Deutsch-Ostafrika, 1 in Südafrika, 2 auf der Goldküste, 1 in Neuguinea, 1 im nahen Orient. Damit war die Zahl gegenüber der Zeit vor dem Weltkrieg fast verdoppelt.

Neben den Ärzten und Ärztinnen standen etwa 200 zum größten Teil auch als Hebammen ausgebildete Missionschwestern.

Eine Reihe neuer Arbeitsfelder in China, Indien und Afrika sollten in Angriff genommen werden.

Weit wichtiger als die rein zahlenmäßige Entwicklung während der wenigen Jahre nach dem Weltkrieg ist aber das innere Wachstum. Während früher die ärztliche Arbeit oft nur mehr oder weniger äußerlich neben der eigentlichen Missionsarbeit einhergegangen war, begann sie nun immer mehr innerster organischer Bestandteil des deutschen Missionswerkes zu werden. Man erkannte klar, daß nicht nur die große Zahl der Missionsarbeiter mit ihren Familien dringend ärztliche Betreuung nötig hatten, und daß dazu ärztlicher Dienst an den Eingeborenen wirkungsvollste Propaganda bedeutete, sondern man brachte die gesundheitliche Hilfe immer deutlicher allein aus innerstem Triebe brennender Liebe und fügte damit zu der Predigt der frohen Botschaft die Tat der Barmherzigkeit als nicht zu übersehendes Zeugnis. Ja, noch mehr: man lernte, daß auch ein gesundes Wachstum der eingeborenen Kirchen — das Ziel aller Missionsarbeit — nicht möglich ist, ohne daß die christliche Liebesarbeit an den Kranken und Armen als ausgebauter diakonischer Dienst in ihnen eine Stätte findet. Hier war nun die ärztliche Mission als Erzieherin gar nicht zu entbehren. Unter ihrer Führung erwuchsen da und dort den Gemeinden einheimische, regelrecht ausgebildete Kräfte als Krankenpfleger, Hebammen und Kindergärtnerinnen. Im Laufe dieser Entwicklung durfte die ärztliche Arbeit wesentlich mithelfen, die für die Zukunft der heidnischen und mohammedanischen Völker so entscheidend wichtige Frauenfrage planmäßig anzugreifen. Weibliche Diakonie begann in den Kirchen der Bataker, der Chinesen, der Inder und der Afrikaner als hoffnungsvolles Pflänzchen die ersten Blättchen hervorzustrecken. Wahrlich eine fröhliche und aussichtsreiche Entwicklung!

Der neue Krieg hat, menschlich gesehen, das alles fast restlos vernichtet. In Niederländisch-Indien, in Afrika und im Orient sind alle deutschen Missionsärzte, -ärztinnen und Schwestern aus ihrer Arbeit vertrieben, nach Deutschland zurückgeschickt oder draußen interniert. Nur in China geht die Arbeit weiter. Aber der chinesisch-japanische Krieg bedeutet auch hier schwerstes Hemmnis und bitterste Not.

Soll damit alles mutige Vorwärtsschreiten der letzten zwanzig Jahre vergeblich gewesen sein? Das glauben wir nicht. Gott baut Sein Reich unaufhaltsam weiter. Sollte Er die Zeit für gekommen halten, den jungen Kirchen die Stützen wegzunehmen, damit sie sich nun, frei geworden, um so kräftiger entwickeln können? Die gesunde Saat, die die deutsche Mission auch durch ihre Ärzte, Ärztinnen und Schwestern in unermüdlicher Arbeit hat ausstreuen dürfen, wird aufgehen und Frucht bringen. Die schlichte Tat helfender Liebe, wie sie nun überall von den jungen Kirchen getrieben wird, wird unter der Last, die der Krieg gerade auch den farbigen Völkern äußerlich und innerlich auferlegt, ein kräftiges Zeugnis ablegen von der Kraft des Christus.

Unser Platz aber ist in den Lazaretten auf den Kriegsschauplätzen und in der Heimat. Hier gilt es jetzt einen vollen Einsatz. Wir hoffen, daß nachher auch wieder die Zeit kommt, wo Gott den Dienst deutscher ärztlicher Mission draußen in der Welt brauchen will.

Dr. G. Müller, Tübingen

## Krankendienst in Swasiland

Eines Abends erhielten wir die Nachricht, daß eine junge Frau unserer Gemeinde schwerkrank sei und um unseren Besuch bitte. So fuhren wir in kaltem Wind und Regen in die Nacht hinein. Wirklich, es handelte sich um doppelseitige Lungenentzündung, und das erstgeborene Kindlein war nur zehn Tage alt. Des ungünstigen Wetters wegen wollten wir die Kranke nicht den weiten Weg nach Mbabane in unserem offenen Auto mitnehmen. Wir ließen Medizinen da, und die freundliche Frau des weißen Arbeitgebers versprach, auch nach der Kranken zu sehen. Nach einigen Tagen ging es ihr wirklich besser. Da langten ihre Eltern an. Sie entschieden sogleich, daß die bösen Geister des Ortes an der Krankheit schuld seien und daß die junge Frau in ihr Elternhaus zurückkehren müsse. Aus Furcht vor dem weißen Herrn luden sie sie bei Nacht auf einen Wagen und brachten sie etwa 40 Kilometer weit in ihr Heim, wo sie nach zwei Tagen starb. Wie hilflos steht man solch einem Fall gegenüber! Geisterfurcht — Zaubersfurcht — da wiegen Menschenleben leicht.

Swasiland hat jedes Jahr einige Gerichtsfälle von Zaubereimorden, und sicherlich bleiben die meisten unentdeckt. Gewöhnlich sind es Kinder, aber auch Erwachsene, und es handelt sich um Fruchtbarmachung der Felder zur Zeit des Säens oder um Vermehrung der Macht und des Ansehens eines Häuptlings. Viele Schwarze sind fest davon überzeugt, daß die weißen Ärzte bei einer Operation alles das heraus schneiden, was sie für Medizinen benötigen. Sie verstehen nur die Kunst, es so zu tun, daß der Mensch wieder lebendig wird, während die schwarzen Kollegen ihn ganz töten müssen. Gegen die unheimliche Macht des Zaubereiglaubens hilft keine Aufklärung. Die Angst vor dem Bezaubertwerden versteckt sich dann in einer grenzenlosen Ansteckungsfurcht. Wir hatten einmal eine Kranke in eine volle Hütte aufgenommen und entdeckten erst hinterher, daß sie Unterleibstypus hatte. Zur Vorsicht gaben wir den Mitbewohnern der Hütte Seruminjektionen. Sofort kamen alle die „gebildeten“ Schwarzen auf unserem Platz und wollten unbedingt gespritzt werden, obwohl sie nichts mit der Kranken zu tun gehabt haben. Auf unserer letzten großen Versammlung war es ein besonderes, dringendes Anliegen der Lehrer und Evangelisten, ob es einen Weg gäbe, sich gegen Ansteckung zu schützen, oder ob es nicht besser sei, alle — auch die seelsorgerlichen — Besuche bei Kranken zu unterlassen. — Die wirksamste Gegenwehr ist ein lebendiger Glaube an den Vater im Himmel, ohne dessen Willen uns kein Übel treffen kann. Wo die Furcht nicht besiegt wird, da bietet auch die genaueste Reinlichkeit keinen Schutz.

Manche Kranke haben ein Gefühl dafür, ob ihre Zeit gekommen ist. Da war ein lungenkranker Junge, für den wir keine Hoffnung mehr hatten. Aber es ging ihm nicht besonders schlecht. Eines Morgens bat er seine Mutter, ihm doch ein schönes Huhn zu kochen. Als es ihm gut geschmeckt hatte, sagte er: „Morgen werde ich nicht mehr bei euch sein; in der letzten Nacht habe ich ein Licht gesehen; das sind die Boten, die mich zu Jesus holen.“ Mit Dankesworten nahm er von uns allen Abschied und legte sich dann zum Schlafen nieder, von dem er nicht wieder erwachte.

Frau Dr. med. Schiele, Berliner Mission



## Meine afrikanische Zahnpraxis im Kriege

Vor einem Jahre lebten wir in großer Spannung, ob die Engländer, die meinen Mann so plötzlich von der Liste der Heimkehrer gestrichen hatten, wenigstens uns noch heimlassen würden, nachdem wir doch alles zur Heimfahrt gerüstet hatten. Wir hatten den Garten nicht mehr bestellt, hatten viele unersehbare Dinge verkauft, um für die Reise Nötiges einzutauschen. Die Engländer ließen mich fast bis zum letzten Augenblick im ungewissen. Innerhalb weniger Stunden galt es sich zu entscheiden, ob wir heimreisen oder doch, um der vielen Arbeit willen, die noch hätte getan werden können, dableiben wollten. Um der Kinder willen durfte es nicht anders sein: ich mußte, wenn es irgend ging, heim in die deutsche, uns schützende Heimat.

In diesen Monaten der Spannung konnte meine Zahnpraxis nicht allmählich abgebaut werden. Im Gegenteil, sie wurde so recht eine Hilfe für unsere zurückgebliebenen Missionsleute, für die deutschen Frauen, die alle auch die bange Sorge haben mußten, vielleicht länger keine zahnärztliche Hilfe bekommen zu können.

Der Tagesraum des Europäerhospitals wurde für die Dauer des Krieges mein Praxisraum. Der weite Weg von unserem Hause aus wurde genützt, im Vorbeigehen bei den Schwestern im Hospital, bei allen, die im Schwesternhaus wohnten, und bei den Patienten des Europäerhospitals nach Ergehen und allen besonderen Nöten zu fragen und um die Berichte und Gerüchte

als er nur irgend konnte. Er wollte mir die Arbeit nicht ganz schenken, um mich nicht in Verlegenheit zu bringen. So kann ich mir wohl denken, daß manch einer in die Praxis kam, weil er dachte, mir dadurch helfen zu können. Es war uns verboten, mit den Regern über die politische Lage zu sprechen. Das zu tun war auch nicht ratsam, weil die Engländer unsere eigenen Leute mit viel Geld zu kaufen versuchten, damit sie uns verrieten. Im allgemeinen waren sie treu; manch einer war aber durch Familienrücksichten gebunden oder auch durch das viele Geld verlockt, so daß man mit Spiegeln zu rechnen hatte. Manch einer versuchte uns aber zu sagen, daß er nicht alles glaube, was die Zeitungen schrieben. Viel Staub hat ein Artikel aufgewirbelt, in dem stand, der Führer habe in seinem „großen Buch“ geschrieben, die Schwarzen seien Halbaffen und zu keiner Bildung fähig. Da sagte mir eines Tages einer unserer Leute: das würden sie schon nicht glauben, weil alle die, die im Umkreis den Führer besonders liebten, doch auch schon immer ein Herz für die schwarzen Menschen gehabt hätten, so die Herren Missionare (es folgten mehrere Namen), so der bwana mganga (der Herr Doktor), so die Herren Troost, Guntbert usw. (es folgten viele Namen von Pg.). Die ehrliche, treue Arbeit, die alle diese Männer draußen geleistet haben, hat die Herzen der Schwarzen für Deutschland gewonnen, so daß weder das englische Geld noch englische Lügen etwas ausrichten konnten.



aus dem Lager und von heimlichen, von den Engländern noch nicht entdeckten Rundfunkgeräten auszutauschen.

Eine besondere Freude war mir das Wachsen der Eingeborenpraxis im Kriege. Ob sie dachten, sie müßten mir etwas zu verdienen geben, nachdem uns der Ernährer fehlte? Die Schwarzen sind ja im allgemeinen sehr einfühlsam und rücksichtsvoll. Ein Schreiner hat mir im Krieg für Reparaturen nur immer so wenig berechnet,

Was führte sie nun besonders in die Sprechstunde? Allzu gern wollten sie die beiden Schneidezähne ersetzt haben, die sie früher, als Kinder, herausgebrochen bekommen hatten. Sehr enttäuscht sind sie, wenn ich den Raum für eine Prothese für zu klein erklären muß. Sehr gern möchten sie schöne weiße Zähne haben. Leider gibt es kein Mittel, ihre häßlichen dunkelbraunen Zähne leuchtend hell zu bekommen. Gelänge mir das, dann würde ich wohl von Patienten belagert sein. Als unsere Männer noch in Moshi in einem vorläufigen Konzentrationslager waren, wurde ich von der Lagerverwaltung bestimmt, die Zähne der Gefangenen zu behandeln. Ich mußte mit Sack und Pack, mit allen Instrumenten und dem „Zahnjungen“, dem jungen Neger, der mir schon seit Jahren in der Praxis half, nach Moshi reisen und in einem Zimmer des Eingeborenenhospitals die Männer, die auf einem Lastauto aus dem Lager gebracht wurden, behandeln. Es waren immer fünf auf einmal. Dasselbe sollte einige Tage darauf auch in Kruscha sein. Ich hatte schon alles ausgemacht, wann und wie ich fahren wollte. Da hieß es ganz plötzlich, die Gefangenen kommen alle fort.

Ein schwieriges Kapitel war die Bezahlung. Es war gesagt worden, ich dürfe meine Auslagen berechnen. Als ich eine für englische Verhältnisse geringe Summe errechnet hatte, sagte man mir, soviel dürfe die Summe auf keinen Fall betragen. Ich hätte das aus Liebe zu meinen Landsleuten zu tun, die Bezahlung hätte nur meine augenblicklichen Auslagen zu decken. Vor der Bezahlung der Behandlungskosten für die deutschen Frauen, zu der die Verwaltung verpflichtet war, nachdem alle Deutschen enteignet worden waren, drückten sich die Engländer fast immer; nur ganz wenige Rechnungen zahlten sie aus. Viele hundert Mark gingen in dieser schweren Zeit der Mission noch auf diese Weise verloren.

Die Liebe zur Arbeit wurde in all diesen Kriegsmonaten durch die Trauer des Abschieds vertieft. In dieser Beziehung hatten es die Männer etwas leichter, die ganz plötzlich aus ihrer Arbeit herausgerissen wurden. Wir haben uns Stück für Stück von allem trennen müssen. Welche Freude wird es für uns alle sein, wenn uns wieder eine Fortsetzung und ein Neuanfang unserer Arbeit geschenkt wird!

3. St. Würzburg

Frau Dr. med. dent. M e r g n e r, Leipziger Mission

## Ist ärztliche Mission überflüssig?

Ein dankbarer Koreaner schrieb an den Leiter einer Missionsgesellschaft: „Lieber Herr! Hast Du Frieden in Deinem Herzen? Ich hoffe, Du wirst mich entschuldigen, aber mein Herz ist so voll Dank gegen Gott für alles, was er für mich durch Euren Diener in Christus, Dr. Martin, getan hat, der mein Leben und meine Seele gerettet hat. Ich möchte wissen, ob es für mein Volk möglich ist, ihn jetzt wiederzubekommen. Er heilt unsere Leiber und liebt uns so sehr, daß wir durch ihn Jesus finden. Er ist so freundlich zu uns Koreanern. Ich denke immer, seine Stimme muß so sein, wie die von Jesus war. Er war ein Freund der Heimatlosen, er ernährte Hungerige, er heilte die Kranken, er fand Arbeit für Arbeitslose. Dr. Martin liebt die Armen und Bedürftigen, und er sucht nicht Freunde, die etwas für ihn tun sollen. Bitte, sende doch unsern Freund zu uns zurück, sobald er genug neue Kräfte gesammelt hat. Einen Freund wie Dr. Martin gibt uns Gott nur einmal in unserm Leben. Sage ihm bitte, daß mein Volk an ihn denkt und darum betet, daß er wieder zu uns zurückkommt. Ergebenst Ihr...“

---

## Dein Opfer für das Deutsche Rote Kreuz!

## Sprechstunden unter Palmen

Auf der Insel Nias war es endlich nach 40jährigem Bemühen möglich geworden, einen Missionsarzt für die 170000 Bewohner zu stationieren. Ein Besucher erzählt von dem, was er bei der Arbeit sah.

„Die Poliklinik Telok Dalam liegt direkt am Strand, unter hohen wehenden Kokospalmen. Als wir dort ankamen, wimmelte es bereits von Eingeborenen. Ich schätze, daß mehr als 200 Personen anwesend waren. Der Doktor zog sofort einen weißen Kittel über die lederne Reithose und begann. Zuerst wurden die Frambosia-Kranken behandelt; diese waren in größter Anzahl erschienen. Eine schlimme Krankheit! Männer, Frauen, ja selbst kleine Säuglinge waren mit schrecklichen Schwären bedeckt. Jeder bekam eine Salvarsan-spritze. Fast keiner zuckte mit der Wimper, wenn sich die Nadel in den Arm bohrte, sie waren alle schlimme Schmerzen gewöhnt. Nur einmal wollte ein Junge von neun Jahren sich nicht spritzen lassen. Als ihm seine Mutter freundlich zuredete, schlug und trat er auf sie los. Das war dem Tuan Doktor denn doch zu viel; er legte sich das kleine Bürschchen einmal übers Knie, und der Junge war sofort ruhig. Die Erwachsenen sperrten Mund und Nase auf, so etwas hatten sie noch nicht erlebt. Kein Niaser wagt es nämlich, seine Kinder zu schlagen, weil er glaubt, daß dadurch die Seele des Kindes entfliehen würde. Die Kinder aber nutzen die Gelegenheit aus, sie ärgern und tyrannisieren die Erwachsenen, wo sie nur können.

Es wurden an diesem Morgen wohl hundert Frambosia-Kranke behandelt. Dann kamen die Leute, die an Malaria litten. Ich sah an diesem Morgen ganz schlimme Fälle. Zahlreich waren auch Eingeborene erschienen, die an Bauch- und Darmkrankheiten litten. Schreckliche Dysenterie-Epidemien suchten oft die ganze Insel heim. Auch drei Leute mit großen Kröpfen und andere, bei denen Blasensteine festgestellt wurden, ließen sich untersuchen.

Während des Mittagessens erzählte mir Herr Doktor allerlei aus seiner operativen Tätigkeit: Die Niaser können sich davon gar keine Vorstellung machen. Die Angehörigen des Kranken hätten gar zu gern etwas darüber gewußt, wie es bei der Operation zugeht. Aber der Kranke konnte ja nichts verraten, denn er war unter Narkose gewesen. Meine Gehilfen und meine Frau verrieten den Leuten nichts.

Aber die Niaser sind ein neugieriges Volk; sie mußten der Sache im Operationsaal auf den Grund kommen.

Und sie kamen ihr auf den Grund. Eines Tages, als ich mit einer schwierigen Bauchoperation beschäftigt war, schaute ich einmal an den Wänden entlang nach oben, weil ich von dort ein Geräusch vernommen hatte. Zuerst dachte ich an eine optische Täuschung, aber dann sah ich es mit wirklichen Augen: Furchtbar ernst dreinblickende niasische Gesichter schauten über die hölzerne Außenwand und sahen mir von oben unbemerkt zu, mit den Händen hielten sie sich krampfhaft fest. Es war ein komischer Anblick, und ich mußte unwillkürlich lachen. Weil ich stark beschäftigt war, konnte ich sie nicht fortjagen, und ich ließ sie ruhig sitzen, bis ich fertig war.

Eine kurze Zeit darauf verbreitete sich eine neue Nachricht bis in die entlegensten Gebirgsdörfer: Der Tuan Doktor ist ein ganz gewaltiger Mann. Zuerst macht er die Kranken mit dem Inhalt einer Gifflasche tot, dann schneidet er ihnen den Bauch auf, dann nimmt er das kranke Stück heraus und setzt ein neues hinein. Dann näht er den Bauch wieder zu und macht den Toten wieder lebendig.

Als ich von der Sache erfuhr, ergriff ich natürlich jede Gelegenheit, den Niasern die Sache plausibel zu machen und ihnen zu sagen, daß irgendwelche Zauberei dabei nicht im Spiele sei. Sie nickten mit dem Kopfe; im übrigen glaubten sie aber doch, was sie wollten.

Ich beneidete den Arzt, daß Tausende von Menschen, eine ganze große Insel, sich ihm anvertraut hat und er Tausenden helfen kann und darf. Bei ihm habe ich die Herrlichkeit des Berufes eines Missionsdoktors kennengelernt, und ich glaube nicht mehr an das Märchen von den glücklichen Wilden. Wer einmal unter ihnen gelebt hat, weiß, von welch schrecklichen Krankheiten sie heimgesucht sind.“

Rheinische Mission

## Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns!

Es ist ein Wort, das ein banger Vater an Jesus richtete. Aber es ist auch ein Wort, das sehr oft von bangen Menschen in Krankheitsnot an den Missionar gerichtet wird, der mitten im Urwald die einzige Hilfe für die eingeborene Bevölkerung ist. Die Gognersche Mission beschränkt sich in Indien auf die Wortverkündigung und die Erziehung der Jugend. Sie hat keinen besonderen Zweig, den man „Ärztliche Mission“ nennt. An sich ist es in Indien auch nicht nötig, da andere Missionen auf diesem Gebiet sehr viel tun, um dem Krankheitselend zu steuern. So finden wir im Gebiet der Kols-Mission Krankenhäuser und ärztliche Hilfsstationen aller Art, in denen die Inder Aufnahme und Hilfe finden. Außerdem unterhält die Regierung eine große Anzahl Krankenhäuser und Hospitäler, die über das ganze Land verstreut sind. Es ist aber eigenartig, wie die Inder noch sehr wenig Gebrauch von diesen sanitären Einrichtungen machen. Die große Masse der Inder hat kein Vertrauen zur ärztlichen Kunst, die aus dem Westen kommt. Sie geht viel lieber zu ihren eigenen „Deschi-Ärzten“, d. h. Landärzten, die sie mit einheimischen Medikamenten, die aus allerlei heilkräftigen Kräutern und Wurzeln und Rinden usw. bestehen, behandeln. Unter diesen Naturärzten gibt es viele mit wirklichem Können, aber es gibt eine Anzahl Nichtkönner, die sich die Dummheit und Leichtgläubigkeit ihrer Patienten zunutze machen, um Geld damit zu verdienen. In Indien gibt es kein Gesetz gegen Kurpfuscherei in unserem Sinne. Darum deckt manchen Mißerfolg dieser Naturärzte der kühle Rassen. — Da nun aber die ärztliche Kunst des Westens auch ihre Grenzen hat, pendelt der Inder zwischen seinem Naturarzt und dem Mediziner des Westens hin und her. Mit dem Erfolg, daß keiner recht helfen kann. In den meisten Fällen gehen die Inder zuerst zu ihrem Naturarzt. Merken sie keine Hilfe, oder wird es schlimmer mit dem Kranken, dann kommen sie zum Arzt. Es ist dann oft zu spät. Vor meinen Augen steigt die Erinnerung an eine Mutter von 4 Kindern auf. Bei der Geburt des 5. Kindes erkrankte die Frau an Rindbettfieber. Alle Naturmedizin half nichts. Am Ende kam der Mann zu mir und bat um Hilfe. Ich stand am Krankenlager dieser armen Frau, die die Hände zu mir emporhob und flehte: „Sahib, rette mein Leben, meine Kinder brauchen mich!“ Es war zu spät! Ein anderes Bild: des Nachts brach einer vor meinem Schlafzimmer zusammen. Eine giftige Schlange hatte ihn gebissen. Der gleiche Ruf: „Sahib, hilf mir!“ Ihm durfte geholfen werden. — Wenn wir in der Gognerschen Mission auch keinen europäischen Arzt haben, so durfte doch Schwester Auguste Friß in Takarma vielen jungen Müttern beistehen und manch einer hat sie das Leben gerettet. Die ärztliche Arbeit in Indien ist schwer. Oft ist der einzige Dank der Erfolg. Wer aber könnte sich dem stehenden Hilferuf entziehen: „Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns!“

Felix Schulze, Gogners-Mission.

## Das neue Buch

Vom Missionsdienst der lutherischen Kirche. 3. Folge. Wallmann, Leipzig. 160 S. 2 RM.

Seit dem Jahre 1914 vollzieht sich in der ganzen Welt ein Umbruch, der auch die fernsten Völker und Länder mit hineinzieht. Beschleunigt und wohl entscheidend bestimmt werden auch heute davon die Völker, an denen die lutherische Mission seit Jahrzehnten und Jahrhunderten ihren ihr von Gott gegebenen Auftrag erfüllt. Was gerade die lutherische Mission mitten in Kriegs- und Umbruchszeit für Kirche und Volk, für Rasse und Nation für eine gottgegebene Aufgabe zu erfüllen hat, will nicht zuletzt wieder dieses Buch durch Aufsätze, biblisches Zeugnis und Missionsstunden anschaulich darlegen. Unsere heilige Pflicht, gebunden im Gehorsam gegenüber Gottes Wort, ist so „Mission heute!“, auch und gerade im Krieg.

D. P e h o l d t

Dr. Frentag, Die deutsche ev. Heidenmission, Jahrbuch der Miss.-Konf. 1941. Hamburg. 65 S. 1.— RM.

Gute Mitarbeiter, gute Aufsätze, gutes Material: eine gute Orientierungsquelle! Das so billige Buch ist nicht nur für Pfarrer da. Es ist für alle und will bestellt und verschenkt werden.

Arno Lehmann.



## Letzte Briefe aus Indien

Die letzten Briefe, die uns von unserem Missionsfelde erreichten, sind folgende: ein Brief vom 19. September 1940 von Frau Missionar Borotta aus dem Ehrenwortlager in Hazaribagh, unweit der Goshnerischen Hauptstation Ranchi; ein Brief von Missionar Radtsch vom 24. September 1940 aus dem Ehrenwortlager Purandhar bei Poona im Westen von Indien und ein Brief von Präses Lic. Stosch vom 9. Oktober 1940 aus Ranchi. Wir geben die Briefe im Auszug wieder.

Frau Missionar Borotta schreibt: „Jetzt sind wir drei, Hanna Wolff, Irene Storim und ich, schon über vier Wochen hier. Wir freuen uns, daß die anderen (gemeint sind Präses Lic. Stosch, Frau Missionar Jellinghaus, Frau Missionar Klimkeit, Schwester Anni Diller und Schwester Hedwig Schmidt) an ihrem bisherigen Wohnort bleiben dürfen (gemeint ist Ranchi). Bis jetzt sind wir hier acht Erwachsene und vier Kinder. Wir hoffen, daß niemand weiter dazukommt. Ich bin so froh, daß ich mit meiner Kleinen ein nettes, großes, ruhiges Zimmer habe. Meine Kleine kommt hier nach jeder Richtung mehr zu ihrem Recht, und ich kann sie hier viel besser pflegen als in Ranchi. – Es ist schön, daß wir Nachrichten von unseren Ehemännern erhalten können. Wir hoffen in jeder Beziehung das Beste und sehen dem Ende dieser Zeit getrost entgegen.“

Bruder Radtsch schreibt an seine Frau ganz kurz: „Als mir der Polizeinspektor in Tezpur die traurige Nachricht brachte, lag ich mit Fieber zu Bett. So wurde mir gestattet, noch einige Tage länger in Tezpur zu bleiben. Der Luftwechsel hat mir sehr gut getan. Unser Lager liegt 4000 Fuß hoch. Essen und Quartier sind gut. Wir können in den Bergen spazieren gehen. Außer mir ist noch ein anderer Missionar hier. Der sonntägliche Gottesdienst ist unsere Freude, alle evangelischen Christen rechnen mit ihm als mit einer feststehenden Ordnung“ (es folgen persönliche Grüße).

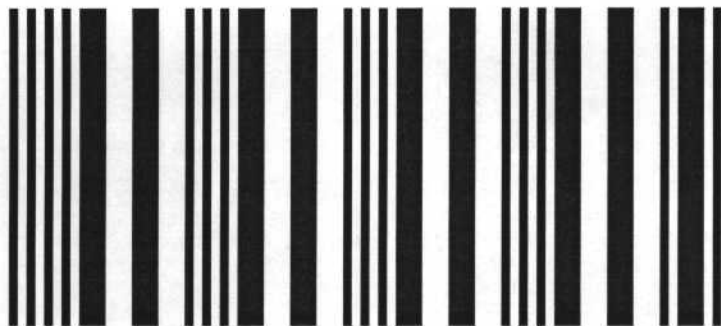
Präses Lic. Stosch schreibt in seinem Brief an seine Frau einige Sätze, die für alle Freunde der Goshnerischen Mission in Deutschland bestimmt sind: „Seit Juni bin ich der einzige Missionar in Ranchi. Alle anderen sind interniert. Im August mußte auch Bruder Radtsch in ein Lager gehen. Zwei Schwestern und zwei Missionarsfrauen sind mit mir zusammen hier in Ranchi geblieben. Ihr könnt Euch vorstellen, daß ich viel zu tun habe. Die ganze Verantwortung für das Werk lastet auf mir. Gesundheitlich geht es mir gut. Jedesmal beim Wechsel der Jahreszeiten, gegen Ende September, habe ich meine halbjährliche Erkältung. Aber jetzt ist sie vorüber. Oktober ist hier ein Ferienmonat. Im November hoffe ich, durch das ganze Land zu reisen.“

---

Verantwortlich für den Inhalt: Schriftleiter Missionsinspektor Arno Lehmann, Dresden, Verlag: Seimatsdienstverlag, Berlin RD 18, Am Friedrichshain 34. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Goshnerischen Missionsgesellschaft und kann dort bezogen werden: Berlin-Friedenau, Sandjersstraße 19–20. Postfachkonto: Berlin 7950. Jährlicher Bezugspreis des monatlich erscheinenden Blattes 1,20 RM (einschließlich Porto), bei Mengenbezug billiger. Druck: Welzel Buch- und Werbe-druck-Ges., Dresden A 47.



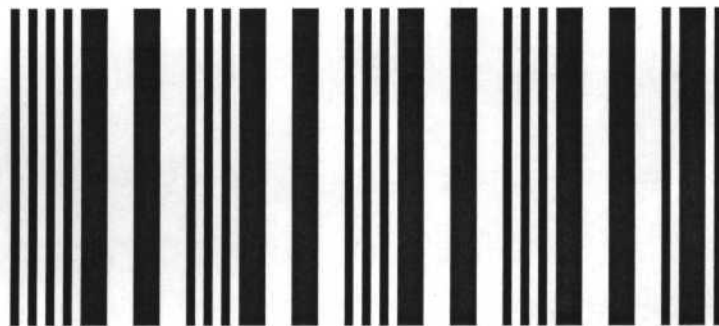
Ende



00000000

Anfang

ଆଣ୍ଡ



00000000

Ende

# † Blätter für Mission

2. Jahrgang

April 1941

## Das Geheimnis ist groß; ich sage aber von Christo und der Gemeinde

(Eph. 5, 32)

Ja, wie groß ist das Geheimnis der Gottseligkeit: Gott ist offenbart im Fleisch! (1. Tim. 3, 16.) Bedenken wir dazu nur erst einmal, wie groß die Erde ist, wieviel größer die Sonne (im Durchmesser 108mal so groß), wieviel größer andere Fixsterne, wieviel größer der Raum, in dem sich die bekannten Sterne befinden, als alle Sterne zusammen (wie ganz Europa gegen eine Walnuß) und doch alles nichts gegen den unendlichen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den „der Himmel und aller Himmel Himmel nicht versorgen mögen“ (1. Kön. 8, 27). Und dann sehe man sich den kleinen Menschen von nicht 2 Meter Größe an und glaube, daß Gott ein solcher Mensch geworden ist! Da kann man ungefähr ermessen, wie groß das Geheimnis der Gottseligkeit ist: Gott ist offenbart im Fleisch! — Aber es ist auch zu bedenken, daß z. B. der große altgriechische Dichter Sophokles nicht so unrecht hat, wenn er sagt: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist auf der Erde gewaltiger als der Mensch“, und daß auch groß ist das „Geheimnis der Bosheit“ (Gesetzlosigkeit) (2. Thess. 2, 7) dieses kleinen „gewaltigen“ Gottesgeschöpfes, und wie gewaltig sich der Zorn Gottes über diese seine Gesetzlosigkeit offenbart (Röm. 1, 18). Da sollte man es doch wohl glauben können, daß etwas ganz Außerordentliches nötig war, um den allmächtigen Gott mit der rebellischen Krone seiner Schöpfung zu versöhnen. Und dies Geheimnis ist uns offenbart, Jesus von Nazareth ist im Geist als Gott gerechtfertigt (1. Tim. 3, 16), d. h. durch den Geist Gottes, der in ihm wohnte, ist er in seinem Leben und Wandel und vor allem durch seine Auferstehung und Himmelfahrt als Gott beglaubigt. Er ist nach seiner Auferstehung den Engeln oder Boten, den Aposteln, erschienen, und sie haben ihn in Herrlichkeit gen Himmel fahren sehen. Und durch beides sind sie so fest in ihrem Glauben an die Gottheit Jesu geworden, daß sie in alle Welt hinaus-zogen und haben von der Menschwerdung Gottes unter den Völkern in Beweisung des Geistes und der Kraft gezeugt und haben auch Glauben gefunden. So wollen wir ihnen weiter darin nachfolgen in dem festen Glauben: „Christus hat geliebet die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben.“ „Christus ist das Haupt der Gemeinde, und er ist seines Leibes Heiland.“ (Eph. 5.) „Ihm werden Kinder geboren wie der Tau aus der Morgenröte.“ (Ps. 110, 3.) Ein wunderbares Geheimnis ist die leibliche Zeugung und Geburt, wenigstens ebenso wunderbar aber die geistliche Wiedergeburt. Und nur auf der gleichen Linie liegt es auch, wenn es Eph. 5, 27 heißt: „Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset; sondern er nährt es und pfleget sein, gleichwie auch der Herr die Gemeinde.“ Er aber hat Joh. 6 erklärt: „Ich bin das Brot des Lebens, und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“ Ja, das Geheimnis ist groß, aber es ist ein Geheimnis der Gottseligkeit!

A. Blanke, Biedmar, Kr. Celle



## „Alte“ Christen

Missionsuperintendent Jäckel von der Berliner Mission, der jetzt mit seinen Mitarbeitern in Nordtransvaal hinter Stacheldraht im Internierungslager schmachtet, berichtete aus seiner Arbeit in Blaueberg:

„Auf der Farm meines Schwagers arbeiten eine ganze Menge (dreißig) sogenannter Blanthre-Boys, d. h. Eingeborene, die von Njassaland im hohen Norden bis hier herunterkommen. Ich bemerkte, daß viele von ihnen Testamente in ihrer Sprache besitzen, und lud sie ein, zur Kirche zu kommen. Sie kommen auch regelmäßig und halten jedesmal nach meiner Predigt einen kleinen Gottesdienst für sich in ihrer Sprache. Bruder Brink, der früher in Njassaland gearbeitet hat, gab mir den Rat, ich solle ihnen auch das heilige Abendmahl austheilen, da zum mindesten einer von ihnen eine kleine Agende in ihrer Sprache besitzen müsse, aus der ich dann die Einsetzungsworte und die Spendeformel ablesen könnte. So fragte ich denn am Tage vor Weihnacht (in Englisch), wer von den Blanthre-Boys das heilige Abendmahl mitfeiern wolle. Da bekam ich zu meinem Erstaunen die Antwort: ‚We are old Christians‘ (wir sind alte Christen). Als ich nach der Bedeutung dieses Ausdrucks forschte, hieß es: ‚Wir sind Christen, die wieder ausgeschlossen sind.‘ So bezeichnend dies für die Ehrlichkeit dieser Christen ist, ebenso bezeichnend ist es auch für den Dauererfolg der Mission. Wohl wurden jene von ihrer Heimatgemeinde nicht mehr für würdig befunden, den Christennamen zu führen, weil ihr Wandel nicht mehr christlich gewesen war. Aber innerlich kamen sie nicht mehr vom Christentum los. Selbst in weiter Ferne von der Gemeinde bleiben sie doch bei dem, was sie gelernt haben, sie gehen ins Gotteshaus, sie haben das Gotteswort mitgenommen auf ihre weite Reise, ihr Gewissen lebt. Und so wagen sie es nicht, zum Abendmahl zu kommen, ehe nicht die Heimatgemeinde sie wieder dafür würdig erklärt. Was lehrt uns doch alles das Missionsfeld! ‚Alte‘ Christen! Die Heimatkirche kennt sie auch, leider in Scharen; aber leben sie etwa weiter im Gotteshaus, das Testament im Reisepäck?“

## Heiliges Abendmahl und Mission

„Sooft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß Er kommt“ (1. Kor. 11, 26). Unlösbar hängt beides zusammen: die Proklamation des Opfertodes Christi und das Gebet zu dem Erhöhten, daß er seine himmlische Herrlichkeit offenbare und seine Herrschaft über die Welt antrete.

Nus: Gasse, Kirche und Herrenmahl, S. 29.

Sollen aber die Heiden selig werden, so können sie das Abendmahl nicht entbehren, denn in diesem Sakrament wird ihnen Christi Leib und Blut gebracht und damit Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Darum gibt es nach Harms' Überzeugung „keine mächtigere Missionspredigt“ als die Lehre vom heiligen Abendmahl: „Wenn wir weiter nichts hätten als das trostreiche Stück, das uns der Katechismus in der dritten Frage vom heiligen Abendmahl zeigt, wäre das nicht allein Ursach genug für uns, Mission zu treiben?“

Nus: Harms als Missionsmann. 1910.

## Als die Sterbenden und siehe, wir leben!

Am Freitag, dem 4. September, rief man mich an das Sterbelager eines treuen Ausfährigen. Samson Setumo hatte jahrelang unentgeltlich das Amt eines Helfers unter seinen ausfährigen Brüdern versehen. Nun hatte die Krankheit ihr Werk vollendet. Ich fand ihn sehr schwach, als ich ihm die heilige Kommunion gab. Er sprach mit tiefer Bewegung das Sündenbekenntnis. Plötzlich unterbrach er sich, und auf seine heidnischen Verwandten, die draußen vor der Hütte kauerten, weisend, rief er laut: „Moruti (Lehrer), bring sie herein, taufe sie alle. Sie müssen dorthin kommen, wo ich bin.“ Erschütternd ist ein solches Abschiednehmen. — Da kauert der Kranke. In den großen Augen steht neben der Krankheitspein die Ewigkeitshoffnung, wie der erste Strahl der aufgehenden Sonne die zu Ende gehende Nacht durchbricht. In fliegenden Sätzen redet er: „Heut' abend, heut' abend bin ich im Paradiese. Grabt, grabt mich ein! Das macht nichts. Ihr könnt nicht meine Seele eingraben. Singt, singt das Lied! Gebt mir mein Buch! Singt ihr alle, befehlt euch! Hier ist der Moruti! Bringe Wasser, taufe sie alle — alle!“ Die Hütte ist gedrängt voll von Ausfährigen, und sie singen, so gut sie können, mit ihren zerfressenen Kehlen. Dann lege ich dem Sterbenden die Hand aufs Haupt und segne ihn ein. „Auf Wiedersehen, Samson!“ — „Wir werden uns sehen, Moruti!“ Nach ein paar Stunden hat er ausgelitten. Am anderen Morgen stand ich wieder auf dem Friedhof der Ausfährigen und um mich herum die Krankengemeinde. Außer mir und dem Evangelisten kein Gesunder, lauter Ausfährige, fast hundert an der Zahl.

Gott aber wird abwischen alle Tränen von ihren Augen! Wie tröstlich ist doch dies Wort für alle, die so jahrelang, jahrzehntelang nach Erlösung von dem langsam faulenden Leibe weinen.

Sup. Jä d e l, Berliner Mission

## Der Kampf ums Vergeben

In Neuseeland wurde das Abendmahl gefeiert. Als die erste Reihe kniete, stand ein Eingeborener auf und ging an seinen Platz, kehrte jedoch aufs neue in die Reihe zurück und kniete nieder. Zur Rede gestellt, sagte er: „Als ich an den Tisch herantrat, wußte ich nicht, neben wen ich zu knien kommen würde, da sah ich mich plötzlich an der Seite des Mannes, der vor wenigen Jahren meinen Vater erschlagen und sein Blut getrunken hatte, und dem ich damals den Tod geschworen. Nun denken Sie sich, was ich empfand, als ich plötzlich neben ihm kniete! Es überkam mich mit furchtbarer Gewalt, ich konnte es nicht aushalten und begab mich daher auf meinen Sitz zurück. Aber als ich dort angekommen war, sah ich das obere Heiligtum und das große Abendmahl und glaubte eine Stimme zu hören: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Das überwältigte mich, ich setzte mich, und zugleich glaubte ich ein anderes Gesicht zu erblicken, ein Kreuz und einen Mann daran genagelt, und ich hörte ihn sprechen: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun — da kehrte ich an den Altar zurück.“

---

## Wir beten für Volk, Kirche und Mission!

---

## Der Laufpaß

Der Tod ohne Maske, das ist der Tod, wie man ihm in dem Ausfägigenahl der Gofner'schen Mission in Lohardagga begegnen kann. Die Kranken verwesen bei lebendigem Leibe, ein Glied nach dem anderen fällt ihnen durch Fäulnis ab. Diesem Anblick des Todes — ohne Maske — kann nur ein Glaube wie der christliche standhalten, der um die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben weiß.

Christocharan, der Ausfägige, liegt im Sterben. „Ach, wenn der Herr mich doch nur bald rufen möchte!“ ruft er aus. Seine Stimme ist heiser. „Meinst du?“ prüft ihn der Missionar, „daß dich Christus annehmen wird?“ „Ich glaube, daß Jesus Christus für mich Sünder am Kreuz gestorben ist.“ „Darauf kannst du ruhig sterben: um Jesu willen wirst du angenommen werden.“ „Ja, aber ich kann nicht sterben, ehe ich nicht den Laufpaß bekommen habe.“ Laufpaß? denkt der Missionar, was meint er damit? Bald wird es klar, daß der Sterbende das Heilige Abendmahl so bezeichnet, das den müden Erdenwanderer schon oft erquickt hat. Christocharan, der Ausfägige, war, ehe er nach Lohardagga kam und Christ wurde, einer jener vielen, vielen frommen Bettler gewesen, die in Indien von einem Wallfahrtsort zum anderen pilgern und vom Betteln leben.

Wenn Christocharan jetzt vom Abendmahl als von einem „Laufpaß“ redet, so meint er es in einem tieferen Sinn: es soll ihn jetzt durch das letzte dunkle Tal in jenes lichte Land geleiten, in dem der Tod keine Macht mehr über ihn hat. So läßt der Missionar die nötigen Vorbereitungen treffen und hält dem Sterbenden im engsten Kreise die Beichtrede über das Wort des Herrn: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Der Kranke hört sehr aufmerksam zu und betet laut die Beichte mit: „Ich armer, elender, sündiger Mensch . . .“ Als der Missionar darauf sagt: „Auf dieses dein Bekenntnis verkündige ich dir die Gnade Gottes und spreche dich los von allen deinen Sünden . . .“, da antwortete der Sterbende mit einem lauten, freudigen „Amen“. Und als er dann das Heilige Abendmahl empfangen hat und das Dankgebet gesprochen ist, fordert ihn der Missionar auf, selbst noch ein kurzes Gebet zu sprechen. Worte in Sätze zusammenzufassen, dazu ist er nun wohl zu schwach, aber das „Waterunser“ betet er mit solcher Innigkeit, daß es alle mächtig bewegt. Es wird nun offenbar, daß Christocharan, der Ausfägige, nicht zu jenen neun undankbaren Ausfägigen gehört, von denen die biblische Geschichte erzählt, sondern auf der Seite des einen dankbaren steht, der da umkehrte und Gott die Ehre gab. Christocharan hatte nur noch einige Tage nach der letzten Abendmahlsfeier zu leiden. Dann rief der Herr ihn heim.

Gofner-Mission

## Dein Opfer für das Deutsche Rote Kreuz!



An Gottes Tisch in Neuguinea

## „Gott ist so gut“

Aus der Erfahrung der Mission wird bezeugt: Gemeinde lebt aus dem Herrenmahl, und eine Kirche, die das Sakrament verliert, stirbt.

Was bedeutet das Sakrament für die Gemeinde? In Neuguinea hat man einmal das Abendmahl im Walde gefeiert. Es war ein Gemeindetag. Die Menschen, die da zusammenströmten, fast keine der vorhandenen Kirchen. Da macht man einen Festplatz im Walde. Den ganzen Tag hatte man unter Gottes Wort gestanden. Nun brach der Abend herein, und man sammelte sich zum heiligen Mahle. Drohend stiegen die Schatten der Baumriesen gegen den Himmel. Aber die Gemeinde war, da man kein anderes Licht hatte, umgeben von einem dichten Ring von Jungen, die mit lodernden Palmfackeln leuchteten. In die tiefe Stille hinein spricht der Missionar seine Abendmahlsrede. „Jesus hat das Mahl eingesezt in der Nacht, da er verraten ward. Ihr empfangt das Mahl des Herren, wie schon so oft, in der Nacht. Und in derselben Nacht seid ihr genau wie die Jünger fähig, euren Meister zu verlassen, aus Unglaube, Gleichgültigkeit und Liebe zur Sünde. Und doch gibt er sich euch.“ Und nun wurde das Abendmahl ausgeteilt unter dem ununterbrochenen leisen Singen der Gemeinde. Als die letzten Töne verklungen und der Segen gesprochen war, erhob sich niemand, um wegzugehen. Alle blieben sitzen. Eine lange Stille herrschte. Schließlich trat der Missionar noch einmal vor und fragte: „Will jemand noch etwas sagen?“ Nach einer Weile kam eine Antwort: „Gott ist so gut, und wir sind so schlecht, daß wir nicht wissen, was wir sagen sollen.“ Kann man über die Bedeutung des Abendmahles Tieferes sagen, als dieser Papua mit unbeholfenen Worten sagt? In staunender Dankbarkeit sucht er die Größe der Gabe Gottes zu messen und findet nur einen Maßstab: die Abgrundtiefe menschlicher Gottferne. Aber dieser Maßstab ist zu klein. Gott ist größer als unser Herz. Er beugt sich herab: Nehmet, esset. Es ist mein Leib. Es ist das ewige Leben.

Russ: Mission und Pfarramt 3/1940.



## Japanische Kirchen lösen sich vom englischen Einfluß

Die Gründung der nationalen Einheitspartei in Japan und die Aufdeckung umfangreicher englischer Spionagetätigkeit hat zu einer Nationalisierung der japanischen Kirchen und ihrer Reinigung von fremdländischen Elementen geführt. So hat z. B. die Kirche der episkopalen Anglikaner in einer feierlichen Versammlung beschlossen, sich von jedem englischen, amerikanischen oder kanadischen Einfluß zu lösen, um geistig wie wirtschaftlich völlig unabhängig zu werden; alle nichtjapanischen Bischöfe sollen abgesetzt werden, was immerhin 7 von den 10 Diözesen trifft. — Ein gleicher Vorgang hat sich auch in der Heilsarmee Japans abgespielt, deren Werk sonst von staatlichen japanischen Kreisen anerkannt war; diese Vereinigung hat sich von der Oberleitung in London losgesagt. — Die russisch-orthodoxe Gemeinde, die mit der Nikolai-Kathedrale in Tokio als Mittelpunkt auf ein 50jähriges Bestehen zurückzusehen kann, hat sich dadurch selbständig gemacht, daß der bisherige russische Metropolit freiwillig zurücktrat und durch einen japanischen Geistlichen ersetzt wurde. — Ob die katholische Kirche mit ihren etwa 110 000 Gläubigen ein gleiches tun und sich vom römischen Oberhaupt lossagen wird, bleibt abzuwarten, scheint aber deswegen unwahrscheinlich, weil gerade vom Papst aus schon seit Jahren die offizielle Beteiligung an der lokalen Kaiserbetehung freigegeben und empfohlen wurde. Die deutsche evangelische Ostasien-Mission hat von Anfang an ihre Gemeinden mit einheimischen japanischen Pfarrern ausgerüstet. (Ev. Dtschld.)

## Vom Tisch des Herrn im Jnderland

„Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ist's“ . . ., daß er das ist — der Gang zum Tisch des Herrn —, das ist nicht nur in diesem feierlichen, liturgischen Gebetsruf der Abendmahlsfeier der Heimat und des Missionsfeldes wieder und wieder gesungen und gebetet, das ist auch die lebendige Erfahrung der Kirche Christi, die überall nur vom Wort und Sakrament lebt, wenn sie leben will.

„ . . . und Sakrament“? Ist es wirklich auch in Indien so? Was fangen denn so junge Christen in Indien, die aus einem von Zeremonien und „geweihter Materie“ geschwängerten Heiden- und Götzentum herkommen, mit dem heiligen Abendmahl an?! Muß ihnen das nicht zu einem heidnischen Hokusfokus werden, verfallen sie da nicht in abergläubischen Materie-Kult zurück? Ich will die Antwort darauf geben, indem ich drei selbsterlebte Abendmahlsfeiern nacherzähle.

Ob das eine „Kirche“ mit einem „Hochaltar“ war, wo Jesus mit den Seinen das Brot aß und den Wein trank? Nein, es war ein „Haus“ — es war eine Hausgemeinschaft. „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“ — das ist das Abendmahl! Also, in einem Hause war's — in Tambaram, wo die große Missionskonferenz im Dezember 1938 stattgefunden hat —, im Hause des Professors Nirvadham, der an der dortigen Hochschule doziert. Da waren wir versammelt zu einem Gottesdienst. Die Familienglieder — Prof. Nirvadham hat sieben Kinder! — waren versammelt, und auf seine Einladung waren, wie oft schon, die anderen lutherischen Christen, die dort in der „Zerstreuung“ wohnen, auch herzugelommen. Es mochten an die zwanzig Christen, Mann und Frau, jung und alt, gewesen sein. Ein „lutherischer Altar“ war nicht dort, der befand sich zwanzig Kilometer weit weg, aber „Gemeinde“ war da. Und auch ein „Tisch“, der etwas kleine, auch ein wenig wackelige Eßtisch der Familie Nirvadham. Dieser Tisch wurde zum „Tisch des Herrn“. Und das war genug! Aber es war noch mehr da; nämlich eine Schar von Christen, die an diesem Tisch nicht nur Leib des Herrn aß und Blut des Herrn trank, sondern auch an diesem Tisch mit ihrem Tischherren zu reden verstand — auch ohne in ein Buch zu schauen: das Sündenbekenntnis haben sie ihm auswendig gesagt, und ich durfte einem jeden die



Hände aufs Haupt legen und ihnen Vergebung aller ihrer Sünden verkünden. Und ein Abendmahlsgebet haben sie ohne Buch auswendig gemeinsam laut zum Herrn gerufen. Als sie gegessen und getrunken hatten, wußten sie nicht nur zu singen von Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, sie sangen auch ein ernstes „cor mundum crea in me“ (Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz) und zum Schluß, wie sie es immer tun im Tamul-land, den letzten Vers von „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“! Da habe ich es in jener Hausgemeinschaft erfahren: die indischen Christen essen und trinken nicht nur die Gaben des Herrn, nein, sie leben davon und bringen ihren Kleinglauben, Unglauben, Aberglauben zum Tisch des Herrn, daß Er ihnen das alles vergebe und ihnen durch sein Abendmahl „zur Stärkung des Glaubens“ gegenwärtig sei!

Und dann heißt es ja Abendmahl! Es war ja Abend, nein, sogar dunkle Nacht — „Nacht, in der er verraten ward“ —, als sie sich zum erstenmal zu Tische setzten. Wir sollten die Abendmahlsfeier auch mehr, wo nur irgend möglich, in der Abendzeit halten. So tat ich es in Indien sehr oft, wenn ich in meinem Pariaebirgt von Dorf zu Dorf zog. Einmal kam ich in später Abendstunde in die muffige Kapelle einer winzig kleinen, ach so primitiven und fernab vom Verkehr liegenden Dorfgemeinde. Aber es war nicht geheuer in der Kapelle. Ein Dachbalken war vom letzten Regenguß heruntergedrückt, das Dach konnte jeden Augenblick zusammenfallen. Wir hatten zwar dennoch die Absicht, hier Abendmahlsfeier zu halten, aber da versagte die einzige uns zur Verfügung stehende Öllaterne. Ich sah nichts vor mir als nur Nacht. Da rief ich die kleine Gemeinde hinaus unter den Sternenhimmel ins Freie, stellte einen dreibeinigen Schemel, auf dem sonst der Dorflehrer sitzt, auf; und siehe, dieser Schemel wurde zum Tisch des Herrn. Um mich herum das Gemeindlein, kniend, betend und singend. Die Sterne ließen mich nur in Umrissen Kelch und Teller, Wein und Brot erkennen. Wir sagten alles auswendig, was an diesem Tisch des Herrn zu sagen war. Und der Gemeinde erzählte ich, daß die Nacht so schwarz und dunkel gewesen sein muß, in welcher Judas dahinschlief, um den Herrn zu verraten. Und die unheimliche Finsternis des Heidenlandes um uns her in jener Abendstunde unter freiem Himmel sagte uns, wie kurz der Schritt nur ist zwischen Glauben und Verderben, zwischen Leben und Sterben! Wenn sonst nicht, an diesem Abend mochten unsere Christen gespürt und nacherlebt haben, was es um den Verrat an dem Herrn und um die Treue des Jüngers ist, der inmitten der Nacht der Sünde sich an die Seite Seines Herrn schmiegt: Bin ich es, Herr, bin ich's?!

Gründonnerstag in unserer großen, schönen Kirche in Madras mit ihrem weiten, für das Sakrament des Herrn einladenden Altar, das Bild der Kreuzabnahme darüber: „O du Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.“ Die Kirche gefüllt bis zum letzten Sitz- und Stehplatz. Drei indische Pastoren und ich verwalten das Sakrament. Schweigende Stille unter den sonst so lauten, gesprächslustigen Indern. Und während der Austeilung der Sakramente singt die Gemeinde Vers um Vers der aus dem Deutschen ins Tamulische übersetzten alten Abendmahlslieder der deutschen Reformation! Gruppe um Gruppe, jeweils etwa 30 Menschen, tritt an den Altar heran. Ich möchte meinen: hier findet sich angesichts der großen Abendmahlskirche beides sichtbarlich zusammen: das ist der Leib Christi, die Gemeinschaft der gerechtfertigten Sünder, und das ist mein Leib, mein Blut, für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden!

Ich weiß nicht, was jene alle im einzelnen wußten und verstanden von dem Geheimnis des Sakraments des Altars. Ich wußte nur, was ich mit ihnen erfuhr und wovon sie alle gleich stark bewegt wurden: hier ist Abendmahlsfeier, wie man sie niemals unter dem Eindruck eines „Wortes Gottes“ erfährt, wo nur Ohr und Herz angesprochen werden; hier ist Feier des g a n z e n Menschen in der Gemeinschaft mit dem Erhöhten mit Fühlen, Schmecken und Sehen nach dem Wort: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!“

Martin Witte, Leipziger Mission

## Das Göknerische Missionsfeld im Kriege

Das besondere Merkmal der Göknerischen Koliskirche in Indien ist ihre früh, ja allzu früh erreichte Selbständigkeit. Die Not des letzten Weltkrieges, währenddessen alle deutschen Missionare aus Indien ausgewiesen wurden, brachte das mit sich. Um ja nur nicht ihr lutherisches Gepräge zu verlieren und sich unter die Leitung einer fremden, nicht-deutschen Mission zu begeben, erklärte sich die Koliskirche für selbständig. Sie gab sich am 10. Juli 1919 eine Verfassung, die die Leitung der Kirche in die Hände eingeborener Prediger und Laien legte.

Es ist wahr: Diese verfassungsmäßige Selbständigkeit der Koliskirche kam verfrüht und steht im Widerspruch zu der tatsächlichen Unselbständigkeit der Gemeinden und eingeborenen Kirchenführer. Darum rief auch die Koliskirche in richtiger Selbsterkenntnis die deutschen Missionare wieder ins Land und übertrug im Jahre 1938 die gesamte Kirchenleitung erneut einem deutschen Missionar, der zum Präsidenten der Kirche gewählt wurde: Missionspräsident Lic. Stofsch.

Aber heute, während dieses Krieges, bedeutet die Tatsache, daß unter dem Zwange der Not eingeborene Pastoren, Katechisten und Lehrer in alle solche Stellen aufrückten, die bisher die deutschen Missionare innegehabt hatten, die einzig mögliche Hilfe. Unsere jüngeren Missionare: Dr. Wolff, Klimkeit, Jellinghaus und Borutta sind interniert, ebenso Missionar Radtsch, der bewährte Leiter der Arbeit in Assam. Auch Missionschwester Irene Störin und die Missionarsfrauen Dr. Hanna Wolff und Helene Borutta befinden sich in einem Ehrenwortlager. Nur Präses Stofsch als der einzige Missionar, die Missionarsfrauen Jellinghaus und Klimkeit und die Missionschwester Anni Diller und Hedwig Schmidt dürfen sich auf unserer Hauptstation Ranchi frei bewegen; aber dieser kleine Stab von deutschen Missionsarbeitern genügt, um die Arbeit zur Not fortzuführen — eben wegen der frühzeitigen Verselbständigung der Kirche.

Das erste, was Präses Stofsch bald nach Kriegsbeginn unternahm, war die Ordinierung von sechs weiteren bewährten Katechisten zu Pastoren. Auch das theologische Seminar, das ununterbrochen weiterarbeitet, nahm neue Kandidaten auf. Die Generalsynode der Kirche tagte, und zwar in vollem Frieden und unter dem spürbaren Segen Gottes. Ein Bibelkurs für Bibelfrauen und Lehrerinnen wurde durchgeführt. Es fand ein dreiwöchiger Lehrgang statt, zu dem die Pastoren aus dem ganzen Missionsgebiet erschienen. Zu seinen Sitzungen tritt der Kirchenrat regelmäßig zusammen. Darüber hinaus durfte Präses Lic. Stofsch, der als der einzige von allen Missionsarbeitern volle Bewegungsfreiheit besitzt, zwei Visitationstreffen durchführen, von denen die eine ihn durch das ganze Munda-land führte.

All diese Arbeit ist allerdings nicht denkbar ohne die selbstlose Hilfe des Lutherischen Weltkonvents, im besonderen seines amerikanischen Zweiges, der während des Krieges die erforderlichen Mittel darreicht.

So wird — Gott sei Dank — trotz des Krieges und trotz der uns aufgezwungenen Einschränkung unserer Arbeit auf dem Göknerischen Missionsfeld auch heute noch gesät und geerntet.

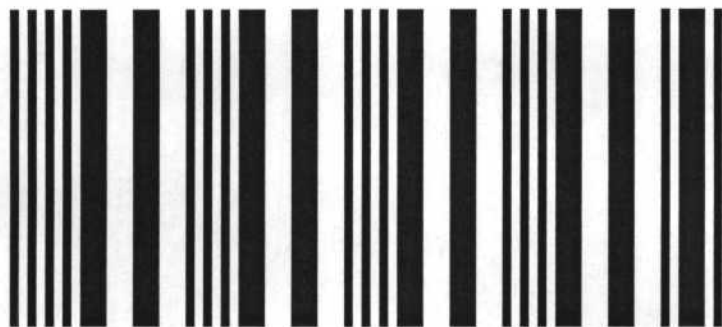
L o k i e s

Im Kampf wird bald festere Speise nötig; die gibt ihnen das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi, „die Krone und allertöftlichste Perle der christlichen Kirche“. Dies Glück sollten wir haben und es den Heiden nicht gönnen? Wir müssen ja Mission treiben, damit sie Geist werden, vom Geist geboren, und selig wie wir.

H a r m s

Verantwortlich für den Inhalt: Schriftleiter Missionsinspektor Arno Lehmann, Dresden. Verlag: Heimatdienstverlag, Berlin NO 18, Am Friedrichshain 84. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Göknerischen Missionsgesellschaft und kann dort bezogen werden: Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20. Postcheckkonto: Berlin 7950. Jährlicher Bezugspreis des monatlich erscheinenden Blattes 1,20 RM (einschließlich Porto), bei Mengenbezuga billiger. Druck: Welzel Buch- und Werbeverlag-Ges., Dresden A 47.

Ende

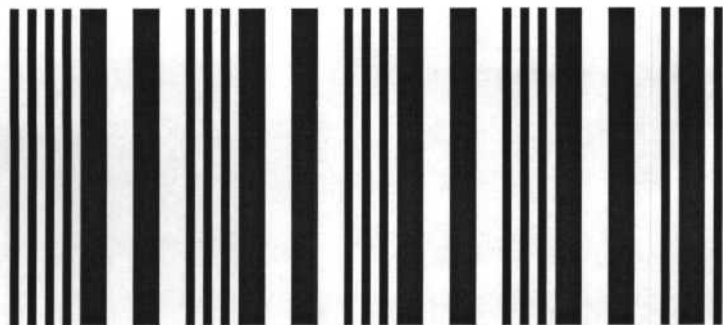


00000000

Anfang

გაქნა





00000000

Ende

# † Blätter für Mission

2. Jahrgang

Februar 1941

## Da ließ das Weib ihren Krug stehen...

„Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommt, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe, ob er nicht Christus sei. Da gingen sie aus der Stadt und kamen zu ihm.“ Joh. 4, 28—30.

Seltsam: seine tiefsten Worte hat Jesus oft zu Frauen gesprochen. Seltsam bei der Frauenverachtung des Orients, der die Frauenwelt vom Geistesleben ausschließt! Offenbar hat auch die Samariterin, mit der Jesus am Brunnen gesprochen hat, den tiefen Sinn seiner Worte nicht ganz verstanden; aber sie ist durch sie persönlich getroffen worden. Das schleudert sie aus der Alltäglichkeit ihres Lebens heraus; sie läßt ihren Krug stehen, überwindet die der orientalischen Frau auferlegte Scheu und verkündigt ihren Mitbürgern Christus. Diese kommen auf ihr Wort, überzeugen sich selbst, und viele von ihnen werden gläubig.

Viele Tausende von Frauen lassen heute „ihren Krug stehen“, entziehen sich ihrem Haushalt und üben einen Dienst aus, der eigentlich von Männern versehen werden müßte: für Volk und Vaterland. Wir wollen diesen Dienst der deutschen Frau an der Heimatfront nie vergessen.

Auch unsere deutschen Missionarsfrauen und Missionschwwestern stehen, über alle Kontinente dieses Erdballs zerstreut, an der Front im Kampfe für die Sache Jesu Christi in der Völkervelt. Dort, wo die Missionare in Feindesland interniert sind, müssen sie vielfach deren Dienst übernehmen. Dazu kommt das Heer der andersrassigen Mitarbeiterinnen auf dem Missionsfelde, der Lehrerinnen, Bibelfrauen und Krankenschwestern. Sie alle haben ihren Krug stehen lassen und verkündigen, von Jesu Wort persönlich getroffen, das Reich Gottes. Laßt uns ihrer in herzlicher Fürbitte gedenken!

Lothar, Gossner-Mission

## DEIN OPFER FÜR DAS WHW!

## In der Sprechstunde der Missionschwester

Wieviel Kinderelend sieht man hier an einem einzigen Tag! Da ist ein Kleines mit böser Malaria. Heute schreit es schon nicht mehr so laut bei der Spritze wie gestern. Der kleine Bub, der täglich zur Behandlung kommt, hat eine schwere Pneumonie. Es will gar nicht besser werden mit ihm. Aber hier bleiben darf er nicht. Das wollen die Eltern durchaus nicht zugeben. Dort ist ein fremdes Kind zum erstenmal gebracht worden. Es hat eine ganz geschwollene Gesichtshälfte, die mit Erde beschmiert. Schon lange ist das arme Würmlein krank und vom Dorfzauberer behandelt worden. Weil aber alles nichts half, wollen es die Eltern nun noch einmal bei der weißen Frau versuchen. Aus vier tiefen Löchern in der Wade und aus dem Ohr fließt dicker Eiter. Das Kind muß unbedingt hier bleiben. Aber da wehrt sich der Vater ganz entsetzt. Ich muß ihm sehr lange zureden, bis er endlich zugibt, daß der Zauberer nicht geholfen hat, trotzdem er drei Ziegen und eine Menge Geld bekam. Das kranke Kind aber ist durch ihn an den Rand des Grabes gekommen. Ein Mädchen mit hohem Fieber wartet auf das Ergebnis der Blutuntersuchung. Durch diese wird schweres Rückfallfieber festgestellt. Ein kleiner Bub, an dessen Hals viele Amulette und Zauberschnürchen hängen, hat eine schlimme Wurmkrankheit, die durch die vielen Behandlungen der Dorfzauberer nicht geheilt worden ist. Not und Elend, wohin ich blicke.

Das ist auch bei den Frauen nicht anders, die in langer Reihe vor mir sitzen und auf die Untersuchung warten. Sie kommen vor den Männern dran, denn sie müssen ja noch das Essen kochen. Lange wollte das den Herren nicht einleuchten. Nun aber haben sie sich daran gewöhnt und nehmen diese „Ansitte“ der Europäer stillschweigend hin. Meistens kann ich den Frauen in ihren vielfachen Nöten helfen. Manchmal muß ich auch eine ins Krankenhaus zum Arzt schicken, weil unbedingt eine Operation gemacht werden muß. Gerne berate ich die Mütter, die mit ihren Sorgen und Fragen zu mir kommen. Es ist nur schade, daß sie oft zu spät den Mut finden, sich mir anzuvertrauen.

Unter den Männern bemerke ich als ersten jenen Alten, dem ich gestern vier Zähne auf einmal gezogen hatte. Was will er heute schon wieder? „Mawe (Mutter), hilf mir, meine Zähne töten mich!“ „Hast du denn überhaupt noch welche?“ „Ja, sieh, diese.“ Ich muß ihm wohl oder übel auch noch die drei letzten Stümmelchen ziehen und bin herzlich froh, daß die mir nicht in der Zange abbrechen. Ein anderer Mann fällt mir sofort durch den stark geschwollenen Arm auf. Zahlreiche Einschnitte zeigen, daß er vom Zauberer und Dorfarzt schon eifrig behandelt worden ist. Ich muß ihm den Eiter durch einen tüchtigen Einschnitt abnehmen und freue mich, daß er sogleich Erleichterung hat. Mein Gehilfe Festo steht mir in der Behandlung der Männer fleißig und treu zur Seite. Er verbindet die Wunden und macht Spritzen und hilft, wo er nur kann. Wir beide sind aber froh, wenn es Mittag und der Platz vor der Poliklinik leer geworden ist. Manchmal ist die Verantwortung doch sehr groß. Wie froh bin ich stets, daß ich den großen Arzt und Helfer Jesus Christus bei mir habe. Er gibt mir täglich, was ich brauche.

Schwester Hedwig Lamparter, Bethel-Mission

## Die barmherzige Mutter der Armen

„Ich kann nicht länger hier bleiben, ich muß zurück nach meinem Hingtaf. Ich erwarte die Frauen, die in die Bibelschule eintreten, und wer weiß, ob nicht plötzlich der Krieg sich auch auf unsere Provinz ausdehnt. Laßt mich, ich warte das Ende der Missionskonferenz nicht ab, ich fahre ab.“ Das waren vor zwei Jahren die Worte von Schwester Ida Krebs. Und sie reiste ab. Kurz darauf besetzten die Japaner plötzlich die Stadt Canton. Damit war die Schwester von der Außenwelt abgeschlossen.

Immer wieder kamen die Bomber. Die Bahnlinie wurde unterbrochen, die Boote auf dem Nordfluß wurden zerstört, die leichten Häuser der Stadt wurden reihenweise dem Erdboden gleichgemacht oder niedergebrannt. Bomben fielen selbst auf die Missionsstation und forderten dort Opfer. Als einzige Deutsche saß die Schwester im Schwesternhaus. Das Dach war durchlöchert, das angebaute Küchenhaus zusammengestürzt. In der Stadt wüteten Krankheiten, besonders die Malaria. Die europäisch ausgebildeten chinesischen Ärzte waren geflohen. Hilflos stand die arme Bevölkerung, während die Reichen woanders Zuflucht gesucht hatten, dem entsetzlichen Elend gegenüber, was sich täglich über sie ergoß. Nur eine kam und suchte zu helfen. Wenn kaum die Flieger fort waren, eilte sie in die Stadt an die betroffenen Stellen. Hier verband sie Wunden, dort teilte sie Medizin aus, hier sprach sie ein tröstendes Wort, dort sammelte sie einen kleinen Kreis um Gottes Wort und gab den verzweifelten Herzen neue Kraft: es war die Schwester von der Berliner Missionsstation.

Die Kunde von der ständig wachsenden Lebensgefahr der mutigen Mitarbeiterin gelangte nach Canton. „Wir müssen sie herunterholen, sie darf nicht länger allein bleiben.“ Das war allen klar. Zwei Missionare machten sich mit einem kleinen Auto auf den Weg, um sie zu holen. Welche Freude, als es nach unendlichen Schwierigkeiten gelang, wenigstens eine Hingtaf nahe gelegene Stadt zu erreichen. Der chinesische Beamte dort telegraphierte hinüber, daß Schwester Ida Krebs kommen sollte. Und sie kam. Aber was war das? Sie gab den beiden zwei junge Chinesenfrauen mit, die zu ihren Verwandten nach Canton zurückdrängten. Sie selbst stieg nicht ein. Die Missionare drängten. „Ich bin hier unabkömmlich“, war die ruhige, aber bestimmte Antwort der Schwester. „Was soll denn aus den Elenden und Kranken werden, wenn ich weggehe? Es ist doch niemand da, der sich um sie kümmert. Ich bleibe nicht aus Eigensinn, ich bin wirklich unabkömmlich.“ Und dabei bleibt sie. Nichts konnte sie in ihrem Vorsatz wankend machen. Sorgenvoll fuhren die Missionare ab. War es ein Abschied auf Nimmerwiedersich hier unten?

Noch einsamer als bisher lehrte die Missionschwester zurück. Weiter warfen die Flieger ihre Bomben auf Hingtaf. Immer mehr Straßen wurden Trümmerhaufen. Immer größer wurde das Elend. Die Schwester blieb und half. Eines Tages kam ein merkwürdiger Zug von etwa 60 Menschen auf die Station zu. Voran nach chinesischer Sitte ein paar Pfeifer. Dahinter einige, die eine chinesische Stickerie, eine Ehrengabe, trugen. Sie zogen vor das Schwesternhaus und überbrachten der überraschten Schwester diese seine Ehrung. Auf dem seidenen Wandschmuck stand mit großen chinesischen Zeichen gestickt: Der barmherzigen Mutter der Armen!

Den Namen hatten sie als den richtigen herausgefunden für die, die ohne Furcht zurückblieb, als die anderen geflohen waren, die nicht müde wurde, furchtlos zwischen den Kranken und Sterbenden, zwischen Trümmern und wankenden Mauern herumzugehen und Hilfsbedürftige aufzusuchen. Sie wußten es alle: kein irdischer Lohn winkte dieser deutschen Missionschwester. Kein menschlicher Schutz stand hinter ihr. Was sie tat, das tat sie einzig und allein im Auftrag ihres Missionstönigs. Dem vertraute sie, ihm auch ihr Leben zu opfern war sie bereit.

Da stand sie, völlig überrascht, hilflos dieser Ehrung gegenüber, an die sie nie auch nur im Traume je gedacht hatte. Ohne daß sie es sah, strahlte von ihr aus etwas von der Herrlichkeit des Herrn, der solchen Mut und solche Kraft den Seinen gibt, wenn sie in schlichtem Gehorsam seinen Befehl erfüllen: Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!

Jo h. Müller, Berliner Mission

# Die Frau vor Buddha und vor Christus



Das weibliche Geschlecht schätzt Buddha sehr gering ein. Die Frauen bilden für alle, die ernsthaft das Heil erstreben, ein gefährliches Hindernis. Auch die buddhistischen Schriften sind voll von abschätzigen Urteilen über die Frau. In der Märchenwelt des Buddhismus ist die Frau ein genaues Abbild der Welt mit ihrer Schönheit, aber auch mit ihrer Hinterlist und Tücke. Wurzel und Grund alles Bösen, stets lockende Verführerin des armen Mannes, immer rätselhaft. „Frauen sind unergründlich, unerforschlich wie der Weg der Fische im Meer. Sie halten Wahrheit für Lüge und Lüge für Wahrheit.

Unerfättlich wie die Krähen suchen sie nach immer neuer Speise (Luft), sie sind unbeständig wie immer zerrinnender Sand, grausam wie die Schlangen, in aller List erfahren.“ In buddhistischen Schriften werden die Frauen „die vollständige Fessel Maras“ (des buddhistischen Teufels) genannt; „wenn sie einen heimlichen Ort oder einen passenden Verführer fänden, so würden alle Frauen sündigen“. „O Mönche, seht die Weiber nicht an! Begegnet ihr einem Weibe, so seht es nicht an, habt acht und sprecht nicht mit ihm! Sprecht ihr mit ihm, so denkt: Ich bin ein Mönch: ich muß in der verderbten Welt leben wie ein von Schlamm nicht befleckter Lotos. Eine alte Frau müßt ihr als eure Mutter, eine euch nur wenig an Alter überlegene als ältere Schwester, eine jüngere als jüngere Schwester betrachten.“ Mehrmals äußert Buddha die Ansicht, die Frauen seien von Natur viel zu sehr der Geschlechtsbestimmung und somit der Laune, dem Eigensinn und dem Zange an der persönlichen Existenz unterworfen, als daß sie zu der Sammlung und weiten Beschaulichkeit gelangen könnten, durch die der einzelne von der Naturtendenz sich losage, um zur Erlösung zu gelangen. So hat sich Buddha erst nach langem Widerstreben entschlossen, auch Frauen zuzulassen. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Gleichwie, Ananda, auf einem Reisfeld, das in vollem Gedeihen steht, die Krankheit ausbricht, die da Meltau genannt wird — dann dauert das Gedeihen jenes Reisfeldes nicht lange —, so gedeiht auch, Ananda, wenn in einer Lehre und einem Orden Weiber zugelassen werden ... heiliges Leben dort nicht lange.“ Sonach war auch keine Rede von einer Gleichstellung der aufgenommenen Nonnen im Orden. Sie waren zur erniedrigendsten, demütigendsten Unterordnung und Gehorsamsleistung auch einem viel jüngeren Mönch gegenüber verpflichtet.

Wie anders ist die Stellung, die Jesus, die Apostel und die christliche Lehre dem im ganzen Altertum so mißachteten weiblichen Geschlecht zuerkannt haben! Mit wie vielen Frauen hat der Herr — anders als Buddha — verkehrt und sie gern um sich gehabt: Maria und Martha in Bethanien, die große Sünderin, das Weib mit dem köstlichen Wasser, die Samariterin am Jakobsbrunnen, die Frauen am Kreuz, an seinem Grab, und endlich Jesu Mutter. Erst das Christentum hat der Frau die Befreiung von ungerechten und unwürdigen Fesseln gebracht. Man vergegenwärtige sich nur die niedrige Stellung, die das Weib auch noch heutigen-tags nicht bloß im Buddhismus, sondern auch im Heidentum ganz allgemein und auch im Islam einnimmt! Hier bildet die christliche Religion eine rühmliche Ausnahme.

(Nach: Miss. u. Religionswissenschaft 1939/2.)



## Ein Kirchenjubiläum in Amerika

Die Evangelische und Reformierte Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika feierte im Juni des vorigen Jahres in Lancaster, Pennsylvania, ihr hundertjähriges Jubiläum. Herausgewachsen aus dem am 15. Oktober 1840 in einem deutschen Blockhaus im Staate Missouri gegründeten Deutschen Evangelischen Kirchenverein des Westens, kann die ihre Hundertjahrfeier begiehende amerikanische Kirche ihren deutschen Ursprung nicht verleugnen und will es auch nicht tun. So hat der Präsident der Evangelischen und Reformierten Kirche, Pastor L. W. Goebel, im Namen der Generalsynode an das kirchliche Außenamt und verschiedene kirchliche Gesellschaften in Deutschland, wie z. B. an die Gossnersche Mission, ein Dankeschreiben gerichtet, in dem es zum Schluß heißt: „Das hundertjährige Wachstum mit seinen verschiedenen Änderungen hat unsere Zuneigung zu den Anstalten, die uns in vergangenen Jahren so freundlich unterstützt haben, nicht abnehmen lassen. Die Tochter gedenkt liebevoll der Erinnerungen aus den Tagen ihrer Kindheit, und obwohl sie jetzt großjährig geworden ist und ihre Sprache einen neuen Ton hat, grüßt sie ihre alten Freunde im Vaterland mit der Sprache, die das gemeinsame Erbe aller bleibt, die sich freimütig Kinder des einen Gottes und Vaters unser aller nennen. Somit reichen wir Ihnen die rechte Hand der Gemeinschaft über das Meer und über alle andern Schranken hinüber, die uns zu trennen drohen, und bitten Sie herzlich, mit uns zu jubilieren im Blick auf die Gaben und Segnungen, die Gott uns geschenkt hat. Mögen die geistlichen Beziehungen der Vergangenheit in uns die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens stärken, so daß wir freudig bekennen, daß unser Gott Ihr Gott und Ihr Gott unser Gott ist.“



Raro-Batakerin (Sumatra)

## Frauenfreizeit im Batakland

Etwa 300 Frauen und Mädchen nahmen durchschnittlich täglich daran teil. Der Anfang war sehr schwer, nicht nur durch die mitgebrachten Säuglinge, die viel Unruhe verursachten; man merkte auch die Macht des alt bösen Feindes. Die Frauen waren wohl aufmerksam, aber nicht innerlich gesammelt. Jede von ihnen hatte mit ihren eigenen Sorgen und Nöten zu tun. Sie klagten und weinten über alles Schwere, das sie durchzumachen haben. Einige aber wollten auch über ihre Sündennot sprechen. Diebstahl, Lüge, Zank und Streit bedrückten sie. Aber das nicht allein. Weinend erzählte eine Frau, daß ihr Mann sie nach dreijähriger Ehe „weggeworfen“, d. h. fortgeschickt habe, weil sie kinderlos war. „Da habe ich gedacht, ich heirate nie mehr“, erzählte sie weiter, „aber dann ist der Feind in mein Herz gekommen, und ich bin zu einem andern Mann gegangen. Doch wir haben nur einen Monat zusammen gelebt, dann ist er auf Wanderschaft gegangen.“

Noch viele Frauen kamen mit derselben Not. Eine war dreimal verheiratet und dreimal weggeschickt worden, weil sie ohne Kinder blieb. Alle Mittel des Zauberpriesters hatten versagt. Jetzt lebte sie wie die Samariterin, von der Jesus sagte: „Den du nun haßt, der ist nicht dein Mann.“ Ganz verzweifelt sagte sie: „Meine Sünden sind zu schlimm, sie können nicht vergeben werden.“ Lange sprach ich mit ihr, aber sie kam nicht zur Annahme des Heils, nicht weil ihre Sünden „zu schlimm“ waren, sondern weil ihre Amulette sie hinderten. „Ich kann mich nicht von ihnen trennen“, sagte sie immer wieder.

Vier junge Mädchen dagegen wagten, ihren Zauberschutz, kleine Bleistückchen, eine vertrocknete Zwiebel und ähnliche Dinge, auszuliefern. Sie sollten die Mädchen vor Anträgen unerwünschter Männer und bösen Einflüssen schützen. Wie froh und glücklich waren sie, als sie alle Zaubersachen abgegeben hatten! Nur ein Kummer drückte sie: daß sie Gottes Wort nicht lesen konnten. Wo unsere Batakfrauen und -mädchen für Gott aufwachen, empfinden sie diesen Mangel stark. Ich ermahnte die Mädchen darum, lesen zu lernen.

Abends hielten wir eine einfache Gesangsstunde. Mit viel Geduld sagten meine Helferinnen immer wieder die Zeilen vor oder sangen den Alten die Melodien ins Ohr, wenn es gar zu falsch ging. Wir kamen nur langsam voran, aber die Großmütter wollten doch auch so gern mitlernen. Alle beteiligten sich mit großer Freude.

Aus der Gesangsstunde erwuchs uns eine ungeahnte Aufgabe. Die Frauen baten um den Text der Lieder. „Schreib ihn uns doch, bitte, mit deiner Maschine ab“, war die Bitte, die ebenso häufig wiederkehrte wie die Versicherung: „Es ist jemand in unserem Hause, der lesen kann.“ Als bekannt wurde, daß eine Schwester, die gerade ihren Urlaub in der Nähe verlebte, Durchschläge der Lieder machte, war der Strom der Bittenden nicht mehr aufzuhalten. Einige brachten zur Sicherheit ein Stück zerknittertes Papier mit, andere baten: „Such mich nur recht an, damit du mich nachher wieder erkennst, wenn die Lieder fertig sind.“ Wie die Kinder waren alle dabei, das Drücken und Drängen war nicht zu beschreiben.

Die Frauen und Mädchen, die von einer Freizeit nach Hause kehren und einen neuen Lebensanfang machen wollen, haben es oft nicht leicht. Vielsach werden sie verspottet oder haben allerlei Anfechtungen zu ertragen. Eine Frau bat sehr, ihrer zu gedenken. Ihr Mann wolle durchaus nicht denselben „Weg“ mit ihr gehen. Ein paarmal war sie abends zur Singestunde gekommen, aber nachher hatte ihr Mann sie nicht mehr ins Haus gelassen. Dabei stand sie nahe vor der Geburt eines Kindes. Auf die Frage: „Wo hast du denn geschlafen?“ kam ganz ohne Bitterkeit die Antwort „draußen“.

Schwester N. N., Rheinische Mission

## „Wir brauchen nicht zu beten“

Lachend, schwachend, spielend füllt eine Schar junger indischer Frauen das Deck eines Dzeandampfers mit lautem Leben. Sie kehren mit ihren Familien von einem Besuch in der alten Heimat meist nach Ostafrika zurück. Als eine von ihnen sich in meiner Nähe, erschöpft von all dem lustigen Unsinn, den sie mit ihren Gefährtinnen getrieben hat, in einen Deckstuhl wirft, kommen wir in ein kurzes Gespräch, das sehr schnell aus Belanglosigkeiten auf das religiöse Gebiet hinüberwechselt. „Du bist glücklich?“ Sie stutzt. Sekundenlang zieht ein tiefer Ernst über das schöne, junge Gesicht. Dann sprühen wieder lustige Funken aus den Augen. „Ja, natürlich bin ich glücklich. Wie sollte ich es nicht sein? Der Mann sorgt gut für mich. Ich habe Söhne.“ Mit stummer Frage sehe ich sie an und warte darauf, daß sie weiter spricht. Sie wird ein wenig unruhig, dann lacht sie auf und sagt: „Ihr Christenfrauen habt es nicht gut, ihr müßt selbst beten. Wir brauchen das nicht. Für uns beten unsere Männer.“ Überrascht erinnere ich mich daran, daß mir viele Jahre zuvor eine jüdische Frau fast wörtlich dasselbe gesagt hatte. Aber hatte ich nicht viele betende indische Frauen gesehen? Die Inderin errät meine Gedanken. „Natürlich beten wir auch. Aber mit Gott, weißt du, mit Gott haben wir Frauen eigentlich wenig zu tun.“ Dann grüßt sie höflich und geht trällernd zu den andern zurück. Ich sehe der Davonschreitenden nach und denke an ein paar kurze berichtende Sätze aus dem Neuen Testament. Sie zeigen uns die Gemeinschaft der Jesusjünger, nachdem ihr Herr von ihnen gegangen ist. Der kurze Hinweis, der die Geschichte der Urchristenheit einleitet, schließt mit dem Satz: „Diese alle waren stets beieinander einmütig mit Beten und Flehen samt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern.“

Die Schlichtheit dieses Satzes darf uns nicht daran hindern, zu sehen, daß hier an das Geheimnis der Personwerdung der Frau durch das Evangelium gerührt wird.

Wahrlich, das Heidentum hat manche Ehrung für die Frau bereit. Aber die radikale Inanspruchnahme des ganzen Menschen durch die Sippe, durch den Mann, überdeckt, verdunkelt, zerstört die Bezogenheit auch ihres Lebens, ihres Seins auf Gott. Gebälerin ist sie, Arbeiterin und Triebobjekt. Darin hat sie ihr Leben. Hier empfängt sie Ehre und Würde und Lebensraum. Aber Ehre und Lebensrecht sind eben deshalb unausgesetzt gefährdet. Christus stellt die Frau mit unerbittlichem und erlösendem Ernst in die unmittelbare Begegnung mit Gott hinein. Sie wird Person, wird angeredet, gerufen, gerüstet, befreit, zum Dienst verordnet, trägt Verantwortung. So wird sie nicht etwa Mann. Sie wird wohl jetzt erst recht Frau in der Eigenwürdigkeit, die der Mensch nur dann gewinnt, wenn Gott seine Hand auf ihn gelegt hat.

Ja, wir Christenfrauen beten, wir wissen um das Zwiegespräch mit Gott, empfangen von ihm Befehl, Auftrag und ewiges Ziel. Und darum wissen wir uns unbeirrbar gewiesen, der Heidin, auch der „glücklichen“ Heidin, das Wort von der heiligen Liebe Gottes in Christo zu sagen.

Alice Bühring, Berliner Mission

## Unsere Tabitha-Schule in Gumla

Am 1. März des Jahres 1939 wurde die Gemeindedienstschule in Gumla unter dem Namen Tabitha-Schule und mit 18 Schülerinnen eröffnet: der jüngste Trieb an der alten Gohner'schen Schwesternarbeit. Die Jahrhundertfeier des Deutschen Evangelischen Diakonissenwerkes im Jahre 1939 zog nämlich die unbekannte Tatsache ans Licht, daß der Gründer der Gohner'schen Mission, Johannes Evangelista Gohner, der auf den verschiedensten Gebieten der Inneren und Äußerer Mission die fruchtbarsten Anregungen gegeben hat, auch die ersten Diakonissen aufs Missionsfeld hinüberschickte. Es handelt sich um die drei Missionschwestern Auguste Winter, Dorothea Feldner und Sophie Bernicke, die im Jahre 1840 in die Gangesmission hinausgingen, nachdem sie in dem ein Jahr vor Kaiserwerth durch Gohner gegründeten Elisabeth-Kranken- und -Diakonissenhaus ausgebildet waren. Die Schwesternarbeit in der Kolmission ist verhältnismäßig jung. Aber sie wuchs, vor allem bei dem Missionsarmangel in der Nachkriegszeit, sehr schnell in eine große Verantwortung hinein. Welch eine Fülle von Aufgaben haben unsere Missionschwestern zu lösen: Neben den Dienst an den Kranken tritt die Arbeit an und mit den Bibelfrauen, die weibliche Jugendarbeit, die Einrichtung von Kindergärten, die Beaufsichtigung der Mädchenschulen, Evangelisationsvorträge vor Frauen und mancherlei Gemeindefarbeiten, die eigentlich nur von Missionaren geleistet werden können. Nun wurde der Aufgabenkreis der Schwestern auf eine verheißungsvolle Weise durch die Gründung der Tabitha-Schule erweitert, in der junge Mädchen aus dem gesamten Missionsgebiet für den Dienst einer christlichen Frau in Haus und Gemeinde in einem zweijährigen Lehrgang systematisch vorgebildet werden sollen. Bei Ausbruch des Krieges mußte die Tabitha-Schule um die Jahreswende 1939/40 vor Abschluß ihres ersten Jahrganges vorzeitig geschlossen werden; aber die beiden leitenden Schwestern, Anni Diller und Hedwig Schmidt, entließen die Schülerinnen mit einem bestimmten Arbeitsauftrag in ihre Heimatgemeinden und suchten von der Hauptstation Ranchi aus durch Schulungsbriefe die jungen Mädchen in ihrer Arbeit zu beraten und zu fördern. So dürfen wir hoffen, daß das erste Arbeitsjahr der Tabitha-Schule auch trotz des Krieges seine Früchte trägt.

## Nachrichten aus Indien

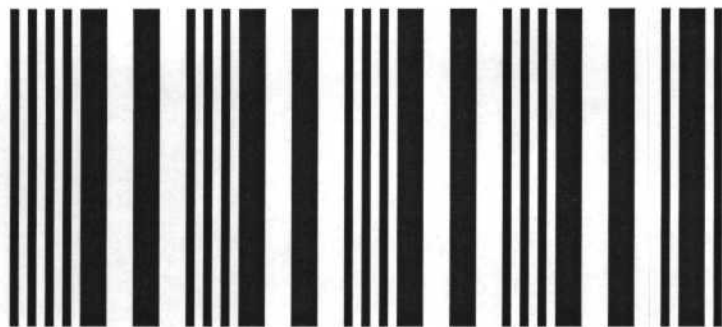
Die letzten Briefe, die uns aus Ranchi (Ostindien) erreichten, stammen vom 29. und 31. Juli 1940. Danach sind unsere vier jüngeren Missionare (Dr. Wolff, Klimkeit, Jellinghaus und Borutta) nicht mehr wie die anderen Missionsgeschwister in Ranchi. Sie scheinen Ende Juni wieder interniert worden zu sein. So schreibt Präses Lic. Stosch in aller Kürze: „Ich bin der einzige Missionar in Ranchi. September habe ich unsere 50 Pastoren zum Kursus hier. Laßt uns nicht müde werden, unserer Brüder und Schwestern in herzlicher Fürbitte zu gedenken.“

L o k i e s

Verantwortlich für den Inhalt: Schriftleiter Missionsinspektor Arno Lehmann, Dresden. Verlag: Heimatdienstverlag, Berlin NO 18, Am Friedrichshain 34. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Gohner'schen Missionsgesellschaft und kann dort bezogen werden: Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20. P. Sticheff. nro: Berlin 7950. Jährlicher Bezugspreis des monatlich erscheinenden Blattes 1,20 RM (einschließlich Porto), bei Mengenbezug billiger. Druck: Welzel Buch- und Werbebuch-Ges., Dresden A 47.

Ende

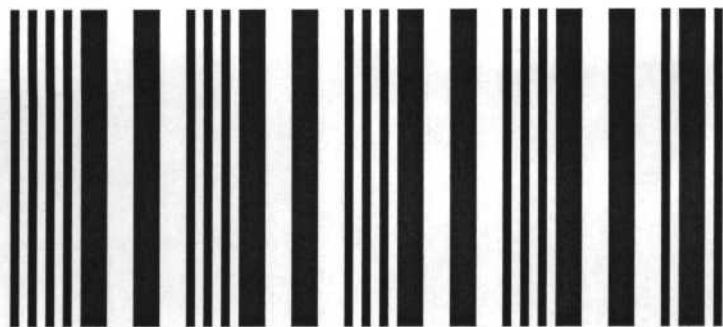




00000000

Anfang

ഗുണിന



00000000

Ende

# Blätter für Mission

1. Jahrgang

Dezember 1940

## Weihnachtsfreude für alle

2. Petr. 1, 3: Nachdem uns Gott(es Kraft) alles geschenkt hat . . .!

Diese Blattandacht kann ich nur beginnen; fortsetzen muß sie Gottes Hl. Geist; und das Ende steht beim Leser — wie immer.

Die Weihnachtsfreude für alle Kinder ist, daß sie etwas kriegen; die Weihnachtsfreude der Erwachsenen ist das Schenken. Beides gilt für uns Christen auch. Und so sehr also hat sich unser Gott und Vater auch in der Weihnachtlichkeit ganz in unsere Menschenart heruntergegeben. Das ist im Grund mit unsere Hauptweihnachtsfreude — wie es freilich auch das ewige und unergründliche Weihnachtsgeheimnis bleiben wird. Mit Weihnachten verbunden sind ja aber auch Geheimnisse nicht schreckhaft, sondern voll Seligkeit!

Aber nun also: Was haben wir nicht alles g e s c h e n k t bekommen! Was haben wir nicht alles z u s c h e n k e n bekommen!

Wir h a b e n den Heiland, den Herrn. Das ist die alte und immer wieder neue Freude. Wir haben: „erlöst, erworben und gewonnen“ usw.; wir haben: „sie wirkt Vergebung der Sünden“ usw.; wir haben: „abwischen alle Tränen“ usw.; wir haben, daß es jetzt nicht mehr aufhört: „bergeht mit ihrer Lust“, sondern es geht gewaltig, froh, welt-sieghaft, ewigkeitsdurchwaltet weiter: „wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit“.

Wir haben vom Kind in der Krippe her, daß unser Herr nicht nur „den Kriegen steuert in aller Welt“ (damit mußten die im Alten Bund zufrieden sein!), sondern unser Herr Christus steuert d i e Kriege in aller Welt (ihm ist ja gegeben worden a l l e Gewalt . . . auf Erden!), auch den in China, auch unseren, daß s e i n Reich daran wächst und s e i n Ziel damit näherkommt!

Wir haben nicht weniger als die Welt geschenkt bekommen, daß wir sie nämlich füllen mit der Christuskunde; die Zeit und die Ewigkeit haben wir bekommen, daß „seines Reiches wird kein Ende sein“.

Aber: ist das alles denn noch Weihnachten? Ja — geringer tut's nun einmal die „große Freude“ nicht, „die allem Volke widerfahren“ ist in der einen, einzigen, ewigen Heiligen Nacht!

Was s c h e n k e n wir zu Weihnachten? Nun kommt der Leser an die Reihe; ich zeige nur mehr die Richtung: unserem Herrn — uns selbst; der Welt — unseren Herrn; der Mission — unsere Treue, unsere Kraft, unsere Liebe.

Erlangen

R. Sted

## Eine feine, äußere Zubereitung für das Christfest

In Ranjangeroko im Rajaland haben die Christen eine feine Sitte eingeführt, um auch äußerlich zu zeigen, wie sehr sie sich auf das Christfest freuen. Der eingeborene Pastor der Gemeinde erzählt davon sehr anschaulich:

„Jede Christenfrau bemüht sich, ihr Haus recht festlich herzurichten. Sauber soll es sein. Aber auch geschmückt muß es werden. Die Stülbalken in der Hütte werden mit Kalk bestrichen und mit farbigen Bildern aller Art verziert. Das Gras auf dem Boden ist sehr sorgsam und fein ausgebreitet. Wie ein Teppich sieht es aus. Die Wege werden mit Blumen und Zweigen geschmückt wie Feststraßen. Darum sehen die Christenhäuser am Fest sehr schön und glänzend aus. Dieser Schmuck gefällt auch denen, die noch keine Christen sind. Darum folgen sie am Christfest unserer Sitte und schmücken ihre Häuser und Hütten ebenso bunt und schön.

Damit sich die Frauen aber rechte Mühe geben bei ihren Festvorbereitungen, wird ihnen eine Belohnung für die schönst geschmückte Hütte, das glänzendste Haus versprochen. Am zweiten Weihnachtstag gehen die Ältesten mittags durch das Dorf und betrachten die geschmückten Häuser. Die Frauen, die ihre Heimstätte am schönsten geschmückt haben, werden in der Kirche genannt und erhalten ein kleines Geschenk als Belohnung und als neuen Ansporn für solche äußeren Vorbereitungen zum Fest.

Weil das Christfest das Fest der Freude ist, an dem sich auch die Menschen gegenseitig durch kleine Geschenke und Gaben erfreuen, halten es die Christen in Ranjangeroko so. Sie versuchen, den Heiden, die gern zur Feier in die Kirche kommen, eine Freude zu bereiten. Ein jeder Christ fertigt daher vor dem Fest irgendein nützlichcs Ding an, das die Leute brauchen können: Körbe, Matten, Löffel, Schilder, Stühle und Pfeifen. Ein jedes Ding wird sehr sorgsam und schön bereitet. Dann wird vor der Kirche ein kleines Haus gebaut, und in dieses Haus werden die Sachen gelegt. Ganz kleine Zettel werden mit den Namen der Dinge beschrieben. Die Ältesten bekommen dann Karten, die sie an die Leute ausstellen, die zur Feier herbeikommen. Sind alle diese Karten verteilt, dann bringen die Leute sie zu einem anderen Ältesten, der die Aufgabe hat, die geschenkten Dinge zu verteilen. Erwartungsvoll stehen die Leute da. Sie sind neugierig, was sie wohl von all den hübschen Sachen bekommen werden! Glücklich gehen sie dann mit ihren Gaben ab. Vielleicht erinnern die sie einmal daran, daß ihnen am Christfest die große Gabe der Liebe Gottes angeboten worden ist, und vielleicht kommt einer von ihnen herbei, um sich auch diese Gabe schenken zu lassen.“

Hirte Jonathan Karoma, Bethel-Mission

### Südafrikanisches Predigtbeispiel zu Joh. 3, 16

Bei unserer Weihnachtsfeier hielt Pastor Lubuno eine kurze Ansprache über Joh. 3, 16. Am die große Liebe Gottes zu uns Menschen zu veranschaulichen, erzählte er eine Geschichte von einem kleinen Kind, dessen Körper über und über mit Geschwüren bedeckt war. Niemand im Ort mochte es anfassen, kein Kind spielte mit ihm. Nur die Mutter ließ sich nicht abschrecken, für das Kind zu sorgen; sie ruhte nicht, bis sie einen Arzt gefunden hatte, der ihm helfen konnte. Als sie dann nach Hause kam, herrschte große Freude; jeder wollte das geheilte Kind herzen und küssen. Aber keiner hatte solche Liebe wie die Mutter, die auch das mit Wunden bedeckte Kind an sich gedrückt hatte.

Ein besseres Beispiel hätte Lubuno nicht wählen können. Alle hörten gespannt zu, und einigen Frauen wurden die Augen feucht. Das ist ja eine alltägliche Geschichte bei uns: Kinder, die mit Geschwüren bedeckt sind, Krätze, Eiterpusteln, Furunkel, nässende Ausschläge, laufende Ohren, die den ganzen Kopf verschmieren, Tuberkulose, Syphilis, Mundfäule, alte häßliche Brandwunden und über allem die Fliegenplage.

Frau Dr. M. Schiele, Berliner Mission



## Weihnachten auf der Insel Mentawai

Es ging auf großer Fahrt durch die Straße von Sipora. In den beiden großen Gemeinden Silabu und Saumanganga haben wir das Heilige Abendmahl gefeiert. Wieder war ich, da es sonst auf unserer Insel nur schauerlich schmutzige Heidendörfer gibt, überrascht, als wir nach einem schönen, gepflegten Waldweg nun über weißen Kies gingen. Rechts und links stehen in gerader Linie die Häuser. Silabu ist ein Musterdorf. Und erst die Leute! Sie warten schon seit Monaten auf uns. Und so war ihre Freude besonders groß, als wir unverhofft gerade noch vor Weihnachten kamen. Acht Mütter warteten mit den Vätern auf die Taufe für ihre Kleinen. Nachdem in zwei Stunden die Schule inspiziert war, die Kinder zur Feier des Tages entlassen und die wenigen Kranken versorgt waren, begann das Fest.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem heidnischen und einem christlichen Dorf, und es soll niemand meinen, daß ein solcher Unterschied nur äußerlich sei! Ich habe nicht nur ein gesundes, blühendes Dorf mit schönen, wogenden Reisfeldern und mächtig großen Palmengärten gesehen. Nein, in Silabu gibt es glückliche, freie Menschen, die als eine Gemeinde, geführt von einem tüchtigen, jungen Lehrer und unter der Aufsicht braver Ältester, ihrem Christentum Ehre machen!

Am anderen Morgen brachten uns Christen aus dem Nachbardorf zwei Weihnachtsbäume. Einer kam in die Kirche, und der andere steht in der einzigen eingerichteten Stube unseres großen Hauses an der Silakapstraße. Wir haben ein schönes, würdiges Weihnachtsfest gefeiert. Am Heiligen Abend lagen Hunderte von Einbäumen, große und kleine, am Strande. Es ist alte Sitte, daß an diesem Tage alles, was rudern kann, auch aus weiter Umgebung ankommt. Der Weihnachtsbaum und die Handvoll Tabak, die es nachher für jeden gibt, das zieht auch die, die sonst fern sind. Die beiden Lehrer der Nachbardörfer hatten nach der Vorlage alter Programme eine schöne Festfolge aufgestellt. Den Hauptteil bestritten zunächst die Kinder mit drei- und vierstimmigen Gesängen, Bibelsprüchen und Gedichten. Zwei frische Jungen sagten die Weihnachtsgeschichte auf, und mein Mann predigte über Joh. 3, 16. Nur mit Bedauern löschten die Wächter, die hinter dem großen Baum saßen, die Lichter. Heiliger Abend ist das Fest der Christen und Heiden. Gott schenke ihnen in Gnaden, daß sein göttliches Wort von der Liebe in die Herzen gedrungen ist, damit auch von den vielen, die da kamen, noch manche gerettet werden — nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.

E. Wagner, Rheinische Mission

## Auch ein Kriegsdienst

Mit Gottes gnädiger Hilfe hat unsere starke Wehrmacht unsere Grenzen geschützt und stolze Siege an ihre Fahnen geheftet! Im Schutz unseres tapferen Heeres feiern wir fröhlichen und dankbaren Herzens das Christfest und befehlen Führer und Obrigkeit, unsere Soldaten und unser Volk in die starken Hände des lebendigen Gottes. In der inneren Front darf dieser Kriegsdienst nicht fehlen, den nur wir Christen tun können. Wir taten, wir tun und wir werden diesen stillen, aber wichtigen Dienst tun! Vermehrte Arbeit und erhöhten Einsatz zu leisten für unser Volk, durchzuhalten in entschlossenem Willen — dazu sind wir willig. Und wir kennen die Quelle der Kraft.

A. L.

**Wir alle helfen dem Kriegs-WhW!**

## Das Weihnachtsgeheimnis

Erster Weihnachtsfeiertag in Ostafrika. Heiß brennt die Tropensonne, und schwere Gewitterwolken stehen am Himmel. Wenn es draußen schon schwül ist, in unserem kleinen Kirchlein unter dem Wellblechdach ist es noch schwüler, und die etwa 400 Erwachsenen und Kinder, Christen, Heiden und Mohammedaner in der Kirche, der brennende Christbaum und die vielen Zuhörer, die draußen noch die offenen Fenster belagern, lassen keinerlei Kühlung zu.

Der eingeborene Pastor hält die Weihnachtspredigt, er versucht, so gut er kann, auf Grund des Evangeliums seinen Zuhörern klarzumachen, warum wir Weihnachten feiern — und hat den Eindruck, daß seine Predigt noch nicht ganz verstanden worden ist. Da spricht er, wie unser Herr Jesus es auch getan hat, in einem Gleichnis und sagt: „Wenn Gott vom Himmel herab die Menschen zu sich gerufen hätte, hätten sie ihn nicht verstanden; seht, ihr stellt euch auch nicht in den Hühnerhof und sagt: ‚Ihr Hühner, kommt alle her zu mir, ich will euch etwas zu fressen geben‘, denn da würden euch die Hühner höchstens groß ansehen und nicht kommen, denn sie würden euch nicht verstehen. Sondern ihr müßt rufen: ‚Putputput!‘, den Ruf der Hühner müßt ihr nachmachen, das können sie verstehen, und dann kommen sie. Ihr müßt also reden wie die Hühner, damit sie euch verstehen und kommen. Seht, darum dürfen wir Weihnachten feiern: Gott will auch uns zu sich rufen, und damit wir ihn verstehen, wurde er Mensch, redete wie wir, lebte wie wir. Nun hören wir alle seine Stimme im Evangelium und folgen seiner Rede.“

R. S u p p e s, Leipziger Mission

## Weihnachtsgottesdienst — aber ganz anders!

In Neuguinea saß man zu Weihnachten bei schönem Wetter im Freien. In der Mitte der Versammelten ließ der Eingeborenen-Gehilfe ein Bäumchen aufstellen, mit einem Ball von Reisig umziehen, endlich mit bunten Blättern, Blüten und Früchten schmücken. Die Leute sahen mit großem Interesse dabei zu. Sie verstanden auch, was dargestellt wurde. „Sombeng! Sombeng!“ hieß es auf allen Seiten. Der Sombeng ist ein kleiner Vogel, der im Walde um ein Bäumchen herum einen „Tanzplatz“ reinigt und ihn mit einem kleinen Ball umgibt. Das Bäumchen schmückt er mit bunten kleinen Früchten und Flechten. Von dem Vogel geht die Sage, er habe kein Nest. Als nun der Sombengplatz fertig war, hielt der braune Gehilfe die „Weihnachtspredigt“: „Der Vogel gibt sich viel Mühe, den Spielplatz zu säubern und herzurichten, den Ball zu bauen, den Baum zu schmücken. Aber eines fehlt, und das ist die Hauptsache: nämlich das Nest und die Eier. Was hilft alles andere, wenn kein Nest da ist, wenn keine Eier vorhanden sind?“ Die Auslegung und Anwendung leuchtete jedem Papua ein: „Wir singen und beten, wir kommen zum Gottesdienst und hören Gottes Wort. Das ist alles notwendig und anerkennenswert. Aber vergessen wir doch ja nicht die Hauptsache! Die Eier sind die Werke des Glaubens, des Gottvertrauens, der Nächstenliebe und der Hoffnung. Daß sie in Erscheinung treten, dazu ist Jesus geboren und gestorben.“ Eine echt papuanische Weihnachtsfeier!

(Aus: Dr. Reyscher, Der Prophet von Tobou; Neuerscheinung aus dem Heimatdienstverlag, Berlin NO 18; 64 Seiten; geb. 1,30 RM., kart. 0,90 RM.)

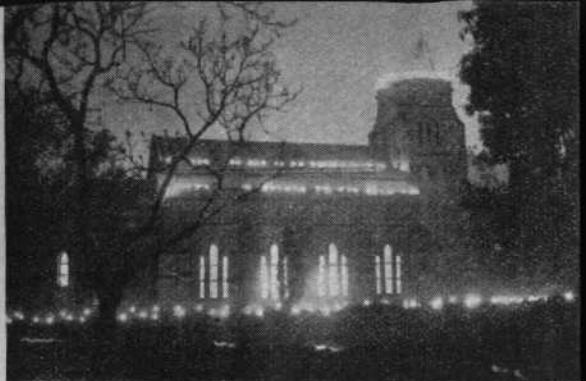
## Der Sieg des Weihnachtslichtes

Jahrelang bemühte sich der erste Grönlandmissionar, Hans Egede, den Eingeborenen das Evangelium nahezubringen. So, wie das Land in Schnee und Eis erstarrte, so schienen auch die Herzen kalt und unempfänglich für die Botschaft des Lichtes zu sein. Egede wollte die Arbeit nicht mehr fortsetzen. Seine tapfere Frau aber ermunterte ihn, wenigstens noch ein Weihnachtsfest unter den Grönländern zu feiern. Egede willigte ein. Noch einmal predigte er, wie Jesus als das Licht der Welt gekommen sei. Da geschah das Unerwartete. Die Eskimos lauschten aufmerksam und waren tief bewegt. Ein alter Mann rief dem Missionar zu: „Haltet ein, ehrwürdiger Vater, das ist zuviel für einen Tag; soviel Licht und Liebe können wir nicht auf einmal fassen!“ So hart und unempfänglich auch die Menschen gegenüber dem Evangelium waren, das Evangelium war doch stärker als ihres Herzens Härte. Das Licht hatte gesiegt.

## Weihnachtsfreude in Indien

Nacht das Weihnachtsfest, so geht ein großes Freuen durch die Häuser und Dörfer. Zum „Baradin“ (großer Tag) wird gerüstet. Selbst Hindus und Mohammedaner wissen um den „Baradin“ und richten ihre Geschäfte danach ein. Die vielen heidnischen Bettler irren sich nicht in der Zeit und wissen genau, wann die Christen Weihnachten feiern, und bitten dann um besondere Gaben der

Liebe: „Ihr feiert das Fest der Liebe, euren ‚Baradin‘, darum füllt auch unsere ausgestreckten Hände!“ In der Umgebung der christlichen Gemeinden lassen selbst die Nichtchristen die Arbeit ruhen und feiern so das Fest der Christen mit, wenn auch auf ihre Weise. Alles, was zur Familie gehört und auswärts beschäftigt ist, kehrt heim ins Elternhaus. Selbst aus der fernen Großstadt kommt der Sohn oder die Tochter ins primitive Dorf zurück, um Weihnachten zu Hause zu feiern. Da ist kein Weg zu weit und keine Mühe zu groß, das Ziel zu erreichen. Schon vom ersten Advent ab erklingen in den Häusern und Schulen die Weihnachtslieder. Mit Zupfinstrumenten und Trommeln wird in den Dörfern der Gesang begleitet. Kein Wunder, wenn, dadurch angezogen, auch der heidnische Dorfbewohner mit in solcher Runde sitzt. Je näher das Fest heranrückt, um so mehr wird gesungen und getrommelt. Ist endlich der Morgen vor dem Heiligen Abend angebrochen, sind alle Hände bemüht, die Häuser zu schmücken. Die Ältesten legen mit einer Anzahl junger Männer dem Gotteshaus den Festschmuck an. Sobald es dunkel wird, ruft die Glocke zur Christfeier. Aus ihren Dörfern eilen die Christen herbei und füllen den Raum bis auf die Stufen des Altars. Vieltimmiger Gesang ruft's in die Nacht hinaus: „Welt ging verloren, Christ ist geboren, freue dich, o Christenheit!“ Und vom Altar aus wird das alte und doch ewig neue Evangelium verkündet: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude.“ — So klingt es zur selben Zeit und Stunde aus vielen Gemeinden in Chota Nagpur und ganz Indien und überall auf dem ganzen Erdenrund, wo Christen leben! A u g u s t e F r i k, Soßner-Mission



Weihnachtskirche in Ranchi

## Gesungener Weihnachtsjubil in Neuguinea

Wie immer wurde es um 6 Uhr Nacht. Gerade um diese Zeit kam ich ins Dorf zur Weihnachtsfeier. Die Jugend des Dorfes veranstaltete einen Fackelzug zu Ehren des Christuskindes. Ein Dorfalter — Janadabing langgwa — hatte mit den Schulkinder ein neues Weihnachtslied eingeübt. Mit brennenden Bambusfackeln hielten sie zuerst Umzug im Dorf, und dann zogen sie in das dunkle Kirchlein. Bis dann alles in der Kirche Platz genommen hatte, sangen sie ihr Lied Jesu zu Ehren. Es war wirklich eine herrliche, wunderbare Weihnachtsnacht unter Palmen. Und wenn ich dies Lied nun herlese in seiner Übersetzung, weiß ich, daß es auf die Leser geradezu arm wirken wird, wenn man es vergleicht mit unseren alten Weihnachtsliedern. Wer es aber singen gehört hat, wer die wunderbare Melodie dazu weiß, für den ist es nicht weniger, als wenn wir an Weihnachten singen „Vom Himmel hoch“ oder „Fröhlich soll mein Herze springen“! Genau so jubelt der Papuachrist in diesem Weihnachtslied. Es heißt: „O Leute, Gott erbarmt sich unser wieder, / die alte Rede (Verheißung) wurde erfüllt, / Friede ist wieder auf Erden, / des rühmt man sich droben im Himmel.“

Wer solch ein Lied singen hörte draußen aus Eingeborenenmunde, von einer Christengemeinde am Christabend, der weiß: Gott hat auch ihnen ein neu Lied in ihren Mund gegeben, zu loben den Herrn, ihren Gott. J. Herrlinger, Neuendettelsauer Mission

## Das Christfest im Chinalande

Um die Weihnachtszeit steht mir immer wieder vor Augen, wie ich mit meinen Gemeinden in China Weihnacht gefeiert habe. Je längere Zeit darüber hingeht, da ich nun wieder in Deutschland bin, um so lebhafter steigen die Bilder aus nun schon längstvergangenen Tagen in meiner Erinnerung auf. Dazu kommt dann noch immer ein Sehnen nach der Zeit, wo ich wieder mit den Gemeinden Weihnacht feiern kann. Doch erst muß der Krieg vorbei sein, und dann kommt, will's Gott, die alte Zeit wieder. —

Die Vorfreude ist ja für uns in China auf längere Zeit als in Deutschland verteilt. Schon im Oktober beginnt die Vorbereitung. Zu der Zeit pflegten wir immer in Canton zur Missionarskonferenz zu sein. Im Anschluß daran besorgten wir dann in der Metropole die vielen großen und kleinen Einkäufe, wozu wir auch oftmals nach Hongkong fuhren, wo die Auswahl doch größer war und vor allen Dingen die Preise erschwinglicher waren. Da galt es nun ganz genau zu überlegen, wer alles zu bedenken war. Wir pflegten unseren chinesischen Dienstboten, den Predigern und ihren Kindern immer kleine Geschenke zu machen. Dazu kam dann noch so mancher chinesische Freund. Alles wollte bedacht sein, und das machte schon den Einkauf zu einer ziemlich schweren Angelegenheit, die doch auch schon Freude bereitete. Hinzu kamen dann noch die Weihnachtsüberraschungen, die wir unseren Verwandten und Freunden daheim bereiten wollten. Alles mußte jetzt schon in die Wege geleitet werden. Dann ging es mit großem, schwerem Gepäc landeinwärts, denn nun nahmen wir ja auch wieder den ganzen Bedarf an europäischen Lebensmitteln, die wir im Inlande nur schlecht bekamen, für ein ganzes Jahr mit. Dann ging es auf schwankem Pantoffelboot über den Perlstrom zum Bahnhof der Canton—Hankow-Bahn und in meist überfülltem Zug in etwa zehnstündiger Fahrt nordwärts nach Schiuchow. Ach, die Zeiten sind noch gar nicht so lange her, wo es hier galt, von der modernen Welt Abschied zu nehmen und mit einem Boot fünf Tage den Nordfluß stromauf zu fahren bis nach Chihing und dann noch per Sänfte eine Tagereise über Land zu reisen, um wieder nach Hause zu kommen. Seit einigen Jahren aber haben wir nun schon unsere ganz moderne Verbindung, den Autobus. Fast jeder der Reisenden bringt eine Unmenge Gepäc mit sich. Alles wird, bevor die Reisenden den Autobus besteigen, mit unglaublichem Geschick in und auf dem Wagen verladen. Dann ging die Fahrt auf der sehr wenig schönen Straße durch die wundervolle Bergwelt des Nordens der Cantonprovinz los. Wenn es dabei nur nicht immer so garstig bergauf und bergab gehen wollte, immer wieder an gähnenden Abgründen vorbei. Die meist doch nur in Amerika abgelegten Wagen waren für solche Fahrt nicht ganz geeignet. Dazu kam der nicht übermäßig gepflegte Motor, der seine Gase nur zu freigiebig in das Innere des Wagens strömen ließ. Wenn auch schon alle Fenster geöffnet waren, so war dieser Dunst auf der mindestens drei Stunden währenden Fahrt nur sehr schwer zu ertragen. Dazu plagte uns der Lößstaub. Wenn wir erst einige Zeit gefahren waren, dann sahen selbst die schwarzhaarigen Chinesen rotblond aus. Ach, was war das immer für eine Freude, endlich das Ziel erreicht zu haben! Da standen dann auch schon unsere Leute, die vorher verständigt worden waren, an der Straße mit Tragtangen und Körben. Auch sie strahlten über das ganze Gesicht. Wußten sie doch, daß in dem großen Gepäc mancherlei Überraschungen auch für sie sein würden! Fremde, die sich herzufanden, hätten mit ihren Augen, hätten sie es gekonnt, am liebsten Löcher in die einzelnen Gepäcstücke geguckt, und das neugierige Fragen nahm kein Ende. Zu Hause angekommen, verging dann die Zeit bis zum lieben Weihnachtsfest meist sehr schnell. Nun war es nicht mehr ganz so heiß. Die Außenstationen wollten nun alle noch einmal besucht werden und die vielen Weihnachtsbriefe in die Heimat geschrieben sein, sollten sie noch zur Zeit ankommen. Dann wurden die Weihnachtsveranstaltungen mit den Predigern und Ältesten der Gemeinden besprochen. Zur Weihnachtsfeier hatten wir immer unsere Taufen. Die Täuflinge galt es nun noch besonders zu unterweisen und zu prüfen, daß keiner eine Enttäuschung zum Weihnachtsfest erlebt. Unter all der Arbeit kam dann die schönste Zeit des Jahres immer näher. In den letzten Tagen vor dem Fest kam dann der Älteste Nam hin go immer wieder mit der selbstverständlichen Frage, ob er Weihnachtsbäume aus dem Walde holen solle. Waren auch sie zur Stelle, nun, dann wurde es auch den Heiden klar, daß nun bald wieder das große Fest der Christen nahe ist, von dem sie genau wissen, daß es so bedeutsam ist wie das Neujahrsfest der Chinesen. Und welches Fest wäre in China wohl noch bedeut-



samer? Die Schüler sind dann schon lange damit beschäftigt, den Schmuck für die Kirche und die Christbäume anzufertigen. Aus buntem Papier werden Blumen und Girlanden gemacht, mit denen Kirche und Christbäume geschmückt werden. Besonders die Girlanden, die durch die ganze Kirche gezogen werden, verlekten meinen Schönheitssinn immer wieder, aber schließlich war ja nicht mein Gefühl, sondern die Festfreude der Chinesen dafür maßgebend. Zwischendurch hingen dann selbstgefertigte Ampeln, Häuser, Kirchen, Zepeline und Flugzeuge, alles illuminiert. Die Chinesen hatten an all der Schönheit eine kindliche Freude! Darum duldete ich das gern, denn in äußeren Dingen sollten sie ja das Fest gestalten, so, wie es ihnen am meisten Freude bereitet. Daß bei all dem die Verkündigung nicht zu kurz kommt, dafür wollte ich schon sorgen. Kurz vor dem Feste kamen dann die Gemeindeglieder von den Außenstationen, soweit sie sich freimachen konnten, auf die Hauptstation nach Namhung. Für das leibliche Wohl während der Festtage sorgte die Weihnachtskasse, die schon vor vielen Jahren zu diesem Zweck gegründet war. Das war ein Leben auf der sonst schon nicht einsamen Missionsstation. Wenn dann der Christabend dunkelte, dann ertönten die Glocken. Die Gemeinde füllte das im Lichterglanz strahlende Gotteshaus bis auf den letzten Stehplatz. Weihnachtslieder erklangen, und zwischendurch wurde das alte und immer wieder neue Weihnachtsevangeliem verlesen und die Weihnachtsbotschaft wieder aufs neue verkündigt. Da am Christabend gerade auch immer wieder viele Heiden in die Kirche kamen, bot sich für den Missionar ganz besondere Gelegenheit. In der Stadt war auch eine kleine Baptistengemeinde, mit der wir in brüderlicher Gemeinschaft lebten. Seit Jahren war es darum Brauch, daß diese Baptistengemeinde den Heiligen Abend in unserer Kirche mit uns zusammen feierte. Auch diese Gemeinschaft war mir immer ganz besonders lieb zum Weihnachtsfest. Hier war Gemeinschaft um die Krippe von Bethlehem. —

Von ganz besonderer Traulichkeit war immer die Feier des Christabends in meiner kleinen Kirche von Siuhin bei Namhung. Sie liegt in einem Kiefernwalde. Da lag sie dann im Dunkel, und die erleuchteten Fenster strahlten Feierlichkeit in die dunkle Welt. Da kam die kleine Gemeinde von allen Seiten zusammen. Jeder hatte einen brennenden Bambusspan in der Hand und leuchtete sich durch den Wald. In der Kirche bekam jeder einen vom vorigen Jahre übriggebliebenen Lichtrest, befestigte ihn vor sich auf der Bank, um im Gesangbuch mitlesen zu können. Eine kleine Gemeinde, aber wie freudeerfüllt ihr Gesang! Nach der Feier brannten sie vor der Kirche wieder den Bambus an und gingen in ihre Häuser zurück. Es ist doch etwas Wunderbares um eine Weihnachtsfeier! Niemals fühlte ich mich von der Heimat so weit entfernt als gerade zum Weihnachtsfest. Niemals aber auch fühlte ich mich mit den Christen so eng verbunden und darum im fremden Lande so zu Hause wie zum Weihnachtsfest.

Am ersten Weihnachtstag wurde im Hauptgottesdienst dann immer Tauffeier gehalten. Dieser Gottesdienst war der Höhepunkt des Festes. Freilich war es immer nur eine kleine Zahl, die da getauft wurde, aber diese Täuflinge waren so das rechte Christgeschenk für die Gemeinde. Darum klang es auch niemals so feierlich durch das Gotteshaus, das alte „Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

In ähnlicher Weise wird das Christfest auch in allen Außenstationen gefeiert, ob da nun ein Prediger stationiert ist oder nicht. Da denke ich an die kleine Gemeinde Nu-sen in der südlichen Kiangsiprovinz. Da haben die Gemeindeglieder in jedem Jahre wieder einen Weihnachtsbaum mit der Spitze an der Decke befestigt, weil die Kapelle so klein und der brennende Lichterbaum der Kinder wegen immer wieder eine Gefahr ist. Aber auf die Weihnachtsfeier will keiner verzichten, der sie einmal auf der Hauptstation erlebt hat.

Und nun wird es schon das dritte Weihnachtsfest, das ich getrennt von meiner Gemeinde hier in Deutschland erlebe. Das eine aber weiß ich, daß auch inmitten der Kriegsnöte in meinem alten Gebiet wieder Weihnacht gefeiert wird und aus oft schwerem Leid heraus gesungen wird: „Du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

F. Richter, Berliner Mission

### Christen freuen sich

daß sie einen gnädigen Vater im Himmel durch Christum haben, und ist ihnen nichts Lieberes, denn wenn das Evangelium weit ausgebreitet wird und viele Leute zum Glauben treten, daß dadurch das Reich Christi gemehrt wird.

D. M. Luther



## Um Weihnachten in Ranchi

Der hier folgende Bericht stammt aus der Feder des heimgegangenen Missionsprofessors D. Dr. Julius Richter, der das Weihnachtsfest im Jahre 1900 auf dem Goshner'schen Missionsfelde verlebte. Obwohl seitdem vierzig Jahre vergangen sind, dürfen wir annehmen, daß die geschilderten gottesdienstlichen Feiern in der Christus-Kirche in Ranchi heute noch genau so gefeiert werden wie damals. Seit Anfang Juni d. J. haben wir keine Nachricht mehr von unserem Goshner'schen Missionsfelde in Indien erhalten. Die letzte Post, die uns erreichte, war ein Kartengruß unseres Präses Lic. Stofsch vom 6. Juni aus Ranchi, der nichts weiter als seine Unterschrift enthält. So mag denn der nachfolgende alte Bericht uns im Geiste mit seinen Brüdern und Schwestern in Ranchi zu gemeinsamer Anbetung und gegenseitiger Fürbitte verbinden. Professor Richter schreibt:

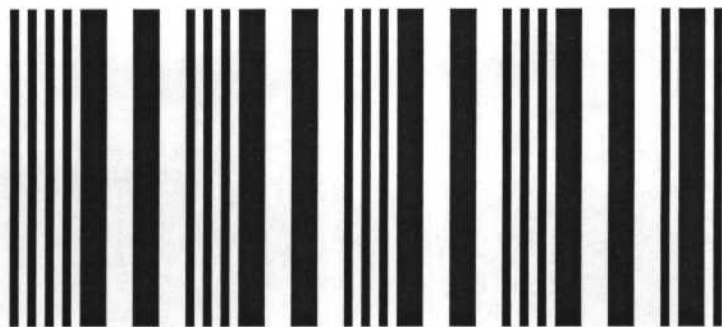
„Besonders drei Feiern in Ranchi sind mir unvergeßlich. Am Sonntag nach Weihnachten war zu meiner Freude die Christus-Kirche so voll wie an einem hohen Festtage; die Männer zur Linken, die Frauen zur Rechten — beide Seiten waren bis auf den letzten Platz gefüllt. Von Weihnachten her prangte das ganze Gotteshaus noch in festlichem Schmuck; quer durch das Schiff waren hinüber und herüber dicke Girlanden aus dunkelgrünen Mangoblättern gezogen, und der ganze Altarraum war mit einem großen Reichtum tropischer Gewächse geschmückt. Am Abend des Sonntags riefen wieder die Glocken zur Kirche, die Dunkelheit war schon eingebrochen; um so freudiger waren wir überrascht, das ganze weite Innere der prächtigen Kirche mit Hunderten von Lichtern erleuchtet zu finden, so daß die schönen architektonischen Formen des edlen Baues anmutig hervortraten. Es fand eine liturgische Feier statt, die sangeslustige Gemeinde wollte dem Gast aus Deutschland zu Ehren ihre reichgeordnete Weihnachtsfeier nochmals singen; der vierstimmige Knabenchor oben neben der Orgel, der dreistimmige Mädchenchor unten im Schiff und das volltönige Unifono der hundertköpfigen Gemeinde wechselte in Chorgesängen und Chorälen, alle unsere lieblichen Weihnachtslieder kamen von Herzen und gingen zu Herzen. Die schöne Feier war zu Ende, wir pilgerten die lange, stattliche Allee nach unserem Heim zurück. Welche Überraschung! Da war der ganze große Platz vor der alten Station mit vielen hundert kleinen Stämmchen illuminiert, an allen Wegen und Stegen entlang zog sich die Lichterstraße, wand sich um die Blumenbeete herum, die Verandatreppe hinauf, um sich schließlich im Dunkel der sich kreuzenden Alleen zu verlieren. Den Mittelpunkt der sinnigen Illumination aber bildete der einfache Denkstein, den Professor Plath bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Goshner'schen Mission enthüllt hat; strahlend leuchtete das Kreuz über demselben in die dunkle Tropennacht hinaus, als wollte es verkünden, daß von dem Kreuze allein das Licht ausgehe, die Finsternis in dem Heidenlande umher zu erleuchten. — Wieder versammelten wir uns in später Abendstunde im Gotteshause; es war Silvester nacht, wir wollten in die Neujahrsstunde an heiliger Stätte eintreten; nur einige Kerzen verbreiteten in dem weiten, hohen Raum ein spärliches Licht. Als der letzte Ton der Glocken verklungen war, standen wir alle auf und sangen, jeder in seiner Sprache: „So nimm denn meine Hände.“ Als wir von der Feier nach Hause gingen, jagten die Wolken am Himmel, und der volle Mond versuchte wieder und wieder, siegreich hindurchzubrechen — das Licht im Kampf mit der Finsternis, ein schönes Bild der Mission!“

## Unsere Gebetsgemeinschaft

Lasset uns Gott dem Herrn danken für die bisherige Erhaltung unseres Missionswerkes und für die Führung, die er während des Krieges unseren Missionaren und Missionsschwestern hat zuteil werden lassen. Lasset uns darum beten, daß Gott der Herr alle Missionsgemeinden in der Welt treu im Glauben, brennend in der Liebe und in der Hoffnung gewiß erhalte. Gott schenke der Weihnachtsbotschaft Raum auch in unserem Volke und in unseren Herzen.

Verantwortlich für den Inhalt: Schriftleiter Missionsinspektor Arno Lehmann, Dresden. Verlag: Seimadienstverlag, Berlin ND 18, Am Friedrichshain 34. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Goshner'schen Missionsgesellschaft und kann dort bezogen werden: Berlin-Friedenau, Sandjersstraße 19-20. Postfachkonto: Berlin 7950. Jährlicher Bezugspreis des monatlich erscheinenden Blattes 1,20 RM (einschließlich Porto); bei Mengenbezug billiger. Druck: Welzel Buch- und Werbebuch-Ges., Dresden A 47.

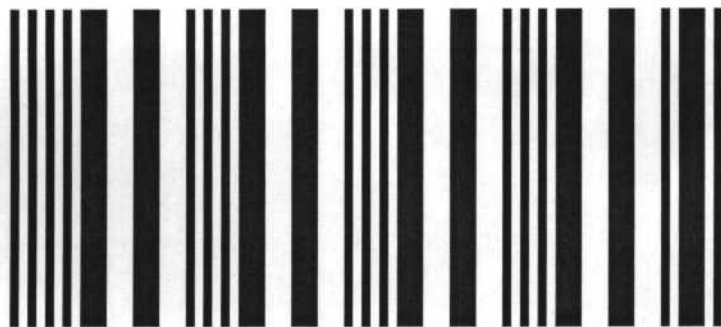
Ende



00000000

Anfang

ഗ്ലബ്നA



00000000

Ende



# Blätter für Mission

1. Jahrgang

Mai 1940

## Dein ist die Kraft!

So beten wir mit der ganzen Christenheit auf Erden täglich im Gebet des Herrn. Seit der Herr Christus in seinen Erdentagen den Seinen das heilige Vaterunser lehrte, sind diese Worte millionenfach zu allen Zeiten und in allen Zonen als Ausdruck gläubiger Zuversicht zum Thron des Höchsten gesandt worden, und immer wieder wurde ihre Wahrheit erfahren als starker Trost und als selige Gewißheit.

Dein ist die Kraft! Zu keiner Zeit will uns das bedeutsamer werden als in den Tagen der Pfingsten. Als Kraft aus der Höhe war den Jüngern der Heilige Geist verheißen; so erlebten sie ihn, als der Tag der Pfingsten erfüllt ward. Nun war die Zeit vorbei, da sie sich hinter verschlossenen Türen aus Furcht verbargen. Nun predigten sie das Evangelium in der Kraft des Heiligen Geistes. Sie erhielten die Kraft, den vorher an sie ergangenen Missionsbefehl wahrzumachen. Pfingsten ist der Durchbruch der Kraft, die den engen Jüngerkreis sprengte, 3000 an einem Tage zur Gemeinde hinzufügte und damit die Kirche in Erscheinung treten ließ.

Von der Kirche des dritten Artikels, die seit Pfingsten durch die Mission lebendig wird, geben die folgenden Seiten dieser Nummer Zeugnis. Davon lebt die Kirche Jesu Christi in aller Welt; so und nicht anders entstehen die jungen Kirchen auf den Missionsfeldern: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann. Dein ist die Kraft!

Daran halten wir uns als Missionsleute in dieser Kriegszeit, in der wir uns unserem Volke in christlicher Selbstverständlichkeit und Treue verbunden wissen. Mögen Wege versperrt sein, Nöte sich versteifen und Hemmungen wachsen. All das spielt sich ja nur im Bereiche unserer menschlichen Ohnmacht ab und ist vordergründiges Geschehen. Letztlich entscheidend ist allein das Eine: Dein ist die Kraft! So beten wir. Das wissen wir. Und sind ganz getrost.

Missionsinspektor R ü c h l e r, Leipzig

# Afrikaner unter Gottes Wort

Es ist eine überaus wunderbare Sache, daß die Bibel in jede Sprache der Welt übertragen werden kann, ohne bei richtiger Übersetzung etwas von ihrer Wortwirkung einzubüßen.

Zur rechten Vermittlung des Wortes Gottes ist aber unerläßlich, daß man die Neger Sprache, in der man reden muß, gründlich kennt. Es ist mehr nötig, als sich notdürftig verständigen zu können, und es ist wichtig, über das Reden stets scharfe Kontrolle zu üben, damit die Posaune einen klaren Ton gibt und man nicht mißverständlich wird. Mir sagte ein erfahrener Missionar, daß er einmal eine Weihnachtspredigt gehalten hätte — und er glaubte es gut gemacht zu haben —, aber nicht verstanden wurde. Als er nach Hause gegangen war, kamen einige seiner Zuhörer hinterher und sagten: „Nun zeige uns doch den Sohn, der dir in der Nacht geschenkt worden ist!“

Sehr wichtig ist es, daß der Sinn der missionarischen Rede richtig verstanden wird. Man muß auf der Hut sein, denn wieviel Falsches kann man durch falsche Betonung eines mit denselben Buchstaben geschriebenen Wortes sagen. Auch kann man über die Köpfe der Neger hinwegreden, wenn man vergißt, daß viele Worte in den Neger Sprachen recht engen Gefäßen gleichen und darum nicht genügen, den in einem Gotteswort ausgedrückten Reichtum der Gottesgabe zu fassen.

Die Neger Sprachen besitzen einen sehr großen Schatz von Sprichwörtern. Wie groß ist außerdem die Märchenwelt dieser Naturkinder. Weil sie Naturkinder sind, sind sie unerschöpflich im Formen erklärender Bilder, die das Leben im Hause, im Feld und Wald und auf der Jagd hervortwachsen lassen. Diese Gleichnisrede, wie sie auch der Heiland geübt hat, ist sehr wichtig, weil angewandte Bilder, die das Wort Gottes erklären und illustrieren, in der Erinnerung haftenbleiben und oft noch lange am Herdfeuer besprochen werden. Auf diese Art können auch Begriffe der Bibel praktische Erläuterung erfahren, so daß den Negern eine Welt neuer Gedanken aufgeht. Zum Beispiel kennen die Schwarzen den Begriff „Sünde“ nicht, sie kennen nur das Unrecht, das einer dem andern zufügt, und das gesühnt werden muß. Sie wissen aber nichts von den verborgenen Wurzeln aller Abel, die das Leben durchsetzen und es vergiften und sie vor Gott schuldig machen. Ich habe zur Erklärung gern folgendes Gleichnis aus der Natur zur Klarstellung dieser wichtigen Sache benützt:

In unserer afrikanischen Urwaldwelt gibt es ein kleines Vögelein, die Leute im Bena-Hehelande nennen es Kimaloligagaga. Dieses Vögelein lebt von den Samenkörnern einer Schmarozerpflanze, die in den Waldgebieten sehr üppig gedeiht. Die Samenköerner werden aus den Fruchtknoten der Rankpflanze herausgepickt und von dem Vogel auf andere Bäume getragen und dort verzehrt. Aber so manches Körnlein fällt in die Rinde der Bäume und bleibt hier liegen. Bei der großen Feuchtigkeit aber, die in den Waldgebieten herrscht, fangen die Samenköerner bald an zu keimen. Feine Keimfasern bohren sich in die Rinde hinein bis in das Herz des Astes. Nun fängt der Fremdling an zu wuchern und umschlingt bald den ganzen Ast. Er wächst weiter in den Baum hinein und findet mit seinen Saugnapfchen überall Halt und Nahrung. Die Schmarozerpflanze wächst schneller als der Baum und überwuchert ihn in unheimlicher Schnelle. Wer vorher an dem schönen Baum seine Freude gehabt hatte, wundert sich vielleicht nach Monaten, wenn er wieder denselben Weg geht, des veränderten Bildes. Wie herrlich wirkt jetzt der Baum im Schmuck bunter Blüten, und wie lockt der Duft die Bienen

herbei, Honig zu sammeln. Der Baum ist aber ein anderer geworden, ja, er hat seine Eigenart verloren. Er konnte sich der Umklammerung nicht erwehren, und seine ihm von der Natur gegebenen Säfte für das eigene Wachstum und Gedeihen mußte er je länger, desto mehr in den Dienst der



Volkstest der Bena in Sidugula

Schmarazerpflanze stellen. Daran ging er schließlich zugrunde, ohne selbst eigene Früchte gebracht zu haben. Im Anfangsstadium wäre der Baum zu retten gewesen, wenn man die kranken Zweige entfernt hätte. Wird aber der günstige Zeitpunkt verpaßt, dann ist der Baum ein hoffnungsloser Fall.

Die Anwendung auf den Menschen ist klar. Er wird von oft sehr unscheinbaren Dingen im Leben beeinflusst und durchdrungen bis in sein innerstes Wesen hinein. Ehe er es merkt, kommt er unter eine fremde Gewalt und in die Gottesferne hinein, er wird vor Gott schuldig und kann nur durch Christus gerettet werden.

Wie schnell hat man die Aufmerksamkeit der Zuhörer geweckt, wenn man mit einem der vielen Sprichwörter die Besprechung eröffnet, z. B. mit dem Wort „Hier auf Erden gibt es Vergnügen, aber auf der andern Seite bauen wir uns an“. Wie schön führt dieses Wort zu dem Bibelwort „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“. Oder man kann auch an ein Märchen erinnern, das von der Unzulänglichkeit der menschlichen Verhältnisse erzählt. Nach diesem war es den Menschen unmöglich, ein sie plagendes Untier zu beseitigen. Da, eines Tages wird ein Knabe geboren, und gleich darauf ist er zu einem Manne geworden, der heldenhaft Speer und Schild handhaben kann. Er wird zum Retter seiner Familie und Sippe, denn er tötet das Ungeheuer. Nach großer Freude erwacht aber dann der Neid, der Umdank der Menschen bringt ihm den Tod.

So reisen die Missionare durch das afrikanische Land, sie grüßen die Menschen und versuchen, ihnen auf eine den Negeren verständliche Art den Retter aus aller Not zu preisen.

Sup. J. Delle, Berliner Mission

## Es kostet viel, ein Christ zu sein

In Indien ist die Kastengefinnung bei allen Lernenden ein großes Hindernis. Da ist ein Heide, der seit Jahren ein treuer Kirchgänger ist. Er ist aus der Kaste der Goldschmiede. In seiner Bibel und im Katechismus weiß er besser Bescheid als mancher Christ. Am wohlsten fühlt er sich unter unseren Christen. Dies alles erlaubt ihm seine Kaste. Sie kann weitherzig sein, aber mit dem Tage, wo er sich taufen läßt, wird sie ihn ausschließen, und er verliert alles — Ehre und Gut, Weib und Kind. Dies Hindernis hält den Mann immer wieder zurück.

## England zwang China das Opium auf

1939 waren es einhundert Jahre, daß England seinen berüchtigten Opiumkrieg gegen China begann. Seine früher bereits erworbenen Handelsvergünstigungen benutzte es, um aus Indien das Opium in ständig wachsenden Mengen in China unterzubringen. Die Regierung Chinas suchte dies zu unterbinden. Als alle Maßnahmen nichts halfen, griff China zum Einfuhrverbot und setzte hohe Strafen auf die Übertretung. Weil nun tatsächlich in der Folgezeit Engländer bestraft wurden, benutzte England dies als Vorwand zum Krieg, der dann den Namen „Opiumkrieg“ erhielt. 1842 kam es zum Frieden, demzufolge China gezwungen war, 70 Jahre lang den Opiumhandel zu dulden. Dieser Schmach und das damit verbundene Elend hat man in China bis heute nicht vergessen. Jahrelang war die Missionsarbeit unter den gebildeten Chinesen dadurch sehr erschwert. Welch ein Missionshindernis — ein Schandkapitel des christlichen England!

## Tiger wird Christ

Tiger hieß der König der Barotse in Afrika. Und er war auch ein Tiger unter seinem Volk, das der Menschenfresserei huldigte. Wenn er ein Todesurteil fällte, was nicht selten vorkam, so wurde das dadurch vollstreckt, daß der Armste nackt und gebunden in einem Ameisenhaufen eingegraben wurde. Dann machten sich die Ameisen wütend über den Eindringling her und fingen an, ihn zu zernagen. Es dauerte aber Tage, bis sie den Unglücklichen nach entsetzlichen Qualen endlich getötet hatten. Und an den Qualen des Sterbenden hat sich der „Tiger“ geweidet.

Davon, und daß in jenes Land ein Missionar gekommen sei und die Löwen in Kammern verwandelt habe, hörte ein Forschungsreisender. Da mußte er hin!

Am einem Sonntag saß er dort in der Kirche. Sie war nur aus Lehm und Flechtwerk gebaut — aber 700 Seelen saßen in ihr. Neben dem Forscher nahm ein großer, kräftiger Mann Platz, der mit lauter Stimme die Lieder mitsang. Auf seine Erkundigung hieß es: das war der „Tiger“. Einst ein vielfacher Mörder, ein grausamer Tyrann — nun ein Mann, der mit seinem ganzen Volk unter der Macht des Evangeliums stand! Diese Umwandlung hatte das Evangelium zuwege gebracht. Das führte den Forscher dazu, zum erstenmal in seinem Leben die Bibel zu lesen — und er begegnete in Afrika dem Herrn, um den er sich in Europa nicht gekümmert hatte. Auch ein Stück Mission!

M. L.

## Die Steinpredigt

In einer Steppengemeinde Sumatras bemerkte der Missionar, der zur Abendmahlsfeier gekommen war, daß die Gemeinde sehr aufmerksam auf sein Wort hörte und wie sie in feiner Ordnung zum Tisch des Herrn trat. Er freute sich, daß sie alle Streitereien und häßlichen Dinge vorher untereinander bereinigten. Auf sein Nachfragen erzählten ihm die Leute von dem seligen Sterben eines Ältesten. Am letzten Sonntag war er in der Kirche gewesen und hatte nach der Predigt des eingeborenen Pastors, so wie es draußen Sitte ist, einige Worte zur Gemeinde gesagt: „Fast zwanzig Jahre sind wir nun Christen, und jeden Sonntag gehen wir den gleichen Kirchweg. Am Bach entlang führt die Schlucht hinauf zu unserer Kirche. Wie ich heute morgen an dem Wasser vorbei kam, sah ich einen Kieselstein darin liegen. Wie lange liegt er schon im Wasser, dachte ich. Ob er wohl weich geworden ist? Ich holte ihn heraus und schlug ihn auf. Aber er war im Innern ganz trocken. Das Wasser hatte nur die Außenseite berührt, es war nicht durchgedrungen.“

Nun sind wir schon zwanzig Jahre Christen und lassen uns bespülen vom Wasser des Lebens. Sind wir auch Steine, die nur an der Oberfläche naß werden? Hört man an unseren Gräbern ein fröhliches Bekenntnis der Auferstehung oder klagen wir wie die Heiden um die Toten? Singen wir unsere schönen Lieder von Herzen oder nur mit den Lippen?“

Die Predigt war nur kurz, aber sie blieb unvergessen.



## Ein Taufstag in Südindien

Wieder einmal sollte die Gemeinde zu Shihali Zeuge einer Tauffeier in ihrer Kirche sein. Vier Männer mit ihren Familien aus einem sechs Kilometer entfernten Variadorfe waren zur Taufe bereit. Nachdem sie vom Dorflehrer schon eine Zeitlang unterrichtet worden waren, waren sie während der Sommerferien nochmals zu einem dreiwöchigen Kursus in die Kostschule nach Shihali gerufen und gründlich auf die Taufe vorbereitet worden.

Der Tag der Taufe begann mit einer Enttäuschung. Einer der vier Männer war nicht erschienen. Es hieß, sein Brotherr habe ihm für diesen Tag nicht frei gegeben. So mußten wir ohne ihn den Gottesdienst beginnen. Unter Glockengeläut zogen die Täuflinge mit den Kostschülern in die Kirche ein. Nach der Schriftverlesung traten die Täuflinge im Kreis an den Taufstein. Hinter jedem Erwachsenen standen zwei Zeugen und hinter jedem Kind zwei Vaten. Nach einer Ansprache und einer kurzen Befragung bekannten sie ihren Glauben und schworen dem Teufel ab. In einem Land, in dem der Dämonenkult den weitesten Raum im Götzendienst einnimmt, kommt den Menschen die Wirklichkeit teuflischen Wirkens viel deutlicher zum Bewußtsein. Da bedeutet es schon etwas, wenn Menschen öffentlich dem altbösen Feind abschwören, denn man tut dies ja nicht in der Meinung, daß es keine Dämonie gibt, sondern obwohl man die Macht der Dämonie kennt. Der Dorsteufel ist für diese jungen Christen abgesetzt, aber nicht geleugnet, und Christus tritt bei ihnen seine Herrschaft an.

Wenn nach der Absage an den Teufel die heilige Handlung der Taufe vollzogen wird, liegt feierliche Stille über der ganzen Gemeinde. Die Gemeinde weiß, daß hier nicht ein Ritus vollzogen wird, sondern daß an diesen Familien eine Tat geschieht. In diesen jungen Christen siegt Christus selbst über die Macht der Dämonie. Darum bewegt ein solcher Taufgottesdienst die Gemeinde immer wieder tief.

Zum Mittagsmahl waren die Täuflinge Gäste der Ortsgemeinde. Am Abend sollte noch ein kurzer Gottesdienst die Gemeinde vereinen und den Tag beschließen. Da kam kurz vor Beginn des Gottesdienstes ganz außer Atem der Mann gelaufen, der am Morgen gefehlt hatte. Er berichtete, daß sein Brotherr ihn zurückgehalten hatte. Dieser Grundbesitzer hatte sich zwei Jahre vorher selbst taufen lassen wollen. Als aber die Priester des reichen Tempels in seinem Ort ihm einen formalen Posten anboten, wobei er nichts zu tun hatte, aber monatlich zehn Rupie erhielt, machte er seinen Entschluß rückgängig und war seitdem den Christen nicht freundlich gesinnt. Sein Tagelöhner, der Paria, aber bewies mehr Charakter und hielt Christus die Treue. Nun stand er im Abendgottesdienst vor dem Taufstein und bekannte mit lauter Stimme „Ich glaube an Gott, den Vater . . .“ und „Ich sage ab dem Teufel und allen seinen Werken“. Das war ein bewegliches Zeugnis, und er ist bisher immer treu erfunden worden.

So ruft Christus durch die Taufe Menschen zu sich und zum Kampf. Der Heide braucht nicht zu kämpfen. Aber um die jungen Christen steht die Versuchung, so zu sein, wie sie früher waren, als für sie das Nützliche noch das Gute war. Durch die Taufe aber adelte sie Gott und gab ihnen den Ritterschlag, zu kämpfen den guten Kampf des Glaubens.

Missionar W. Hellingner, Leipziger Mission



## Adat Nono Nihā

Echte Kirche kann und darf nicht gleichgültig sein gegenüber der sittlichen Haltung ihrer Glieder in dieser Welt. Da die junge Nias-Kirche solches erkannt hat, versucht sie die Gemeinde noch zu halten für den Kampf gegen das Böse in ihrer Mitte. Damit aber gerät sie in Konflikt mit einigen Anschauungen und Ordnungen in der niasischen Volksstille, also mit der „Adat Nono Nihā“. Diese Adat enthält Dinge, gegen die auch die Kirche sich wenden muß, da sie nicht für das Volk, sondern auch für ein gesundes Gemeindeleben eine starke Gefahr und Bedrohung bilden.

Eine Quelle von Brautpreiabeln bildet in Nord-Nias die Höhe des Brautpreises. Schon seit vielen Jahren haben daher Kolonialregierung und Mission sich ernsthaft bemüht, den Brautpreis auf ein erträgliches Minimum zu senken, um dadurch vielen Jünglingen und Mädchen eine frühere Eheschließung zu ermöglichen, sie vor allzu großer und drückender Schuldenlast zu bewahren und sie vor Versuchungen zu schützen. Es geht nicht um die Beseitigung des Brautpreises überhaupt, er hat schon im Volks- und Rechtsleben seine durchaus zu rechtfertigende Bedeutung. Nur gegen die übermäßige Höhe des Brautpreises richtet sich der Kampf. Wenn die bisherigen Versuche in dieser Richtung ohne den gewünschten Erfolg blieben, so vor allem deshalb, weil die „Hüter der Adat“, Oberhäuptlinge und Häuptlinge, noch nicht die innere Reife und den guten Willen aufbrachten, diesem Geschwür am Volkskörper energisch zu Leibe zu gehen. Da ist es die Kirche, die immer wieder den Finger auf diese Wunde legt. Auch die letzte Synode der niasischen Kirche hat sich wieder eingehend mit diesem Problem befaßt und Vorschläge zur Lösung ausgearbeitet, die nicht nur für die christlichen Gemeinden, sondern für das ganze niasische Volk segensvolle Auswirkungen haben kann.

Mit dem Brautpreisproblem hängt eine weitere Unsitte zusammen: die Kinderverlobung. Kinderverlobungen werden heute von den Eltern und engsten Sippenangehörigen meist nur heimlich vollzogen. Da sich in diesen Fällen die Zahlung des Brautpreises auf viele Jahre verteilt, glaubt man, vor schwerer Verschuldung gesichert zu bleiben. Das ist jedoch eine Täuschung, denn die wenigsten Kinderverlobungen führen auch zu einer späteren Heirat, denn es finden sich im Laufe der Jahre immer wieder stichhaltige oder nichtstichhaltige Gründe, vom Vertrag zurückzutreten. Viel Zank und Streit innerhalb der Sippen sind dann die Folge. Da die Kirche aber um ihre Einheit auch in den kleinsten Gemeinschaftsgebilden Sorge zu tragen hat, muß sie versuchen, die Ursachen zu überwinden. Darum darf sie die Kinderverlobungen nicht dulden. Sie muß vielmehr ihren Einfluß dahin geltend machen, daß auch in der Adat das Verbot der Kinderverlobungen Raum gewinnt.

Es widerspricht der Adat Nono Nihā nicht, wenn nach dem Tode des Sohnes ein niasischer Vater seine Schwiegertochter oder nach dem Tode des Vaters ein Sohn seine Stiefmutter heiratet. Der Niaser empfindet das nicht als eine Verirrung. Auch diese Unsitte hängt mit dem Brautpreis zusammen. Würde beispielsweise ein Vater seine Schwiegertochter an einen fremden Mann verheiraten, so bekäme er nicht den Preis für sie, den er gab, als er sie für seinen Sohn erwarb, denn der Witwenpreis ist bedeutend niedriger als der Brautpreis. Um diesem „Kapitalverlust“ zu entgehen, kann er seine Schwiegertochter heiraten. Sonst würden ihre Verwandten auf Weiterverheiratung oder Rückkehr unter ihren Schutz drängen, besonders dann, wenn der Brautpreis noch nicht ganz beglichen wäre. Heiratet der Vater jedoch seine Schwiegertochter, dann wird er, wenn seine eigene Frau noch lebt, notgedrungen Bigamist, was erst recht der christlichen Ordnung ins Gesicht schlägt. Ähnlich liegen die Gefahren, wenn der Sohn seine ältere Stiefmutter heiratet, um das Kapital der Familie zu erhalten. Es ist ohne weitere Begründung ersichtlich, daß die niasische Kirche auch dieser Not begegnen muß, indem sie in ihrer Ordnung solche Eheschließungen den Christen verbietet und die Hüter der Adat ermahnt, die bisherige Ordnung zu verlassen und auch solche Eheschließungen zu verhindern.

Die Wurzel dieser Nöte aber ist der allzu hohe Brautpreis. Darum wollen Kolonialregierung und Mission und die niasische Kirche nicht müde werden, dieses Grundübel zu bekämpfen und auch auf diesem Gebiet für eine neue Adat Nono Nihā zu streiten.

Missionar A. Schneider, Rheinische Mission

## Mission im Weltverlauf

Der Herr Jesus hat sich im Gang seines Evangeliums über die Erde hin niemals vor den Zeitläufen gefürchtet. Er ist nie vor ihnen zurückgewichen. Er sitzt zur Rechten Gottes und hätte wahrhaftig alle Gewalt, um alle Wirrnisse der Zeiten zu verhüten. Er verhütet sie nicht, aber er stellt sie in seinen Dienst, auch in den Dienst der Ausbreitung seines Evangeliums. Er hat seiner Gemeinde ganz ruhig gesagt: „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen.“ Dann hat er das nicht etwa schrecklich genannt und hat seiner Gemeinde nicht befohlen, sie müßten von diesen Dingen die Hand lassen. Nein: „Sehet zu!“ Das heißt doch ganz deutlich: Die Gemeinde Jesu Christi soll vor Krieg und Kriegsgeschrei nicht etwa ihre Augen zumachen, sie soll sie vielmehr erst recht aufmachen. Hierauf hat er die Weisung gegeben, für solche Zeiten also und solche Dinge: „Euer Herz erschrecke nicht!“ Und ein paar Atemzüge weiter hat er an die Rede von Krieg und Kriegsgeschrei den Satz angefügt: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis zugunsten aller Völker.“ Zuletzt hat er an diese zwei Dinge (Krieg und Evangeliumspredigt) in sicherster und schlichtester Ruhe das Dritte angereicht: „Dann wird das Ende kommen.“

Als der Missionar Paulus von Antiochien auf Missionsfahrt ausreiste, breitete sich über das Mittelmeer und seine Umländer hin tiefer, behaglicher Friede aus. Es war ungefähr so, wie man bei uns im Jahr 1913 eine Missionsreise nach Afrika, Asien und Australien antreten konnte, ohne auch nur von ferne daran zu denken, ob man da etwa einen Reisepaß brauche (mir selber ist's so gegangen) — so friedens-erfüllt war die Zeit damals. Und in den paar Jahrzehnten eines Manneslebens hat in jener Friedenszeit der Missionar Paulus die östliche Hälfte der Mittelmeerwelt mit dem Evangelium erfüllt und die westliche wenigstens in seinen Gedanken in Angriff genommen.

Ungefähr ein halbes Jahrtausend später hatte dieselbe Mittelmeerwelt wider von Krieg und Kriegsgeschrei. Es war die Zeit, als unsere Vorfahren, diese mächtigen, künftigen, zukunftssträchtigen Germanenstämme, ins Römerreich eindrangten und eine neue Welt aufbauten. Und der Herr Christus? Er hat in diesem stürmischen, blutigen Stück des Weltverlaufs sein Evangelium ebenso weitergehen lassen wie vorher in der vergangenen Friedenszeit. Da saß in den Baltanbergen ein Splitter des gewaltigen Westgotenstammes. Diesen abgesplitterten Teil hatte das Evangelium erfaßt, mitten in Kriegszügen, teilweise durch Kriegsgefangene. Man muß hier nur etwa an den Namen Wulfila denken. Denn der gehörte zu ihnen. Diese Westgotenkirche hat viele, viele Jahre lang aus ihrer Mitte Sendboten des Evangeliums die Donau hinauf geschickt, bis ins Moingebiet hinunter, ja, bis Thüringen und an die Grenzen des Niedersachsengebietes. Und diese haben den flutenden Germanenstämmen in ihre Kriegsbewegung hinein — das Evangelium mitgegeben! Nicht erst im Römerreich, sondern auf dem Kriegsweg ins Römerreich haben nicht alle, aber doch einige solche Germanenstämme das Samentorn der Christusbotschaft empfangen. Man sieht doch wirklich: Eine Welt voll Krieg war für den Herrn Himmels und der Erde einfach kein Grund, seine Heidenmission einzuschränken oder gar abzubrechen! Und für seine Gläubigen war sie insolgedessen auch kein Grund mit der Weitergabe des Evangeliums aufzuhören.

Nochmals ein halbes Jahrtausend später! Unsere Vorfahrenstämme waren ein Volk geworden und hatten ein Reich errichtet — wir wissen doch von diesen deutschen Königen! Da setzte der gewaltige Zug nach dem Ostland ein. Die Siedlerzüge, u. a. auch aus der Bamberger Gegend, setzten sich in jene Gebiete in Bewegung, die heute wieder deutsch geworden sind. Es war, wenn nicht eine Zeit ausgeprochenen Krieges, so doch eine Zeit gewaltigen Aufbaues, reich bewegt und kraftvoll, zukunftsbewußt in unerhörtem Maß. Und siehe: Wieder findet der Herr des Evangeliums in diesen damals neuartigen Geschehnissen die neue Form für seinen alten Willen, nämlich daß das Evangelium weitergetragen werden solle zu allen Völkern. Der Bamberger Bischof macht den Siedlerzug zu einem Missionszug.

R. Sted, Erlangen

## Werdende Kirche auf dem Gognerschen Missionsfelde in Indien

Das Heidentum bildet ein Lebensganzes; denn das ganze Leben des Heiden, sowohl sein persönliches als auch sein Leben in Familie und Volksgemeinschaft, steht unter dem Bann des Heidentums, ist zerlegt und vergiftet. Öffnet sich nun dem Heiden unter der Wirkung des heiligen Geistes der Blick für die Gottwidrigkeit der heidnischen Welt, so drängt es ihn zur Entscheidung. Im Lichte Jesu Christi erkennt er, daß sein ganzes bisheriges Leben, so fromm es im Sinne heidnischer Religiosität sein mochte, vor Gott Sünde war. So kommt es zur Absage an alle alten Lebensinhalte, ja sogar zu einem äußeren Bruch mit der alten heidnischembestimmten Gemeinschaft. Ein Heide, der sich entschlossen hat, Christ zu werden, stirbt innerlich der alten heidnischen Welt, zu der er gehörte, ab, um in einer neuen Welt zu einem neuen Leben aufzuerstehen. Das Tor aber zu diesem Leben ist die Taufe.

Durch welch einen Abgrund die Getauften von ihrer heidnischen Vergangenheit geschieden sind, das wissen sie aus eigener Erfahrung am besten. Davon sprechen die selbstgefundenen Taufnamen, die sie sich beilegen. Sie sind alle auf den Ton gestimmt: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“ Ein Beispiel für viele: Unter den christlichen Kols findet man vielfach den Taufnamen „Christ-Hardugan“. Das Wort „Hardugan“ sagt nach altem Kolsbrauch einer, der ein Haustier einem Leoparden entrissen hat, zu dem bisherigen Besitzer dieses Tieres: „Ich habe das Tier befreit, und jetzt gehört es mir.“ Der Name „Christ-Hardugan“ besagt also: „Christus hat mich von Sünde, Tod und Teufel befreit, und darum gehöre ich ihm.“ Wer Christ wird, wechselt den Herrn und Besitzer seines Lebens. Dazu ist letzter persönlicher Einsatz erforderlich, und darum hastet jeder Bekehrung eines Heiden der Charakter der Entscheidung an. Mit tausend Fangarmen sucht das Heidentum seine Gläubigen festzuhalten. Mit Drohungen und Lockungen tritt es an die Christen heran. Dennoch ist der Rückfall bereits getaufter Christen ins Heidentum erstaunlich gering, erstaunlich hoch dagegen die Zahl derer, die für ihren Christenglauben Vater und Mutter, Familie und Kaste, Hab und Gut, ja, sich selbst zum Opfer bringen. Wiederum ein Beispiel für viele: Ein indischer Dorfpriester auf dem Gognerschen Missionsfelde will das Priesteramt und den damit verbundenen großen Grundbesitz seinem Neffen übertragen. Der Neffe ist Christ. Er ist arm, und die Versuchung tritt überwältigend groß an ihn heran. Selbst die englische Regierung mischt sich in diesen Einzelfall wohlwollend ein und macht dem jungen Mann Vermittlungsvorschläge. Er könne ja für die Ausübung des Priesteramts und für die Darbringung der Götzenopfer einen besoldeten Vertreter stellen, auf diese Weise sein Gewissen entlasten und so dennoch als Christ in den Genuß des Priestervermögens eintreten. Der Neffe aber weist diese Zumutung mit aller Entschiedenheit zurück und lebt nach wie vor als schlichter Landarbeiter von seinem Tagelohn, während ein heidnischer Vetter Priesteramt und Pfünde übernimmt.

Wo Kirche ist, da ist Entscheidung. Kirche ist irgendwie nicht Kirche, wenn du zu ihr gehörst, in ihr deine Kinder taufen und konfirmieren lässest, an ihren Gottesdiensten und Feiern teilnimmst, ohne daß es dich etwas kostet. Wo sich aber Christen dazu bereifinden, ungeachtet aller Feindschaft und Verachtung, und trotz aller Nachteile, die ihnen daraus erwachsen, sich zu ihrer Kirche zu bekennen, da ist Kirche im Bau.

### Mitteilung an unsere Freunde

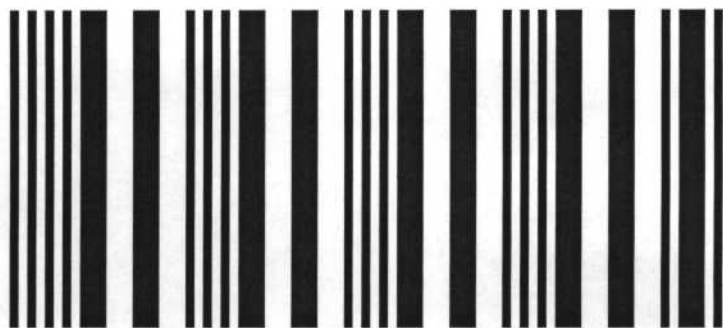
Lothes

Alle unsere Missionsgeschwister haben von den Außenstationen nach der Hauptstation Ranchi übersiedeln müssen. Nur Missionar Radtsch ist in Assam. Es ist allen unseren Missionaren und Missionschwestern das Unterrichten an den öffentlichen Schulen untersagt worden; nur Präses Lic. Stosch hat volle Freiheit, zu reisen, zu predigen und zu unterrichten. Am 28. Januar wurden sieben Katechisten zu Pfarrern ordiniert. Schwester Auguste Friß kehrt aus Gesundheitsgründen auf einem italienischen Schiff nach Deutschland zurück.

L.

Verantwortlich für den Inhalt: Schriftleiter Missionsinspektor Arno Lehmann, Dresden. Verlag: Seimatsdienstverlag, Berlin NO 18, Am Friedrichshain 34. Die vorliegende Ausgabe ist mit herausgegeben von der Gognerschen Missionsgesellschaft und kann dort bezogen werden: Berlin-Friedenau, Sandbergstraße 19-20. Postfachkonto: Berlin 7950. Jährlicher Bezugspreis des monatlich erscheinenden Blattes 1,20 RM (einschließlich Porto), bei Mengenbezug billiger. Druck: Weitzel Buch- und Werbe-druck-Ges., Dresden A 47.

Ende

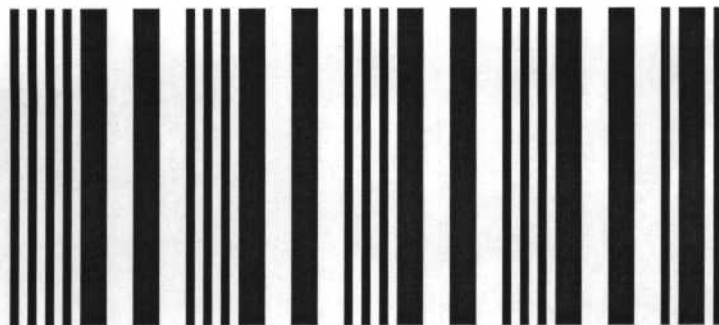


00000000

Anfang



အနာ



00000000

Ende

F.H. Meyer  
61-4

## Indische Religiosität und der „Mythus des 20. Jahrhunderts“.)

Von Hans Lokies, Berlin-Friedenau.

Rudolf Otto beschließt seine Schrift „Indiens Gnadenreligion und das Christentum“ (Leopold Klotz-Verlag, Gotha 1930) mit folgendem Erlebnisbericht: „Als wir in Brindavana, dem Bethlehem des Krishna-Kults, in den großen Tempel Vishnu-Narayanas gingen, bot uns hinter seinem bescheidenen Laden ein Händler seine Gegenstände an. Da waren die geheiligten Zeichen und Marken Vishnus, da waren die Gita und andere Indern heilige Schriften. Da fand sich auch ein Heftchen mit dem indischen Titel mitten unter den indischen Büchern. Es war — das Lukas-Evangelium. ‚Von wem handelt dieses Buch?‘ — ‚Von Jesus, Er ist der letzte Avatar (Verkörperung) Vishnus.‘ So denken viele in Indien. Aber ein anderer Inder sagte mir etwas ganz anderes: ‚Seid ihr nicht Arier wie wir? Warum habt ihr den alten Gott der Arier verlassen und seid den Juden gefolgt? Wann werdet ihre zurückkehren zu eurem Gott?‘“ Und der deutsche Gelehrte, einer der besten Kenner indischer Mystik, fährt dann fort: „Ich erwarte den Tag, wo diese Stimmung die Oberhand erhalten wird in Indien, und wo Indien den Kontrast erkennen und betonen wird, der besteht zwischen seiner und unserer Religion. Ich würde ihn begrüßen. Denn dann erst wird die Situation und der wahre Sachverhalt klar geworden sein.“

Was Rudolf Otto im Blick auf das arische Indien feststellt, trifft genau so gut auf das Deutschland zu, über das der arische Mythus, der „Mythus des 20. Jahrhunderts“, eine geistige Nacht zu werden beginnt. Die Frage: „Seid ihr nicht Arier wie wir? Warum habt ihr den alten Gott der Arier verlassen und seid den Juden gefolgt? Wann werdet ihr zurückkehren zu eurem eigenen Gott?“ — klingt uns ebensogut wie aus Indien auch aus den Blättern des Mythus entgegen. Aber auch jene andere Auffassung vom Christentum, der Rudolf Otto im Munde jenes schlichten Buchhändlers im Vishnu-Tempel begegnete, findet sich auch hier. Jesus — der letzte Avatar Vishnus! Was bedeutet das anderes als eine Umdeutung der Jesus-Gestalt in eine Verkörperung des arischen Geistes. Nur so in dieser Umdeutung, nicht nach seiner biblischen Wirklichkeit, wird Jesus auch von Rosenberg anerkannt und in Anspruch genommen. So ist denn das Thema „Indische Religiosität“ und der „Mythus des 20. Jahrhunderts“ nichts Gesuchtes und Gekünsteltes, sondern ergibt sich für die evangelische Heidenmission, die in Indien die biblische Christusbotschaft verkündigt und dadurch Anteil an dem Geistesringen Indiens hat, ganz von selbst. Fragen, die heute in Indien lebendig sind und in der Auseinandersetzung mit dem Christentum ausgeworfen werden, sind dieselben Fragen, die auch der „Mythus“ stellt und zu lösen versucht.

\*) Vortrag auf dem Pastorenlehrgang im Berliner und Gohnerschen Missionshaus vom 6. bis 11. Mai 1935. Die Zitate aus dem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ sind der 51.—52. Auflage entnommen.

Rosenberg steht in seinem Buche in einem ständigen Kontakt mit dem Geistesleben Indiens. Er ist ein guter Kenner der indischen Religionsgeschichte. Er weiß ihr aus seiner russischen Geschichtsschau heraus wiederholt neuartige und vielfach durchaus einleuchtende Sinndeutungen zu geben. Seine Hochschätzung gilt vor allem dem religiösen Denken Alt-Indiens. Es hat nach seinem Urteil ein Weltbild geschaffen, das „an Tiefe und Weitträumigkeit auch heute noch von keiner Philosophie überwunden werden kann“. „Das arische Indien beschenkte die Welt mit einer Metaphysik, wie sie an Tiefe noch heute nicht erreicht worden ist.“ Zwar ist auch Indien dem Schicksal physischer und geistiger Bastardierung nicht entgangen. Lebendige Religiosität verwandelte sich mehr und mehr in religiöse Spekulation, Blut in Geist. „Der späte Inder“, so urteilt Rosenberg, „kannte nicht Blut, Ich und All, sondern nur die beiden letzten Gegebenheiten“. „Als geborener Herr fühlte der Inder seine Eigenseele (atman) sich ausdehnen zu dem das ganze Universum erfüllenden Leberhauch (brahman), und umgekehrt erfuhr er den Weltenodem in seinem eigenen Busen als sein eigenes Selbstwirken. Aber die fremde, reiche, fast alles schenkende Natur konnte ihn nicht genügend aus dieser metaphysischen Vertiefung zurückzwingen. Das tätige Leben, das von den alten Lehrern der Upanishads noch immer als unumgängliche Voraussetzung auch der Welt abgewandten Denker gefordert worden war, verblaßte immer mehr vor dem Wanderer ins Weltall der Seele, und dieser Gang von der Farbigeit zum weißen Licht der Erkenntnis führte zum grandiosesten Versuch der Überwindung der Natur durch die Vernunft.“ Aber eben gerade diese Loslösung des indischen Geistes von der Natur (von Blut und Boden) führte zu seiner Lahmlegung und Entkräftung. So urteilt denn Rosenberg über das heutige Indien, daß es aufgehört habe, schöpferisch zu sein: „Durch ein zu weites Atemholen sind die Blutadern des Rassenkörpers gesprengt, arisch-indisches Blut fließt aus, versichert und düngt nur noch stellenweise das dunkle, es aufsaugende Erdreich Alt-Indiens und hinterläßt fürs Leben nur ein philosophisch-technisches Zuchtregiment, das in seiner späteren wahnwitzigen Verzerrung das Hinduleben von heute beherrscht.“ Gegen den Ablauf dieser Entwicklung half auch nicht jene im zweiten Jahrhundert v. Chr. entstandene Reaktion, die hervorgegangen aus dem noch blut- und bodenverbundenen arischen Kriegeradel (den Kshatras) im Kampfe mit dem entarteten Priestertum (den Brahmanen) ein neues arischen Geistes erstrebte. (Die Bhagavadgita, das sogenannte Hohenlied der indischen Bhakti-Religion, die wieder eine echte Religiosität mit persönlicher Hingabe an einen persönlich vorgestellten Gott lehrt, hat in der Tat ihren Ursprung in Kreisen der Kriegerkaste.)

Diesem Geschichtsurteil Rosenbergs, das die Entwicklung der indischen Religion aus anfänglicher Lebendigkeit bis zu einer blutleeren Geistigkeit treffend kennzeichnet, können wir nur zustimmen und glauben auch, daß die Einbeziehung des russischen und blutmäßigen Elements in seiner Geschichtsschau durchaus etwas für sich hat.

Nun bleibt es aber bei Rosenberg nicht nur bei einer geschichtlichen Beurteilung und Darstellung indischer Religiosität stehen. Die religiösen Schöpfungen des indisch-arischen Genius sind für Alfred Rosenberg eine lebendige und gegenwärtige Größe. Im besonderen ist es jene geistes-

gewaltige brahman-atman-Spekulation, die Lehre von der Wesensgleichheit der Weltseele und der Einzelseele, und in einer späteren Abwandlung die Lehre von dem Eigenwert des seelischen Selbstes, die seinem eigenen Denken entgegenkommt. Je mehr man die religiöse Gedankenwelt Rosenbergs im „Mythus“ verfolgt, um so erstaunlicher ist es, wie stark sie von Elementen indischer Religiosität durchsetzt ist. Rosenberg steht in ständiger Fühlung mit dem indischen Geiste. Einmal, als er auf das stolze Selbstbekenntnis Eckharts, des von ihm bekanntlich als Vorbild nordischer Religiosität gepriesenen Meisters, zu sprechen kommt: „Wäre ich nicht, so wäre auch Gott nicht“, — da entfährt es ihm unwillkürlich: „Noch nie vorher, auch in Indien nicht, hat es ein solch bewußtes aristokratisches Seelenbekenntnis gegeben.“ Gerade das Unwillkürliche an diesem Seitenblick auf Indien enthüllt etwas von der ständigen geistigen Auseinandersetzung, in der sich Rosenberg mit dem indischen Denken befindet.

Was ist es nun, was der „Mythus des 20. Jahrhunderts“ mit indischer Religiosität gemeinsam hat? Die indische Religiosität ist ein vielgestaltiges Gebilde. Man hat sie nicht zu unrecht mit dem Banyanbaum verglichen, der aus einem Stamme wachsend, seine Äste weit ausläßt, um dann von den Ästen her Luftwurzeln nach unten zu entsenden, die sich in der Erde verankern und so wieder einen neuen Stamm bilden, der wieder neue Äste treibt. Man glaubt vor dem Dickicht eines ganzen Waldes zu stehen, und ist doch nur ein Baum mit einem Hauptstamm, den das kundige Auge sofort erkennt. So ist auch die vielgestaltige, oft üppig wuchernde und phantastische Blüten treibende Religiosität Indiens aus einem deutlich erkennbaren Hauptstamm hervorgewachsen. Es handelt sich um jene grandiose Konzeption des arisch-indischen Geistes, der wir bereits gedachten: die brahman-atman-Lehre. Mit der bohrenden Kraft philosophischen Denkens stürzte sich der indische Geist in dieses für ihn zentrale Problem. Dieses Ringen Indiens um einen reinen Gottesbegriff ist geradezu bewunderungswürdig. Mehr und mehr wird er von allem, was Welt ist, gereinigt, bis er nur noch als das reine eigenschaftslose Sein erfasst wird. Das ist brahman, die Allseele. Es ist das wirkliche Sein, von dem allein auch die Welt ihr Sein hat. Rudolf Otto hat diese Welt- und Gotteschau Theopanismus genannt. Für den brahman-gläubigen Hindu verblaßt denn auch die Welt mehr und mehr, sie wird schattenhaft und unwirklich. Im Grunde ist sie gar nicht da. Sie ist nur Schein, nur Maya. An einem einzigen Punkte nur leuchtet ein Funke auf, Licht vom Lichte des brahman, gleicher Art und gleichen Wesens: das atman, die Einzelseele. Doch bedarf dieses atman der Erlösung; denn obchon selbst wirklich, ist es doch verslochten in die Unwirklichkeit der sichtbaren Sinnenwelt. Diese Erlösung erfolgt durch das Denken. Sünde im Sinne indischer Religiosität ist lediglich die Unwissenheit des atman über sich selbst, über seine Wesensgleichheit mit brahman. Diese erkennen, heißt erlöst werden. Denken, daß atman gleich brahman sei, dieses i m m e r w i e d e r denken — und es vollzieht sich im menschlichen Bewußtsein die Vereinigung von atman und brahman und damit eben der Erlösungsvorgang, wobei man sich immer wieder vor Augen halten muß, daß indisches Denken etwas ganz anderes ist als europäisches. Europäisches Denken ist flächiges, lineares Denken, indisches Denken ist zuständliches Denken, Denken gleich Sein:



die Grundformel und der Grundirrtum alles Idealismus. Was man denkt, das ist man, und wenn der indische Mensch denkt, er sei Gott oder vielmehr die Gottheit (das brahman), dann ist er eben Gott.

Zweifellos hat Alfred Rosenberg Elemente dieser indischen brahman-atman-Spekulation übernommen, freilich in einer abgewandelten Form. Eine Strömung dieses sogenannten Brahmanismus verlegte das brahman in das atman. Da beide doch wesensgleich waren, so war es ja auch möglich, von einem brahman ganz abzusehen und die Lösung des Problems lediglich in einer Gegenüberstellung von atman und der Welt zu erblicken. Hier erhält das atman, das Selbst, seinen Eigenwert, und damit sind wir bis zu der zentralen Vorstellung, die der Rosenbergschen Weltanschauung zugrunde liegt, vorgeedrungen. Die schillernde sogenannte Weltanschauung Rosenbergs, bei der es immer im Zwielflicht bleibt, ob sie schon das Ganze meint oder nur die auf das Diesseits begrenzte Weltbetrachtung ist — sie wird sofort eindeutig, wenn man bei ihr von der Tatsache ausgeht, daß für Rosenberg, ähnlich wie bei der atman-Lehre, das Selbst Grund und Ziel alles Lebens ist. Ebenso wie jene spätere Abwandlung der brahman-atman-Lehre, indem sie von brahman abieht und die menschliche Seele zum Mittelpunkt einer immanenten Welt- und Lebensanschauung macht, atheistisch ist, so ist auch Rosenberg — darüber darf kein Zweifel sein — in diesem Sinne Atheist. Nur von hier aus können wir Rosenbergs Hochgesang auf Eckhart verstehen, den er eben in diesem indischen Sinne mißdeutet. Die Seele, ein Zentrum der Kraft, die Seele, des „Herzens Herz“, das „Fünkeln, das sich doch als eine verzehrende Flamme zeigt“, „das reine Subjekt des Erkennens und Wollens, namenlos, eigenschaftslos, von allen Formen der Zeit und des Raumes geschieden“. „Es ist das metaphysische Gleichnis der Ideen von Ehre und Freiheit.“ „Denn“, so fährt Alfred Rosenberg fort — „Ehre und Freiheit sind letzten Endes keine äußerlichen Eigenschaften, sondern zeit- und raumlose Wesenheiten, die jene Festung bilden, aus welcher der echte Wille und die echte Vernunft ihre Ausfälle in die Welt“ unternehmen. Entweder, um sie zu besiegen, oder sie als Notbehelf für Seelenverwirklichung zu benutzen.“ Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß wir mit dieser Einordnung Rosenbergs und seines „Mythus“ in die indische Religiosität den roten Faden in die Hand genommen haben, der uns an den Ausgangspunkt und den Quellpunkt Rosenbergscher Weltanschauung hinführt, so westlich auch sein Verständnis für indisches Denken und Wesen sein mag. Das autonome, selbstherrliche Selbst ist das Zentrum dieser Weltbetrachtung.

Nun zieht sich freilich durch den „Mythus“ immer wieder auch eine Kritik Rosenbergs an der Religiosität Indiens hindurch. Wir hörten schon sein abwertendes Geschichtsurteil. Aber an den verschiedensten Stellen geht Alfred Rosenberg ausführlich und im einzelnen auf die Elemente indischer Religiosität ein, die dem Geiste des „Mythus“ widersprechen. Diese Elemente gilt es auszuschneiden. Was ist es nun im besonderen, das in der indischen Religiosität den Widerspruch des „Mythus“ hervorruft? Nichts anderes, als die nicht hinweg zu leugnende Tatsache, daß Indien unter der Herrschaft des Brahmanismus jeden schöpferischen Schwung, aber auch alle Kraft völkischer Selbstbehauptung verloren hat. Diese Tatsache

führt Alfred Rosenberg auf eine Fehlentwicklung der indischen Religiosität zurück. Soweit konnte Rosenberg dem Denken Indiens folgen, als das Selbst, die Seele, das atman zum Grund und Ziel aller Dinge gemacht wurde in Gegenüberstellung mit der Welt. Aber der Inder, „nachdem er zwischen Welt und Seele geschieden hatte, verwarf er jene als Lug und Schein, schrieb nur dieser echte Wirklichkeit zu. Die Seele, der atman, das Selbst war nach ihm das einzig Eine. Der atman war voll und ganz im Wassertropfen, im Tier, im Menschen enthalten, er war unterschiedslos in allen Geschöpfen dieser Welt als etwas „alterloses, junges“, als „vorzeitig Wunder“. Aus diesem ins Unendliche verschwimmenden Allgefühl heraus wurden die Unterschiede auch der Menschenrassen und -geister übersehen, alle erdgebundenen Verschiedenheiten als Täuschungen betrachtet, mit größter seelischer Macht als nicht vorhanden erklärt.“ So gelangte Indien zu einem rein rationalen, auf das Selbst bezogenen Monismus. Die Spannung zwischen Welt und Seele hörte auf, und damit auch das Leben.

Woran nun Rosenberg im Gegensatz zu dieser Fehlentwicklung indischer Religiosität mit allem Nachdruck festhält, das ist die Weltwirklichkeit. „Die Polarität von Ich und Weltall“ ist für ihn „die Grundtatsache des nordisch-europäischen Geistes“. Dessen Entfaltung ist geradezu bedingt „von der bewußt oder unbewußt vorgenommenen Scheidung zweier Welten, der Welt der Freiheit und der Welt der Natur“. In Indien würde man sagen: der Welt des atman und der Welt der Materie (prakriti). Hier in dieser Spannung liegt das Geheimnis des faustischen Menschen und seines dynamischen Wesens, das sich nicht wie in Indien in Weltflucht, sondern Weltüberwindung und Kampf äußert. Dort liegt die Erklärung vor für die Tatsache, „daß keine andere Rasse in dieser Weise Forscher über Forscher über den Erdball gesandt hat, welche nicht bloß Erfinder, sondern in wirklichem Sinne Entdecker waren, wie das nordische Abendland: d. h. Männer, die das Gefundene in ein Bild der Welt umformten“. Kommt Rosenberg auf dieses nordgermanische Phänomen höchsten Aktivismus zu sprechen, dann fügen sich seine Worte zu einem Dithyrambus auf den Europäer. „Die dunkelsten Kontinente, die kältesten Pole, die tropischen Urwälder und die nacktesten Steppen, die ernensten Meere und die verborgensten Flüsse und Seen sind gefunden und die höchsten Berge überwunden worden. Die Sehnsucht so vieler Männer aller Zeiten und Völker, den Raum zu durchfliegen, erst im Europäer wurde diese Sehnsucht zur Kraft, die zur Erfindung führte. Und wer nicht im Auto, im Eisenbahnerpress die luziferische, gewalttätig Raum und Zeit überwindende Macht spürt, wer nicht inmitten von Maschinen und Eisenwerken, mitten im Zueinandergreifen von tausend Rädern diesen Pulschlag der empirischen Weltüberwindung fühlt, der hat eine Seite der germanisch-europäischen Seele nicht begriffen und wird dann auch die andere — mystische — Seite nie verstehen.“

So ist denn Weltüberwindung die erste Antithese des Mythos gegen die weltflüchtige indische Religiosität. Ihr schließt sich die zweite an, die allerdings eine mit dem indischen Geist unvereinbare Gegegensätzlichkeit darstellt. Indien kennt nicht die Persönlichkeit. Für den „Mythos“ dagegen

verdichtet sich „in der Idee der Persönlichkeit gleichsam das metaphysische Problem in einem Punkte!“ Rosenberg will freilich noch mehr als nur die Persönlichkeitsform eines einmaligen Lebens konstatieren. Er kommt zu der Behauptung der ewigen Persönlichkeit einer ganzen Welt gegenüber. „Die Persönlichkeit“, so führt er aus, „kommt in ihrer einzelnen Verkörperung (Manifestation) aus einem Unbekannten, das nur in manchen Stunden innerster Erhebung wie der Schatten einer Erinnerung in uns auftaucht; sie hat hier auf Erden eine unbekannte Aufgabe zu vollbringen, sich zu entladen und zu ihrem ureigenen Wesen wieder zurückzukehren. Sie ist eine Einheit ohne Ende.“

Auch hier, bei der Behauptung der unsterblichen Persönlichkeit, hat bei Rosenberg Indiens Religiosität Pate gestanden. Die indische Entsprechung für dieses Anliegen Rosenbergs ist zweifellos die zweite, einheitlich durch alle Formen der indischen Religiosität hindurchgehende Vorstellung von der Seelenwanderung (Samsara). Es soll hier auf sie nicht näher eingegangen werden, weil sie sich organisch aus jener ersten, die ganze indische Religiosität beherrschenden Grundlehre (der brahman-atman-Lehre) ergibt. Der Vorgang der Loslösung des atman von der Materie vollzieht sich nicht in einem Zuge, sondern in unendlich vielen Phasen, bis sie sich einmal in der völligen Vereinigung von atman und brahman vollendet. So kommt es auch im indischen Seelenwanderungsglauben zu vielen Verkörperungen, und Rosenberg liegt etwas daran, einen Vergleich zwischen dieser indischen Lehre von der Wiederverkörperung des atman und seiner Behauptung von der Unsterblichkeit der Persönlichkeit deutlich zu machen. Wieder ein Zeichen dafür, in welchem Kontakt Rosenberg mit der indischen Religiosität steht. Das Entscheidende freilich bei diesem Vergleich ist der totale Gegensatz. Indien kennt keine Fortdauer der Persönlichkeit. Diese löst sich nach indischer Auffassung immer wieder in die Grundelemente des atman auf, wenn sie überhaupt zustande kommt und vorhanden ist. Bestimmend in der indischen Religiosität ist der Begriff des Karma, d. h. der richtungsgebenden Bildkraft, die auf Grund des auf die Materie gerichteten Tuns des Menschen zu immer neuen Verkörperungen führt. Auf seinen Rosenberg entspricht diesem indischen Begriff des Karma am ehesten der Begriff der die menschliche Existenz im voraus begründenden und formenden Rassenseele.

Am Ende dieser Gedankenreihe taucht schließlich für Rosenberg der Begriff des Schicksals auf. Nach Rosenberg schreibt der Inder als Seelenaristokrat das Schicksal nur sich selber zu. Fragt man, so exemplifiziert Rosenberg, einen Blindgeborenen, warum er wohl glaube, diese Strafe erleiden zu müssen, so wird er antworten: weil er in einem früheren Leben Übles getan habe. Folglich müsse er jetzt seinen Taten gemäß Anheil dulden. So wird denn nach arischem Denken auch die Gestaltung des Schicksals in das Selbst verlegt und macht jede Frage nach einer äußeren Ursächlichkeit überflüssig. „Vom Da sein wird auch das So sein bestimmt“, wie Rosenberg formuliert. Damit allerdings ist das autonome Selbst wirklich auf den Thron gehoben. Es bestimmt das Leben des Menschen und sein Schicksal, wie es zugleich aus dem Zentrum eigener Kraft heraus die Welt überwindet. Nichts kann den vorliegenden Atheismus Rosenbergs mehr

erhärten als dieses, durchaus von indischem Geiste gefügte Schlußglied in der Kette seiner Gedanken.

Und doch steht gerade hier, im Mittelpunkte Rosenbergscher Weltanschauung einer, an dem er nicht vorbeikann, einer, von dem er reden muß, wenn er von Persönlichkeit redet: Christus. Gerade hier, wo, um mit Rosenberg zu reden, „die Religionsseele des Abendlandes im schärfsten Widerspruche zu der Seele Indiens steht“, gerade hier muß Rosenberg die Übereinstimmung mit der Lehre Jesu zugeben. Zweifellos nimmt Rosenberg Jesus auch hier für sich nur in einer Umdeutung in Anspruch. Genau so wie jener Buchhändler im Vishnu-Tempel muß er ihn aus dem Zusammenhange mit der Bibel und den Wertsetzungen der christlichen Kirchen herauslösen, um ihn gelten zu lassen. Aber vorbeigehen kann er nicht an ihm; denn wenn es je eine Persönlichkeit gegeben hat, die als Persönlichkeit ewig und unsterblich einer ganzen Welt gegenübersteht, dann ist es Christus. So bedeutet denn Jesus auch für Rosenberg trotz aller christlichen Kirchen „den Angelpunkt unserer Geschichte“.

Wir sind ihm für diese Feststellung dankbar, müssen ihn aber gerade darum, weil er sich sonst auf der ganzen Linie im Widerspruch zu der biblisch-geschichtlichen Christusgestalt und dem, was sich um sie geschichtlich als Kirche kristallisiert hat, fragen, ob nicht hier gerade das Warnungszeichen für ihn ausgerichtet ist; das Warnungszeichen nämlich dafür, daß sein ganzer Gedankenaufbau von Anfang an falsch und verkehrt war. Nur in umgedeuteter Form konnte die Jesusgestalt im Gefüge seiner Gedanken einbaufähig werden. Wie, wenn es sich ergibt, daß dieser Jesus etwas anderes ist, als was sich Rosenberg denkt, und daß er einer ganz anderen Welt angehört, zu der Rosenberg den Schlüssel nicht finden kann? Wie, wenn man gerade in jener Welt, aus der Jesus kommt und in der seine gläubigen Jünger leben, um das wirkliche Geheimnis der Persönlichkeit und des ewigen Lebens weiß? Wie, wenn sich alle in dem Christen auch die Wirklichkeit des Menschen und der Welt erschließt, weil er allein dem wirklichen Gott begegnet ist, nämlich dem Gott, der sich in einer Heilsgeschichte und durch eine heilsgeschichtliche Persönlichkeit, Christus, zu erkennen gibt? Wie, wenn auch jener vielgerühmte Aktivismus des Europäers, der sich in Weltüberwindung äußert, in seinen Ursprüngen auch nur den Ertrag der christlichen Gotteserfahrung darstellt, während jene sowohl dem Hinduismus wie auch dem „Mythus“ zugrunde liegende geschichtslose Wahnvorstellung, die Grundformel aller idealistischen Lebensdeutung und Welterklärung: „Denken gleich Sein“, irgend einmal in die Unwirklichkeit und damit in die Unfruchtbarkeit und letzten Endes in den Tod hineinführen muß?

Darum wäre es, wie Rudolf Otto es im Blick auf Indien wünscht, vielleicht wünschenswerter, daß Rosenberg sich nicht durch eine Umdeutung der Gestalt Jesu mit ihm abzufinden versucht, sondern ehrlich und ernsthaft den Kontrast erkennt, der da besteht, nicht nur zwischen Jesus und der indischen Religiosität, sondern auch zwischen Jesus und seiner mythischen Weltanschauung.

Wir wissen, daß es sich sowohl bei der indischen Religiosität wie auch bei dem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ um den denkbar schärfsten Gegen-



satz zum Christentum handelt. Um einen Gegensatz, der schon einmal in der Kirchengeschichte der jungen Christenheit — nämlich in der Gnosis — durchgekämpft worden ist und heute erneut durchgekämpft werden muß.

Das Gesetz, nach dem die indische Religiosität und in artverwandter Abhängigkeit von ihr der „Mythus des 20. Jahrhunderts“ antritt, ist ein ganz anderes als das, nach dem die Religion der Bibel angetreten ist. Das zeigt sich am allerdeutlichsten an dem Gegensatz des indischen Gottesbegriffs, mag es nun transzendent als brahman oder immanent als atman gefaßt sein, zum Gottesglauben der Bibel. Der Inder denkt sich Gott und das Selbst in den Kategorien des Seins. Brahman und atman sind für ihn das reine, eigenschaftslose Sein. Und die Erlösung besteht für ihn in einem Seins-Vorgang, nämlich in der Herausführung aus dem Nicht-Seienden zum Seienden, wie es in einem alten indischen Gebete lautet:

Aus dem Nicht-Seienden führe mich zum Seienden.

Das Grundmotiv aber der ganzen Heiligen Schrift, Alten und Neue Testaments und damit auch des Christentums, findet sich in dem Worte Gottes:

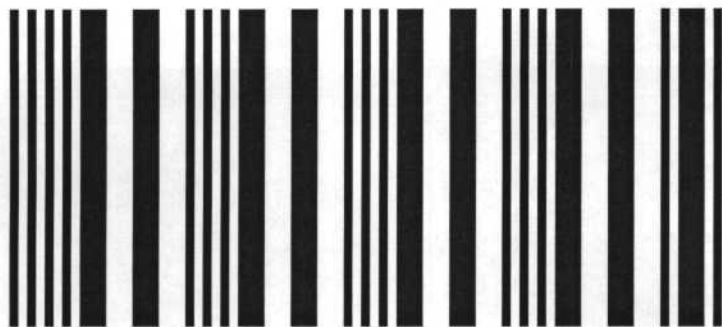
Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.

Die Spannung, die der Christ erlebt, ist die denkbar tiefste. Es handelt sich für ihn nicht um die Spannung, die gegeben ist durch den Gegensatz von Geist und Materie, von Selbst und Welt; es handelt sich für ihn um die Spannung, der gegenüber er auch als der geistigste und heroischste Mensch ohnmächtig gegenübersteht: um die Spannung zwischen dem sündigen Menschen und dem heiligen Gott. Aber erst in dieser Spannung, die alle Illusionen zerreißt, erfährt der Mensch Wirklichkeit. Diese Spannung kann nur gelöst werden durch — die Vergebung der Sünde. Durch Christus wird der Christ der Vergebung seiner Sünde gewiß. Christus ist für den Christen mehr als ein Avatar (eine Verkörperung, Inkarnation) im indischen oder auch im mythischen Sinne. Christus ist Versühner. Er sucht den Menschen auf in seiner tiefsten Not. Er ist sein Erlöser, weil er die stärkste Spannung löst, in die der Mensch geraten kann, die Spannung zwischen dem Sünder und dem heiligen Gott. In dem Erlösten aber werden Kräfte entbunden, wie sie nicht dynamischer und heroischer sein können. Und auch dort nur, wo dieser tiefste Schade des Menschen geheilt ist, fließt die Quelle ewigen Lebens, weil dem Tode, der — mag Rosenberg hören wollen oder nicht — doch der Sünde Sold ist, der Stachel genommen wird. Von hier aus erst wird das Kreuz Christi, wird Ostern verständlich. Indien aber und auch der „Mythus“ kennt keinen Versühner, kein Golgotha und kein Kreuz. Es kann in allem diesem nichts sehen als judaistische Reste. Ihm ist es zu tun um Selbstverwirklichung, um Probleme des Seins und des Werdens, und doch ist und wird der Mensch nichts, sondern bleibt im Tode, wenn er nicht die tiefsten Tiefen seiner Verlorenheit durchschreitend die Hand dessen ergreift, der zugleich der heilige und gnädige Gott, der Richter und Retter, der Vater Jesu Christi ist.

Freilich, um diese ganz andere Welt zu sehen, gehört, um mit Rudolf Otto zu sprechen, „eine andere Sehe, ein anderes Auge. Und soll ein Wandel eintreten, so muß zuvor ein anderes Auge aufgegangen sein“.



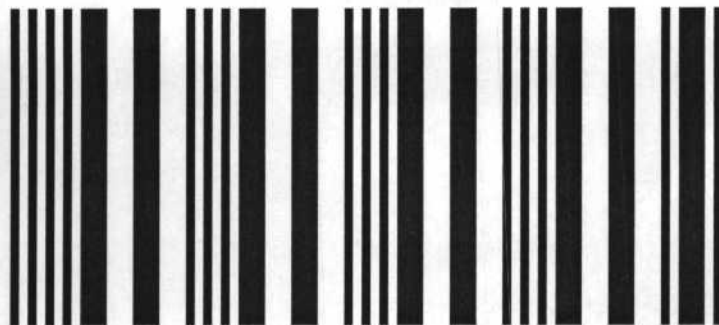
Ende



00000000

Anfang

ഗുണിന



00000000

Ende

# Freude die Fülle!

## Ein Abschiedswort

von

Pfarrer Karl Foerisch, Berlin-Friedenau

an seine Kirchgemeinde  
„Zum guten Hirten“.





# Abschiedspredigt in Friedenau.

26. Juni 1932.

„Weiter, lieben Brüder, freuet euch in dem Herrn! Daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht und macht euch desto gewisser.“ (Phil. 3, 1.)

Das hat Paulus geschrieben. Er saß als Untersuchungsgefangener im Kerker zu Rom. Am kaiserlichen Gerichtshof schwebte sein Prozeß. Eines Staatsverbrechens war er angeklagt: der Majestätsbeleidigung und des Aufruhrs gegen Kaiser und Reich. Das Urteil stand nahe bevor. Seine Sache stand schlecht. Es war kaum ein Zweifel, das Urteil wird lauten: Des Todes schuldig. Den Verbrechertod unter dem blitzenden Schwert des Henkers vor Augen, schreibt Paulus seinen Abschiedsbrief. Und zwar seinen geliebten Philippem. Ob er ihnen noch einmal ins treue Auge sehen wird? Und dabei lasten schwere Sorgen auf seiner Seele. Seine ganze Arbeit ist ja doch so eigentlich lahmgelegt. Wie nötig hätten es seine Gemeinden, daß er nach dem Rechten fähle, daß er sie tröste und stärke und aufrichte. Und dabei gab's so viel Streit zu schlichten und so viel Unklarheiten richtigzustellen. Und was sollte aus den weiten Ländern werden, die sein Fuß noch nicht betreten, mit all den ungezählten Menschen, denen er die Botschaft von Christus noch nicht gebracht, und er fühlte sich doch als Schuldner der Griechen und der Juden, ja der ganzen Menschheit, er, der Apostel Jesu Christi und Bannerträger des Evangeliums bis an die Enden der Erde! Und statt arbeiten zu können, wirken zu dürfen, ist er buchstäblich gebunden. Und vielleicht haben sie ihm in kürzester Frist den Mund verschlossen für ewig! Was muß das für ein Abschiedsbrief sein! Schwermütig, tränenreich, voll lastender Traurigkeit?! Nein, nicht eine Spur davon. Ein Generalthema durchzieht den ganzen wunderbaren Abschiedsbrief: tiefe, heilige Freude. „Ich freue mich und will mich auch freuen“, so fängt er an. „Weiter, lieben Brüder, freuet euch in dem Herrn“, so fährt er fort. Und er schließt den Brief mit dem gewaltigen, herzandringenden erhebenden Aufruf zur Freude: „Freuet euch in dem Herrn allenwege und abermals sage ich: Freuet Euch!“

Da ist es wohl nicht ganz unverständlich und unbegreiflich, wenn ich heute, da ich zum letzten Male meiner lieben Gemeinde zum Guten Hirten das Wort verkündige, die sonderbare Aufforderung an euch richte: „Freuet euch!“ 22 Jahre bin ich mit dir, liebe Gemeinde, verbunden, zuerst nur als Gemeindeglied und gelegentlicher Helfer, dann als dein Pfarrer und

Seelsorger. Ich bin mit unzähligen unter euch im tiefsten Herzen aufs innigste verbunden. Jetzt da es ans Scheiden geht, werden viele Bande schmerzhaft zerrissen. Und wenn ich als Seelsorger heute meiner Gemeinde ins Auge sehe, so kann ich das im Blick auf viele Versäumnisse nicht tun ohne das drückende Gefühl schwerer Schuld. Ich bin euch nicht das gewesen, was ich hätte sein müssen. Was einst Paulus beim Abschied zu seinen Gemeindeältesten von Milet sagen konnte: „Denket daran, daß ich nicht abgelaufen habe all die Jahre hindurch Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen“, das kann ich nicht sagen. Ich war zu sehr in den Weltanschauungskämpfen der Millionenstadt und in der evangelischen Front der kämpfenden Kirche Groß-Berlins gestanden, als daß ich den unzähligen mir anvertrauten Gemeindegliedern in ihren mannigfaltigen Nöten und Sorgen in seelsorgerlichem Dienst hätte zur Seite stehen können. Das liegt wie eine große Last auf meinem Herzen. Und trotzdem nehme ich das Abschiedswort des Apostels Paulus für mich in Anspruch, und trotzdem sage ich euch und mir in dieser Abschiedsstunde: Freuet euch! Ich tue das aus drei Gründen. Zum ersten ist dies Pauluswort im Verlauf meines Christenlebens zu meinem Lösungswort und zur Lebensparole geworden, das bestimmend mein Handeln und Denken und Reden beherrscht, und das mich hineingeleitet soll in ein seliges Sterben und in eine selige Ewigkeit. Wenn man mich einmal irgendwo in ein Grab gelegt hat und ihr steht einmal vor meinem Grab, dann sollt ihr es auch noch auf meinem Grabstein lesen: Phil. 4, 4. „Freuet euch in dem Herrn allewege!“ Und zum anderen ist das auch in meiner Verkündigung hier auf dieser Kanzel Generalthema gewesen. Es liegt doch auf der Hand, daß ich heute zum Abschied noch einmal das sage, was ich stets in den Mittelpunkt meiner Verkündigung gestellt habe. Verzeiht, daß ich immer und immer wieder dasselbe gesagt und daß ich das auch heute wieder vortrage. Aber da halte ich es mit Paulus, der mir heute aus der Seele spricht, wenn er sagt: „Daß ich euch immer dasselbe schreibe, verdrießt mich nicht und macht euch desto gewisser.“ Und das ist der dritte Grund. Ich halte es wirklich für das wichtigste, daß wir Christen das Freuen lernen! Denn was hilft schließlich die Verkündigung der großen Gnade Gottes und der Liebe Christi, was hilft es denn, wenn wir Jesus Christus unsern herrlichen Heiland in seiner ganzen Schönheit vor die Seele malen, wenn die Menschen griesgrämig ihre Glendsstraße weiter wandern, statt als fröhliche Menschen Freude und Lust zu verbreiten? Wir Christen sind tatsächlich und wahrhaftig die einzigen Menschen, die wirklichen Grund zur Freude haben. Das möchte ich euch zum Abschied noch einmal einhämmern. Und wer es vielleicht noch nicht verstanden und in sich aufgenommen hat, der behält es vielleicht als Abschiedswort: Schließlich, meine lieben Brüder und Schwestern, freuet euch in dem Herrn!

Freilich müssen wir uns zuerst ganz klar darüber sein, was das eigentlich ist, Freude, die Freude, die wir als Christen wie eine leuchtende Sonne im Herzen tragen. Es gibt doch allerlei Freude, und nicht jede Freude ist recht und gut. Ich habe in diesen Abschiedstagen wieder einmal eines meiner Lieblingsbücher zur Hand genommen, Steinmüllers Rhapsodie der Freude. Da gibt uns der sinnige Dichter eine Antwort auf die Frage, was Freude sei, wenn er Lust und Freude einander gegenüberstellt. „Es

fuhr eine Hochzeit den Berg entlang mit Peitschenknaß, Böllerschüssen und dem Getöse kreischender Flöten, mit flatternden Bändern, geschwungenen Flaschen und heißen Köpfen. Die Lust trieb die schweren Kasse durch den Hohlweg, sie warf die Geißel durch die Luft und ihre Augen glänzten in Sinnlichkeit wie irrisierendes Glas.

Droben auf dem Berg stand der Alte unter seinen Schafen. Das Kinn hatte er auf den langen Stab gelehnt und schaute in beinahe überweltlicher Ruhe auf den lärmenden Zug herab. Seine Augen leuchteten, als der Wald längst den Lärm verschluckt hatte, und trug doch nur ein Stück Brot im Sack und wenig Milch in der Flasche.

Warum er so voll heitrer Ruhe war? Weil er die Welt in sich trug, die jene zu suchen auszogen, weil seine Schatzkammern höher lagen als Tagediebe langen können, und weil sie ein feineres Gold bargen als das, das gewöhnlich im Umlauf ist."

Seht, meine lieben Freunde, das ist, Freude im Herrn! Nicht die ausgelassene Freude jauchzender Lust und wilden Gelächters meinen wir, sondern die Freude am Herrn, die so glücklich macht und die Freude im Herrn, die so reich macht, die stille Freude des Erlösten und Geretteten, der geborgen ist in des Heilands Arm und Schoß, die das stille, große Leuchten der Ewigkeit uns auf die Mienen zaubert, das ist unsere Freude. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und setze meine Zuversicht auf den Herrn meinen Gott, daß ich verkündige all sein Tun.“ „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ, das was mich fröhlich machet, ist, was im Himmel ist.“ Wie oft hast du das aus meinem Munde gehört, liebe Gemeinde. Also, zum Schluß, lieben Brüder und Schwestern, freuet euch in dem Herrn.

Das ist nicht immer einfach. Auch in dieser Stunde des Abschieds ist es nicht einfach, sich zu freuen. Da will uns auch wieder Paulus behilflich sein. Am Anfang dieses Briefes schreibt er im Blick auf die Widerwärtigkeiten, die ihm in Rom von seiten christlicher Brüder bereitet wurden: „Daß nur Christus gepredigt werde allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darin, und ich will mich auch freuen.“ Das ist ein köstliches Hilfsmittel: Ich will mich eben freuen. Dann kann man sich nämlich auch im Schmerze freuen. Der Weggenosse meiner Freude, der schon erwähnte sonnige Dichter Steinhilber, erzählt einmal von einem lieben, reizenden Häuschen, das sein Entzücken war, als er es zum ersten Mal sah. Dann aber hat er sich daran gewöhnt und sah die Schönheit kaum mehr. Eines Tages sah er drei Mädchen auf der Brücke vor dem Hause stehen. Sie waren gekleidet, wie Menschen, die eine weite Reise machen. Sie nahmen wohl Abschied. Sie sahen zum Haus hinüber und preßten die Lippen aufeinander, um das Weinen nicht laut werden zu lassen. „Das liebe, alte Haus“, sagte die erste. Und die zweite: „Wie hübsch es doch ist!“ Und die dritte: „So schön wie heute erschien es mir noch nie.“ War es die Träne im Auge, die ihnen die Schönheit dessen erst enthüllte, was sie so lange kannten und besaßen? Ja, meine lieben Freunde, es ist oft so, daß erst die Tränen des Abschieds uns klar erkennen lassen, was wir verlieren. Und dann vollzieht sich ein wunderbares Erleben: Alles was schön war, gewinnt durch den Abschied.

# Freude die Fülle!

Ein Abschiedswort

1871

Herausgegeben von Pastor Dr. F. F. F. F.

an seine Kirchengemeinde  
„Zum guten Abschied“





Und alles, was uns gestört und wehe getan, das sinkt in Vergessenheit, und leuchtend steigt das Verlorne und Verlassene vor uns auf als eine köstliche liebliche Erinnerung. Und über das tränenfeuchte Gesicht schwebt ein freundliches Lächeln und aus der Trauer wird Freude, ganz still und leis. Wir müssen bloß wollen, dann sind nicht Klagelieder, sondern Danklieder die Musik des Abschiedes. Darum, meine lieben Freunde, wollen wir heute sagen: **Ich will mich freuen!**

Dazu muß aber auch noch gleich ein Zweites kommen: **Ich darf mich freuen.** Das will auch gesagt sein. Wir dürfen uns alle freuen. Nicht bloß die **Jungen**. Sie haben ja von Natur ein Recht auf Freude. Junge Augen sehen die ganze Welt in leuchtende Farben getaucht, sie sehen auch noch den einzelnen Sonnenstrahl, der durch die Wolken bricht, und vergessen darüber die Wolken selbst. Ihr jungen Menschen pflückt die Blumen am Wege und wandert singend hinein in den vollen Tag. Ihr tragt grüne Kränze gleich Kronen auf euren lichten Stirnen und seid die Könige der Zukunft. Liebe Jugend von Friedenau, euch hat mein Herz ganz besonders entgegen geschlagen. In eurer Mitte bin ich alt geworden. Vielleicht ist das verkehrt gesprochen: In eurer Mitte bin ich jung geblieben. Mit euch habe ich gelebt und für euch habe ich gekämpft. Darum muß ich euch besonders ein Wort sagen. Das soll es sein: Ihr dürft euch freuen. Ihr dürft aus vollem Herzen singen: Wir sind jung und das ist schön. Ihr meine lieben Konfirmanden, mehr als 1700 an der Zahl, euch darf ich daran erinnern, wie ich Euch die Verbindung, die enge Gemeinschaft mit Gott als das große Selten unserer Seele und als das große Glück des Lebens gepriesen habe. Und du, mein lieber evangelischer Jugendring. So oft wir unsere Bünde versammelt hatten, leuchtete in uns und aus uns die Freude am Herrn. Meine lieben Brüder vom E.B.J.M., wir haben uns nicht umsonst den Namen beigelegt „Frohe Jugend Friedenau“. Wie oft haben wir von unserer Freude geredet, von der rechten Freude, von der Freude im Herrn. Der Herr muß dabei sein in unserer Freude, er muß mit euch gehen auf euren Wanderungen durch Feld und Wald, er muß bei euch sein auch im lauten Getriebe jugendlichen Frohsinns, er muß an eurer Seite und in eurem Herzen sein auch in den dunklen Stunden der schweigenden Nacht. Ihr dürft euch freuen in dem Herrn allewege, alle Wege und alle Zeit. Das mag auf den ersten Augenblick befremdlich klingen. Und staunend hebt ihr euer Haupt, ihr **Mühseligen und Beladenen**. Wir dürfen uns auch freuen? Wir, die wir draußen auf dem Friedhof einen frischen Hügel haben, der erbarmungslos unser zerbrochenes Glück verborgen hält? Wir, die wir einmal froh und glücklich und reich waren und sind nun Bettler voll Gram und Sorgen? Wir, die wir Hoffnungslos vor den Trümmern unseres Lebens stehen? Wir, die wir keine Zukunft haben? Wir, die wir durch Trübsal und Krankheit wandern wie durch eine finstere sternlose Nacht? Wir dürfen uns freuen? Ja! Seht euch doch einmal an, ihr unzählbaren Glieder eines unübersehbaren Heeres von Kreuzträgern aller Art, seht ihr nicht, daß ihr Kronen auf dem Haupte traget, eiserne Kronen, in denen die Tränen wie Diamanten und die Herzbloodropfen wie leuchtende Rubine glänzen? Da taucht ein Haupt vor uns auf, mit einer blutigen Dornenkrone, ein Haupt voll Blut und Wunden, und doch begrüßet von uns und gebenedeit! Und der bleiche



Mund, über dem das Leiden zittert, spricht: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Seht ihr es nicht, ihr Kreuzträger, daß ihr in der Gefolgschaft Jesu steht und daß ihr seine rechten Jünger seid, wenn ihr ihm eurer Kreuz nachtragt? Und darum dürft ihr euch freuen, freuen in dem Herrn allewege. Und euch grüße ich, ihr lieben Asten, denen das Leben Reif und Schnee aufs Haupt gestreut, und denen die Last der Jahre den Rücken gebeugt, die ihr einsam geworden seid und doch in stiller Freude euch sammelt vor Gottes Thron und um Gottes Wort und in deren Kreis wir so oft Stunden der Stille und der Freude haben verleben dürfen. Ihr sagt: Ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir.“ Und ich sehe Kronen auf eurem Haupt, silberne Kronen, die Gott euch verliehen und die ihr in Ehren tragt. Wir alle sind Träger von Kronen, die uns der Herr aufs Haupt gedrückt, grüne Kronen der Hoffnung und eiserne Kronen des Leids und silberne Kronen des Alters. Der Herr hat sie uns geschenkt, der Herr hat seine Liebe und sein Erbarmen hineingesflochten und er wartet darauf, daß er die Kronen verwandeln darf in lauter Gold. Denn das ist unseres Lebens, unserer Jugend und unseres Leides und aller Lasten letztes Ziel, daß wir demaleinst vor unsern Herrn treten. Eine goldne Krone hat unser Herr für uns bereit, die Krone des Lebens, die unser Herr und Gott denen verheißen hat, die treu sind bis in den Tod. Sollten wir da nicht fröhlich sein? Wahrlich, wir dürfen uns freuen!

Oder vielmehr, **wir müssen uns freuen!** Meine liebe Gemeinde, du trägst einen köstlichen Namen: Gemeinde zum guten Hirten. Du weißt dich in der Hand des guten Hirten. In guten und bösen Tagen hast du das Lied vom guten Hirten vernommen. Wie oft habe ich den 23. Psalm hier im Gotteshaus und in Andachten hin und her in den Häusern gebetet und ausgelegt. Und vorhin hat uns der Chor das Lied gesungen: Der Herr ist mein getreuer Hirt. Sind das alles leere Klänge oder ist das nicht vielmehr das freudige Bekenntnis unserer Seele, herausgewachsen aus tausendfältigen Erfahrungen unseres Christenlebens? Wie der treue Herr uns führt und leitet, der Herr und Hirte, der sein Leben für uns, seine Herde, gelassen hat und hat uns arme verlornen und verirrtten Schafe gesucht und gefunden und erlöst? Wie oft hat er uns zum frischen Wasser geführt und hat uns geweidet auf grüner Aue. Voll jubelndem Dankes darf ich es bekennen: er erquicket meine Seele. Und in fröhlichem Vertrauen weiß ich es: er führt mich auf rechter Straße. Mag diese Straße, die er mich führt, aus diesem Kreise wegführen, sie führt mich nimmermehr heraus aus der großen Gemeinde des Guten Hirten. In ihm sind und bleiben wir verbunden für Zeit und Ewigkeit. Und da sollten wir uns nicht freuen? Wir Glieder seiner Herde, die wir einen solch herrlichen Heiland haben, einen Heiland, der uns so sehr geliebt, daß er sich für uns in den Tod gegeben, einen Herrn, der uns fest in seiner Hand hält, einen Helfer, der uns nie verläßt? Was sind wir doch für reiche und glückliche Menschen! Da müssen wir uns doch freuen. Ja, wir haben recht: **Ich will mich freuen und ich darf mich freuen und ich muß mich freuen.**

Und darum sei das mein letztes Wort an dich, meine liebe Gemeinde: **Schließlich, liebe Brüder und Schwestern, freuet euch in dem Herrn!**

Amen.

Diese Abschiedspredigt, gehalten am 26. Juni 1932 in der Kirche „Zum guten Hirten“ in Friedenau, wird zum Besten der kirchlichen Volksspeisung Friedenau zum Preise von 20 Pfennigen verkauft und soll den Gemeindegliedern eine Erinnerung sein an ihren Pfarrer

**Konsistorialrat foertsch-Stettin,**  
Luiseustraße 26.

Ende



## Sehr geehrter, lieber Missionsfreund!

Im Dezember d. J. werden es 75 Jahre, daß Vater Gossners Mission ins Leben getreten ist, und wir schicken uns an, den Gedächtnistag mit einer schlichten Jubiläumsfeier am 1. Advent (3. Dez.) zu begehen. Aber wir sehnen uns danach, an diesem Tage nicht allein zu stehen mit unserem Dank gegen Gott, der sich in Gossner ein auserwähltes Rüstzeug bereitet hat, das Evangelium hinauszusenden in alle Welt. Und darum richten wir an alle unsere Freunde, richten wir an Sie die herzliche Bitte: Begehen Sie mit uns am 1. Advent, oder wenn dies nicht möglich ist, an einem anderen Tage in und mit Ihrer Gemeinde das 75. Jubiläum der Gossnerschen Mission. Feiern Sie einen Gossnertag!

Wir wären Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie etwa in der Predigt auf Gossners Leben und seine Bedeutung für die Heidenmission hinweisen und dann in einer besonderen Veranstaltung, sei es Gemeindeabend, sei es Nachmittagsgottesdienst, die Gossnersche Mission behandeln wollten. Da Sie vielleicht wegen des Stoffes in Verlegenheit sind, so möchten wir Ihnen einige Themata vorschlagen und die entsprechende Literatur angeben.

Vater Gossner, ein treuer Zeuge des Evangeliums: („Vater Gossner“ von Georg Richter, 20 Pf.)

Heidnische Frömmigkeit am Ganges: („Das Herz Indiens“

20 Pf. oder statt dessen „An den Ufern des Ganges“

10 Pf., dazu „Die Feuerbusse eines indischen Heiligen“

5 Pf., „Aus dem Leben der Brahmanen“ 5 Pf.)

Es kostet viel ein Christ zu sein: („Kommt ich will euch was erzählen“ 10 Pf. Eignet sich vorzüglich zum Vorlesen.)

Die Mission unter den Kols: („Aberglaube der heidnischen Kols“ 5 Pf. „Aus den Wäldern des Santals“ 10 Pf.



„Eine Reise im Distrikt mit Weib und Kind“ 10 Pf., auch zum Vorlesen sehr geeignet).

Aus der Arbeit an den Auswärtigen: („Harkhu der Auswärtige“ 10 Pf., „Ein Vater der Auswärtigen“ 15 Pf., „Aus einer kleinen Stadt“ 20 Pf., ergeben zusammen ein schönes Gesamtbild.)

Das Hauptquartier der Kolsmision: („Ein indisches Bethesda“ 25 Pf.)

Beispiele für die Predigt enthält: „Nicht vergeblich“ 20 Pf.

Eine eingehende geschichtliche Darstellung der gesamten Gossnerschen Missionsarbeit enthält die Mitte Oktober erscheinende „Kurze Geschichte der Gossnerschen Mission“ 50 Pf. Die ebenfalls Mitte Oktober erscheinende „Festschrift zum 75. Jubiläum“ bietet u. a. neben reichem statistischem Material eine Darstellung der inneren Entwicklung und einen genauen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand. Ferdinand Hahns treffliche „Einführung in das Gebiet der Kolsmision“ ist in unsern Verlag übergegangen und kostet gebunden statt 2,80 nunmehr 1,40, broschiert 1 M.

Sämtliche angegebene Schriften sind in der Buchhandlung der Gossnerschen Mission Friedenau, Handjerystr. 19/20, zu haben.

Was Sie an diesem Gossnertag Ihrer Gemeinde bieten, kann noch befestigt werden dadurch, daß Sie Schriften aus der Gossnerschen Mission zum Verkauf auslegen. Die Buchhandlung ist gern bereit, Sendungen zur Verfügung zu stellen und nicht Abgesetztes zurückzunehmen.

Indes, werter Missionsfreund, unsere Bitte geht noch weiter. Gewiß soll das Jubiläum uns erinnern an all den Segen, den Gott über die Gossnersche Mission ausgeschüttet hat und soll uns zu freudigem Dank aufmuntern. Aber es will uns doch sicherlich auch mahnen, mit neuer Kraft an unserm Teil am weiteren Ausbau mitzuhelfen. Darum werden Sie mit Ihrer Gemeinde erst dann das Jubiläum vollkommen feiern, wenn Sie in Arbeitsgemeinschaft mit uns treten. Und das ist, worum wir Sie besonders bitten.

Die Kenntnis fördert Liebe. Helfen Sie, Kenntnis der Gossnerschen Mission verbreiten. Unsere monatlich erscheinenden Missionsblätter: Die Biene auf dem Missionsfelde (jährlich 1,25 M.), Die Kleine Biene (75 Pf.), Mitteilungen an den Freundeskreis (vierteljährlich und kostenlos) und Kindergruß aus der Gossnerschen Mission (Pfennigblatt, monatlich) sind mit ihren neuesten Nachrichten vom Arbeitsfelde wohl im Stande, dem einzelnen Leser die Liebe zur

Gossnerschen Mission zu stärken. Und auch Sie selbst, werter Missionsfreund, werden viel Anregung empfangen und stets Stoff zu Missionsstunden finden, und so Ihrer Gemeinde in der Vertiefung des Missionsfinnes und damit zugleich des gesamten Gemeindelebens helfen können. Bitte versuchen Sie, Abonnenten zu werben.

Vor allem bitten wir Sie herzlich und dringend, in Schule und Konfirmandenunterricht von der Mission zu erzählen. Wir haben zur Förderung der Missionskenntnis in den Schulen 12 bunte Bilder in Form von Ansichtskarten herstellen lassen, die einen Gang durch die gesamte Arbeit unserer Kolsmision bilden (1 M.). Sie zeigen eine Missionsstation, Kirche und Kapellen, führen in die Schultätigkeit ein, begleiten den Missionar auf seinen Reisen, stellen einen Ausfähigen dar und zeigen die Frucht der Arbeit, Kolschriften vor der Hütte. Die Liebe zur Mission in den Kindern zu erwecken und zu pflegen ist auch Zweck des Kindergrußes. Für Gemeindeabende stehen Lichtbilderserien mit gedruckten Erläuterungen zur Verfügung.

Ein wichtiges Mittel zur Belebung der Missionsfreudigkeit ist das Sammeln. Neben den schon länger bestehenden Sammelbüchern und den verschiedenen größeren Haus-Missionsbüchsen sind neuerdings noch kleine, hübsche Büchsen mit Bildern und Sprüchen hergestellt worden, die zu 10 Pf. oder auf besonderen Wunsch auch unentgeltlich zu haben sind. Diese verschiedenen Mittel, den Sammelleifer anzuregen, werden dringend empfohlen.

Teurer Missionsfreund, Sie haben gewiß schon darüber nachgedacht, wie Sie der Gossnerschen Mission zum 75. Jubiläum helfen könnten. Hier sind Ihnen Mittel und Wege gezeigt. Schenken Sie der Jubilarin Ihre Liebe und widmen Sie ihr mit Freude ihre Arbeitskraft im Hinblick auf das teure Vermächtnis, das der scheidende Heiland uns allen aufs Herz gelegt hat.

Friedenau-Berlin, Oktober 1911.

**Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft.**

To

**The Revd. A. Nottrott, D. D., Ph. D, B. A. M.**  
*President, G. E. L. Mission, Chota Nagpur.*

BELOVED AND VENERABLE FATHER IN THE LORD,

It is the pleasure of our Almighty Father in heaven to grant us the privilege and opportunity of assembling here this day that we may offer you our most cordial thanks for all those acts of disinterested love and goodness which you have unceasingly done for us Mundas as well as other members of our community of the G. E. L. Mission in Chota Nagpur.

Well-nigh half a century ago, inspired by the Holy Spirit of God without shrinking from cutting off the bonds of affection which had tied you to the land of your birth and to those who were dearest and nearest to you at home, you came to deliver the "glad tidings" of salvation through Jesus Christ our Lord to the most neglected and down-trodden races of Chota Nagpur, of whom we Mundas form a large portion. We, Munda christians, feel proud to frankly acknowledge that the amelioration of our temporal and spiritual condition is mainly due, under God's blessing, to your untiring zeal and indefatigable labour and patience. Through you, God has been pleased to give us His Holy Words and to impart to us the knowledge of salvation from the bondage of sin and Satan. You have spared no pains to uplift us from a low stratum of human society by spreading education amongst us, by giving us lawful and legal assistance when we needed it and by ever endeavouring to promote our temporal prosperity and spiritual advancement.

It is most gratifying to us to remember and observe the tender and Christ-like manner in which you have lived amongst us. Yea, your life in our midst has been an exemplary Missionary life of love, affection, meekness, affability and long-suffering. We feel this in our hearts much more than we can express it in words.

You are, as far as we are aware, the first to render our spoken language a written one. You have lucidly explained the structural mysteries of our language in your Mundari Grammar. These are benefits which we and our children will ever remember with gratitude.

But of all the great and good things which you have done for us, which show us and all around us your sympathy and good-will for our race there is none so great, so noble, and so good as the translation by you into our mother tongue, into the language of the Mundaries, of the Holy Scriptures which you have recently placed into our hands and which is the result of your years' hard and patient labour. This Mundari Bible is an inestimable gift to our present race and will be an invaluable heritage for our future generations unto the end of the world.

We are quite conscious of the fact that unless God had been with you all along, had given you uninterrupted health of both body and mind, and had assisted you by His Holy Spirit, you could not have done for us all these and many other things for which we Munda christians are indebted to you. We, therefore, with all humility offer Him our heartfelt gratitude and pray to Him to grant you long and healthy life and bless you spiritually with abundance of His grace.

In conclusion we request the favour of your kindly accepting this our humble address along with this copy of the Mundari Bible as a token of our gratefulness and thereby obliging us for ever.

RANCHI }  
 3rd June 1911 }

We remain,  
 Beloved and Venerable Father in the Lord,  
 Yours ever most gratefully,  
**THE MUNDA PEOPLE,**  
*G. E. L. Mission, Chota Nagpur.*



Don't

4

Gossner-Missionare in Nordamerika in deutschen Gemeinden

Nachrichten in den "Bienen" 1840-1861 und 1936

(daneben gab es auch Gossner-Missionare in der Indianer-Mission)

1840 82-83  
       69  
       53  
  
 1841 1  
       93-97  
  
 1842 82  
  
 1843 38-39  
       47-48  
       96-97  
  
 1844 58  
       8  
       97  
  
 1845 13-15  
       87-88  
  
 1846 21  
       62-63  
       71  
  
 1847 85-88  
  
 1848 7  
  
 1849 78-79  
  
 1850 29  
       1853, 60  
 1856 9  
  
 1857 44-46  
  
 1858 69-70  
  
 1959 2  
  
 1860 2-3  
       16  
  
 1861 47-52  
       -----  
  
 1936 127-128  
       138-139



## GOSSNER MISSION

1 Berlin 41 (Friedenau)

Handjerystraße 19-20

Fernsprecher: (030) · 851 30 61 · 851 69 33

Postscheckkonto: Berlin West 520 50-100

Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00  
Kto.-Nr. 0407480700

25. September 1978

Liebe Freunde!

Heute schicken wir Ihnen im Nachgang zu den Jahresberichten aus Zambia den Bericht von Elisabeth Hässler, den wir jetzt erst erhalten haben.

Ausserdem erhalten Sie ausnahmsweise auch einmal einen Kommentar der EKD zu Vorgängen in der Bundesrepublik "Sterben die Dörfer aus?". Hier wird beispielhaft deutlich, dass viele Probleme, mit denen sich Länder in der Dritten Welt herumschlagen, auch bei uns in gar keiner Weise befriedigend gelöst sind. Der vorliegende Kommentar belegt das am Beispiel Stadt-Land. Zugleich wird daraus deutlich, dass wir uns an derartigen Problemen nicht nur in Übersee engagieren sollten, sondern ebenso auch bei uns zu Hause. Die Ursachen sind überall die gleichen.

Mit freundlichen Grüßen

*Siegwart Kriebel*  
Siegwart Kriebel

Anlagen

Fr. May

1938

01-4

## Das Missionsfeld der Goßnerschen Mission in Indien.

Die Geschichte der Goßnerschen Mission verläuft in zwei Abschnitten; den ersten möchte ich den oekumenischen und den zweiten als den volkskirchlichen bezeichnen. Während der ersten oekumenischen Periode wurden Sendboten der Goßnerschen Mission in weitem Wurf über alle fünf Erdteile ausgestreut: Australien, Südsee-Inseln, Neu-Guinea, Holländ. Indien, Brit. Indien, Südafrika, Westafrika, Nord- und Mittelamerika. Das hing mit dem Bild zusammen, das sich die damalige aus den sogen. "Stillen im Lande" sich zusammensetzende Missionsgemeinde vom Heidentum machte. Dieses Bild ist von einer gewissen Romantik nicht frei. Die damals hinaus ziehenden Missionare kannten die Wirklichkeit des Missionsfeldes nicht. Ihnen erschien die nichtchristliche Völkerwelt als eine einzige massa perditiones, aus der es galt die Einzelnen zu erretten, oder, wie Zinzendorff sagte, "Seelen für das Land zu werben." Man wußte damals nichts oder sehr wenig von den sprachlichen und klimatischen Verhältnissen in den Tropen. Man übersah damals vor allem die Grundtatsache alles Lebens, die uns Missionsfreunden nicht erst jetzt, sondern schon seit Jahrzehnten aus der Missionspraxis deutlich geworden ist: dass es nämlich keine Einzelnen gibt, sondern der Einzelne in rassische, geschichtliche, volkliche Zusammenhänge eingegliedert ist, mit denen der Missionar bei seiner Arbeit zu rechnen hat. In jener ersten Periode hat die Goßnersche Mission in aller Welt Pionierarbeit geleistet; aber alle diese Arbeit ist bald nach ihren Anfängen in fremde Hände übergegangen, im besonderen in holländische und englische. Wir wollen diese Arbeiten, für die die Goßnersche Mission im ersten Ansturm ihre besten Kräfte geopfert hat, nicht vergessen. Es sei kurz daran erinnert, daß z.B. die ersten Missionare, die überhaupt nach Neu-Guinea kamen, Goßnersche Missionare gewesen sind. Nach 14 ergebnislosen Jahren wurden die ersten Papuas getauft. Noch nach 25 Jahren zählte man in holländ. Neu-Guinea nur 14 getaufte Papuas. Dann aber begann die Saat aufzugehen. 1930 zählte man 15000 und 1934 = 52000 Christen.

Am vergangenen Sonnabend, dem 23. April ist den allerersten Goßnerschen Missionaren, die nach Australien gingen, und dort unter den Austral-Negern völlig vergeblich arbeiteten, durch den Gouverneur Wilson von Queensland unter der Beteiligung der Australischen Regierung und der gesamten Bevölkerung ein Ehrenmal gesetzt worden als den ersten

mm



deutschen Siedlern in Australien, "Queensland's first free settlers." Wir haben an den Gouverneur von Queensland ein Glückwunschtelegramm gerichtet und den unseren bayrischen Freunden von der Neuendettelsauer 50 Jahrfeier her bekannten Missionsdirektor der Australischen Neu-Guinea-Mission, Pastor Theile in Brisbane, gebeten, bei der Einweihung des Ehrenmals in unserem Namen zu sprechen. Diese ersten Goßnerschen Missionare haben zwar in ihrem ganzen Leben nicht einen einzigen Australneger getauft, aber sie sind die Gründer von auslandsdeutschen Gemeinden und Synoden geworden, ähnlich jenen 43 Goßnerschen Missionaren, die nach und nach nach Nordamerika und Kanada ausgeschickt worden sind. Sie und der Mann, der sie zum Dienst um die Welt aussandte, der Pastor Johannes Evangelista Goßner, waren die ersten, die diese wichtigen Aufgaben an den Auslandsdeutschen erkannten und erfüllten. Darum wollen wir auch ihrer nicht vergessen.

Das einzige große Missionsfeld der Goßnerschen Mission, das sich heute in deutscher Hand befindet, ist die sogen. Goßnersche Kols-Mission in Britisch-Indien, 200 km westlich von Kalkutta. Hier stießen die Goßnerschen Missionare zum ersten Mal auf ein Volk. Zwar waren es zuerst auch nur Einzelne, 4 Männer von dem Stamm der Urauns, die sich nach 5 Jahren harter, fruchtloser Arbeit zur Taufe meldeten und sich taufen ließen. Aber dann gerieten ganze Dörfer in Bewegung. Die Kols (Hinweis auf das statistische Blatt), sie selber nennen sich niemals so, sondern auch heute noch je nach ihrer Stammeszugehörigkeit, entweder Urauns, Mundas, Kharias, Hos usw., - die Kols, wie sie von der deutschen Missionsgemeinde genannt zu werden pflegen, kamen zu tausenden, ja zeitweise zu zehntausenden. So trat sehr bald in den Gesichtskreis der Goßnerschen Missionare als Ziel der Missionsarbeit die Begründung einer Volkskirche. Wir nennen darum diesen zweiten Abschnitt der Goßnerschen Missionsgeschichte den volkskirchlichen. Heute sind insgesamt 140 000 Christen in der Kolskirche gesammelt. Das bedeutet, daß die Goßnersche Mission, so unscheinbar ihre Representation und Organisation hier in der Heimat ist, draußen in der Welt die zweitgrößte deutsche Missionskirche darstellt; nur die Rheinische Mission hat in ihrer Batak-Kirche noch eine weit größere Christenschaft zu Gemeinden zusammengeschlossen. In Indien selbst liegen die Zahlenverhältnisse folgendermaßen: von den insgesamt vier deutschen Missionsgesellschaften, die in Indien arbeiten, weiß die Leipziger Mission von 17 000, die Baseler Mission von 27 000





und die Breklumer Mission von 28 000 getauften Christen zu berichten. So gehören von den insgesamt durch deutsche evangelische Missionen in Indien betreuten 210 000 Christen = 140 000 zur Goßnerschen Kols-Kirche.

Daraus folgt, daß die Größe des Goßnerschen Missionsfeldes nicht auf Grund der überaus geringen Anzahl ihrer aktiven Missionare ( 7 Missionare, 4 Missionsschwestern) beurteilt werden darf. Nur im Anfangsstadium gibt für eine Mission die Zahl ihrer Missionare das Maß an. Das Goßnersche Missionswerk ist durch gewisse Vorgänge im Weltkrieg, auf die ich noch zu sprechen komme, auf dem Wege der Verselbständigung unerhört, ja vielleicht ungesund rasch fortgeschritten, so daß die deutschen Missionsarbeiter heute in ihm wie " Instruktoren in einem fremden Heer" nur einen unentbehrlichen Hilfsdienst leisten. Während z.B. in den Anfangszeiten der Missionsarbeit jede einzelne Missionsstation mit einem Europäer besetzt zu werden pflegt, üben auf einer fortgeschrittenen Stufe die europäischen Missionare im Organismus der Missionskirche nur die wichtigsten Funktionen aus (Leitung der Missionshochschule und des Predigerseminars zur Heranbildung des kirchlichen Führernachwuchses, Leitung des missionarischen Vorstoßes, Betreuung besonders wichtiger Stationen und Gebiete, Aufsicht über die Finanzen und anderes mehr), während alle im Rahmen des Gewöhnlichen liegenden kirchlichen Aufgaben der Verantwortung eingeborener Missionskräfte übertragen sind.

Es handelt sich also bei der Goßnerschen Mission nach ihrer gegenwärtigen Struktur um den Versuch, ein verhältnismäßig großes Missionswerk mit dem geringsten Aufwand von deutschen Kräften und Mitteln doch in deutscher Hand zu behalten.

Die Verselbständigung der Missionskirche erfolgte während des Weltkrieges, nachdem die britische Regierung die deutschen Missionare im Jahre 1915 zuerst in das Konzentrationslager gesperrt und dann aus Indien ausgewiesen hatte, gerade aus Treue zur deutschen Mutterkirche. Im Ausland pflegt man die Missionen nicht nach ihren Konfessionen, sondern nach ihren Nationen zu bezeichnen. So heißen die Christen der deutschen Goßnermission, obwohl sie Indier sind, seit jeher mißverständlich "deutsche Christen" und haben wegen ihrer Solidarität mit dem deutschen Volk, die aus der Berührung mit den deutschen Missionaren ohne weiteres erwächst, während des Krieges viel zu leiden gehabt. Zuletzt machte die englische Regierung den gewaltsamen Versuch, sie mit Zwangsmaßnahmen in eine englische Mission zu pressen. In diesem Augenblick, als jeder





andere Weg versperrt war, erklärte sich die Goßnersche Missionskirche für selbständig (1919) und besetzte die leitenden Stellen mit Eingeborenen, die sich jedoch damals und lange Zeit später lediglich als Platzhalter für die deutschen Missionare betrachteten, um deren Rückkehr die indischen Christen so lange kämpften, bis die britische Regierung nachgab. Doch hatte die Abwesenheit der deutschen Missionare zu lange gedauert. Als sie 1925 wieder auf das Missionsfeld zurückkehrten, fanden sie ein neues Indien vor. Es zeigte sich, daß die Entwicklung auf die Verhältnisse vor dem Kriege nicht mehr zurückgeschraubt werden konnten. Zwar hatten 80 % der Christen ( in der Hauptsache Bauern) nach wie vor den Wunsch, die alten patriarchalischen Zustände wieder hergestellt zu sehen + und sie wünschen es heute noch; aber die Minderheit ( Intelligenz und Stadtbevölkerung) wollte von der Führung nicht mehr zurücktreten. So übernehmen die Missionare auf Grund der vorgefundenen Lage die Rolle als "Instrukteure und Sachberater". Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß die Eingeborenenkirche noch zu unreif war, um sich selbständig leiten zu können. Das Missionsfeld bedurfte und bedarf noch heute der festen, führenden Hand des Missionars. Das ist die in bitteren Erfahrungen gewonnene Erkenntnis der letzten Jahre bei all unseren Missionaren. Wie 80 % aller Christen in Indien aus Massenbewegungen hervorgegangen sind, so verdankt auch die Goßnersche Missionskirche ihren Bestand dem Uebertritt ganzer Sippen und geschlossener Dorfschaften zum Christentum. Die ersten Kols ließen sich wirklich aus Glaubensgründen taufen, und diese innersten Motive haben auch weiterhin fort- und mitgewirkt; aber es besteht kein Zweifel, daß auch soziale und wirtschaftliche Gründe für die Eingliederung der Kols in die christliche Kirche bestimmend gewesen sind. Die Mission braucht sich dessen nicht zu schämen. Es ist das Verdienst der Goßnerschen Mission, ein kerngesundes Bauernvolk im indischen Dschungel, das Volk der Kols, durch ihren Eintritt in die Geschichte dieses Volkes nicht nur von der Furcht vor den Dämonen, sondern auch von der sozialen Entrechtung durch die Herrschicht der Hindus, von der Proletarisierung und vom wirtschaftlichen Ruin gerettet zu haben. Alles das war nicht primär ihre Aufgabe; aber alles das war die natürliche Folge der Evangeliumsverkündigung, die ja nicht im luftleeren Raum geschieht, sondern in die Realität des persönlichen und des völkischen Lebens eingreift. Die Goßnersche Mission hat wirklich nach nichts anderem getrachtet, als dass das Reich Gottes auch zu den Kols komme, aber es ist ihr " solches alles zugefallen": eine Bauernbefreiung großen Stils. Auf den Antrag der Goßnerschen Missionare





wurde durch die britische Regierung das den Kols erbeigene Bauernland vermessen und so vor dem Zugriff der wucherischen Hände eines bauernfeindlichen Großgrundbesitzes gerettet. Raifeisenbanken, nach deutschem Muster eingerichtet, hielten das Uebrige.

Es ist einzusehen, daß in der Hoffnung auf eine Besserung ihrer sozialen Lage auch unlautere Elemente in die Kirche eindringen, die der Läuterung durch das Wort Gottes, durch christliche Erziehung und Unterweisung bedurften. Man kann nicht sagen, daß die alten-Goßnerschen Missionare diese Aufgabe lässig betrieben haben. Es entstand ein Netz von christlichen Schulen, angefangen von der einfachsten Dorfschule und gipfelnd in der Missionshochschule und dem Predigerseminar auf der Hauptstation Ranchi. Aber diese Arbeit mußte durch Generationen hin durchgeführt werden, um erfolgreich zu sein. Eins freilich war erreicht: die Begründung der Kirche auf dem Boden des Volkstums. Die christliche Kirche wurde im Volke der Kols volkstümlich. Auch die Missionare taten das ihre, um das Samenkorn des Evangeliums im indischen Boden zu pflegen. Die Bibel wurde von D. Nottrott ins Mundari, einzelne Bibelteile durch Missionar Hahn ins Uraun und durch Missionar Eidnaes ins Gauwari übersetzt. Ein volkstümliches Liedgut entstand. Bald wurden von der Gemeinde gedichtete geistliche Volkslieder (Bhajans) nach eigenen Weisen gesungen. Auch die Gemeindeordnung, die die uralte Einrichtung im indischen Dorf, den Fünf-Männer-Rat (Panchait), ins Kirchliche übertrug, wurde populär. Schon früh erwuchs ein neuer Stand von christlichen Mitarbeitern: Älteste, Katechisten, Lehrer und Pastoren. Das Evangelium begann das Leben und Denken der Kols zu durchdringen. Ein Beispiel dafür, das Aufkommen christlicher Sitten und neuer, nichtbiblischer Taufnamen, z.B. Christ-Hardughan (Hinweis auf das neugedruckte Arbeitsheft "Bilder aus der Goßnerschen Missionsarbeit"). Wie stark doch auch seit den Anfangszeiten der Bekehrung die innere geistliche Substanz in der Kirche da ist, zeigt sich in Konfliktsfällen, in denen Kols-Christen, vor eine Entscheidung gestellt, lieber einen wirtschaftlichen Verlust auf sich nehmen als ihren Glauben preisgeben (Beispiel: die Geschichte des Masi-prakasch; - s. Arbeitsheft). Und doch besteht das Urteil der Missionare zu Recht, daß die Wirklichkeit der Kirche nicht der heute bestehenden Verfassung einer selbständigen, mündigen, "autonomen" Kirche entspricht. Gerade in den letzten Jahren ist diese Autonomie der Kols-Kirche von unseren Missionaren als Fassade und Schein durchschaut worden. Die junge Missionskirche bedarf immer noch der Vermehrung und Stärkung ihrer Glaubenssubstanz durch das ältere kirchengeschichtliche Erbe der deutschen Mutterkirche. Sie bedarf der autoritären Führung durch die Missionare.





Bei diesem Anspruch sind unsere Missionare zwar auf die Zustimmung der Mehrheit der Gemeinden, aber auch auf den Widerspruch einer kleinen überbildeten Minderheit von christlichen Führern gestoßen. So kam es zwischen den Missionaren und einzelnen Kirchenführern zu zeitweise unerfreulichen Spannungen, unter denen auch die Arbeit litt: übrigens ein Vorgang, der auf allen Missionsfeldern der Welt zu beobachten ist. Die Missionsleitung in Berlin war sich nicht einen Augenblick über diese Lage auf dem Missionsfeld im unklaren. Aber sie konnte nicht eher wirksam eingreifen, als bis die Eingeborenenkirche ihre eigene Unzulänglichkeit eingestand und einen deutschen Missionar in die oberste Führung der Kirche unter Durchbrechung der bisherigen Kirchenverfassung freiwillig berief. Das ist jetzt geschehen. Präses Lic. Stosch, der bis zum Kriege die Gesamtleitung in Indien innehatte, ist von der indischen Generalsynode einstimmig zum Präsidenten der Kirche gewählt worden. Er reiste Anfang dieses Jahres nach Indien aus und hat in der von 27. - 31. März stattgefundenen Generalsynode der Kirche die Leitung der Missionskirche förmlich übernommen. Damit ist eine Neuordnung der Kirche und in besonderen des Verhältnisses zwischen den Missionaren und der Eingeborenenkirche eingeleitet. An dieser Aktion hat, da die Goßnersche Mission eins der bekanntesten und größten lutherischen Missionsfelder darstellt, das Gesamtluthertum regsten Anteil. Darum hat der Lutherische Weltkonvent in seiner letzten Sitzung des Executiv-Komitees in Amsterdam die Finanzierung der Aktion Stosch beschlossen. Es handelt sich dabei vornehmlich um die Lutherischen Kirchen Amerikas, deren gespannteste Aufmerksamkeit gerade in diesem Augenblick auf die Vorgänge in der Goßnerschen Missionskirche gerichtet ist.

Worauf es der heimatlichen Missionsleitung in besonderen ankommt, ist die Stärkung der Autorität der deutschen Missionare in Raum der Eingeborenenkirche und die Abgrenzung eines selbständigen Arbeitsgebietes für sie. Das ist geschehen. Der Präsident der Kirche, Lic. Stosch, schreibt über seine und unserer Missionare Stellung in der Kirche folgendes:

"Kein Deutscher steht unter einem Inder.

1. Stosch ist Präsident der Kirche mit besonderen Vollmachten;
2. Radsick geht wieder nach Assam als Leiter der Mission dort; Seine Autorität wird nicht bestritten;
3. Kerschis ist Leiter des Theologischen Seminars und Kassierer der Missionare. Kein Inder hat ihn in seine Aenter hineinzureden, nur mit mir hat er sich in beiden Funktionen zu vertragen;
4. Dr. Wolff steht an der Spitze der High-School;





5. Klinik hat jetzt, nach seinem Lehrjahr, die Station Kinkel bekommen. Er ist Ilaka-Chairman (Geschäftsführender Pfarrer oder Superintendent). Die Pastoren des Kirchenkreises sind ihm unterstellt. Auch für die Mission in Jaspur haben wir ihm gleich die Leitung gegeben. Ich habe Klinik gesagt, ich hoffe, er wisse um seine Unerfahrenheit und werde Rat einholen von den Pastoren, die schon länger in der Arbeit ständen. Diese Pastoren habe ich nach der Konferenz einzeln zu mir gebeten und habe sie für dieses nicht so ganz leichte Verhältnis zu den jungen Saheb vorbereitet. Der tüchtige Pastor Laurentius, der in Jaspur arbeitet, sagte mir auf die Bitte, er möge Klinik schön in sein Amt einführen und ihm die Leitung lassen: "Das ist doch ganz selbstverständlich!" Es kam ihm von Herzen.
6. Schulze hat sich mehr und mehr von der Gemeindefarbeit gelöst und ist unumstrittener, höchst selbständiger Organisator der Mission in Gangpur."

Diese Arbeitsaufteilung bedeutet, daß unseren Missionaren in der Tat jene Funktionen anvertraut sind, die die Mission der Eingeborenenkirche, so lange sie noch nicht mündig ist, nicht übergeben darf. Ein deutscher Missionar hat die Gesamtleitung der Kirche, ein anderer die Leitung der höchsten Bildungsanstalt auf dem Missionsfeld, ein Dritter die Verantwortung für den kirchlichen Führernachwuchs, während zwei Missionare von zwei Grenzstationen aus, die das Ausfallstor in die nichtchristlichen Grenzländer bedeuten, den missionarischen Vorstoß zu leiten haben. Es handelt sich dabei um jene Randstaaten im Nordwesten und Süden des Missionsgebiets, von denen Prof. D. Julius Richter urteilt, daß sie viel Frucht versprechen, wenn sich die geeigneten Kräfte für einen neuen Vorstoß finden: Jaspur, Korwaland, Chechari, Surguja im Westen und Bamra und Banai im Süden (Hinweis auf das Arbeitsheft). Ein Sondergebiet stellt Assam da, die Goßnersche Diaspora. Es handelt sich hier um die Sammlung und Betreuung von Tausenden unserer Christen, die aus ihrem Stammesland ausgewandert sind, um in den Teeplantagen Assams Arbeit und Brot zu finden, zugleich aber auch um die Missionierung der heidnischen Plantagenarbeiter, die zur Volks der Kols gehören und gleichfalls nach Tausenden zählen: ein Arbeitsgebiet von großer Verheißung (Hinweis auf Karte und Arbeitsheft).

Wir hoffen, durch die Entsendung von Präses Lic. Stosch und durch die eben aufgezeigte Stationierung unserer Missionar der jungen Kirche den Dienst erfüllen zu können, den ihr die alte Kirche schuldig ist. Auf das Ganze unseres Missionsfeldes gesehen, darf folgendermaßen beurteilt werden:



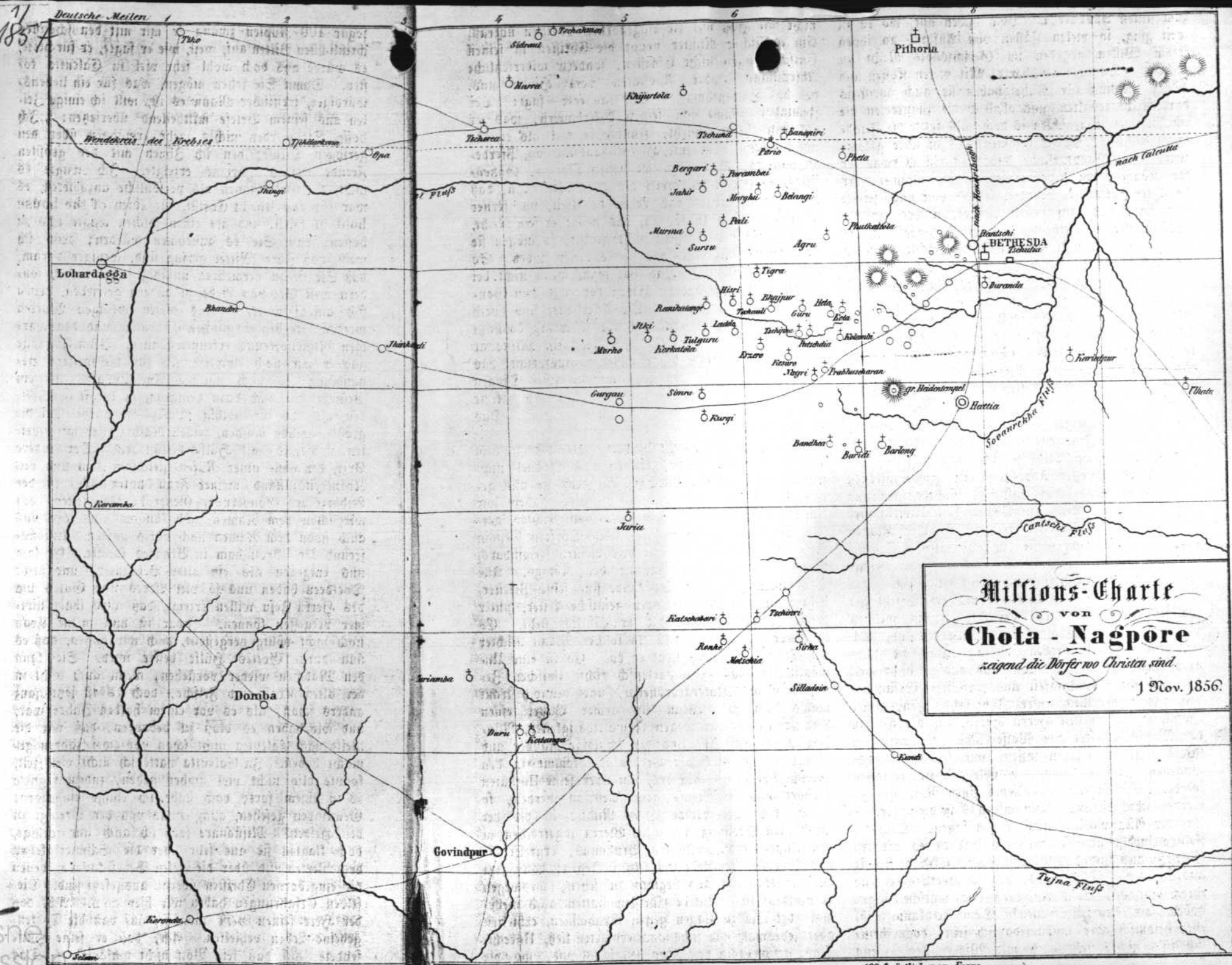


unsere Missionskirche in Wolke der Kols ist eine Kirche zwischen Ostern und Pfingsten. Unsere Missionsgemeinden in Indien sind in den Tod und in das Leben des gekreuzigten und auferstandenen Christus hineingetauft. Was ihnen fehlt, ist die Wiedergeburt durch den Heiligen Geist. Darum ist dies in Blick auf die Missionskirche unser vornehmstes Gebetsanliegen, das zu den ihrigen zu machen wir alle unsere Freunde und auch Sie bitten:

"Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe."



allein treiben. 1857  
 oft nur Hin-  
 lich: sündiges  
 und auch des-  
 l. solche über-  
 unsere Freunde,  
 heim mit uns  
 e Treue und  
 en hat, indem  
 öffnete; zwei-  
 kten nicht die  
 nichts als Hin-  
 diesem kleinen  
 der deutschen  
 fer, oft auch  
 . Wie Viele  
 elium gänzlich  
 sind, wie viele  
 lebende Heiden  
 e alle Freunde  
 hota-Nagpore  
 ger zu ringen  
 e Heerde und  
  
 ben sich viele  
 her geöffneten  
 haben sich der  
 als wäre es  
 n mit diesem  
 recht zu helfen.  
 nd treibt seine  
 Gemeinde zu  
 hier und bald  
 rr seinen Ge-  
 aben wir oft  
 , als gerade  
 ie Absicht hat,  
 dem Lande zu  
 die Zemindars  
 ie sehen, daß  
 mehr wie un-  
 ie sich behan-  
 in die Raune  
 werden, die  
 rem auch für  
 tschaft. Auf  
 te zu hindern  
 wenn sie es  
 ein Ende mit  
 , um sie so  
 Brüder suchen  
 th und Schutz  
 ergebung und









Westliche Hälfte der Kols-Mission.

Ostliche Hälfte der Kols-Mission.

Orte mit zwei Kreuzen sind Missionsstationen. Orte mit einem Kreuz Native-Pastora mit zwei Kreuzen sind Missionsstationen. Orte mit einem Kreuz Native-Pastorate.

4-10





Karte der  
GOSSNERSCHEN MISSION

unter den Kolhs im Jahre 1887

Verlag von Richard Mühlmann in Halle <sup>a</sup>/S.





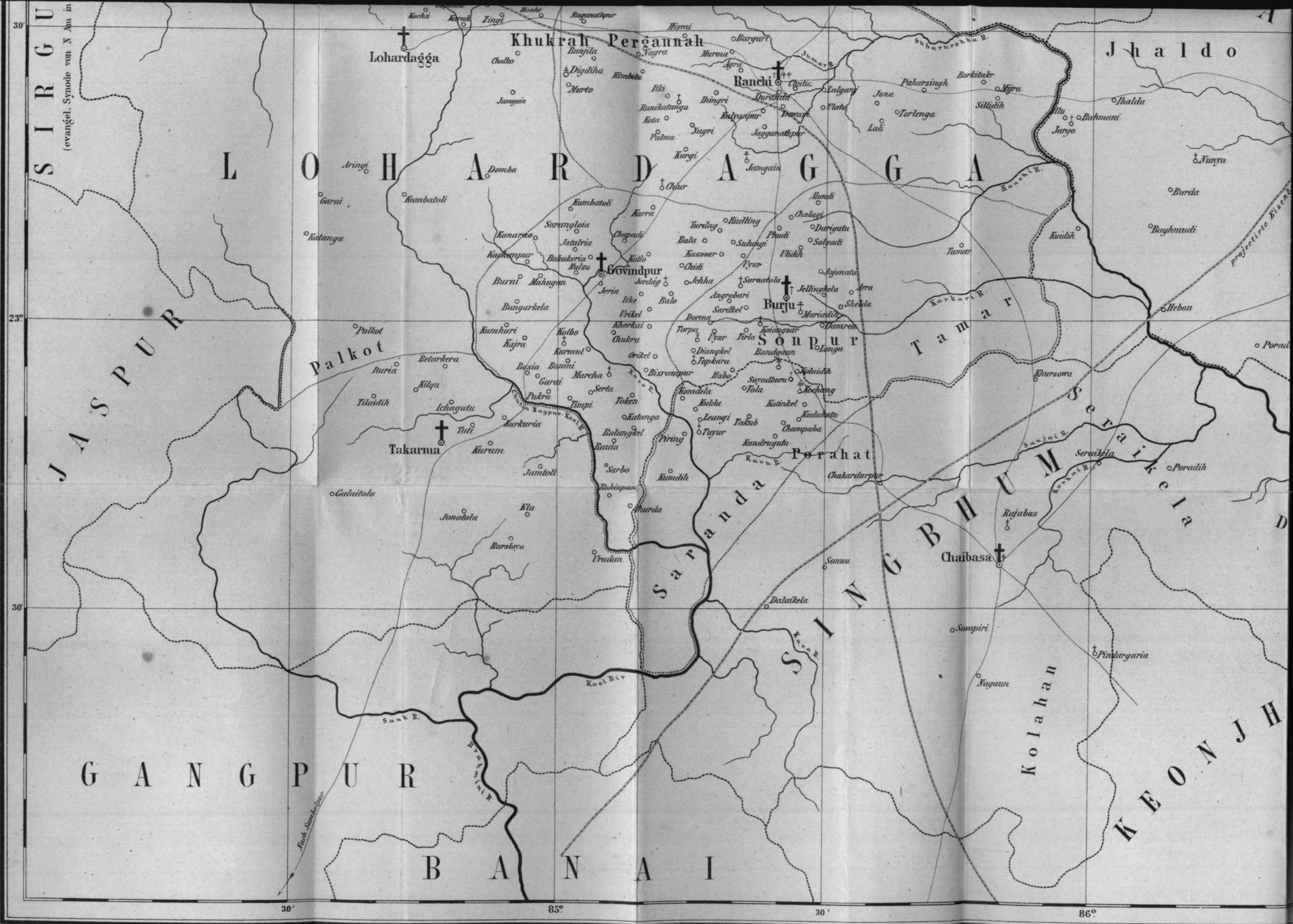
der  
EN MISSION

im Jahre 1887

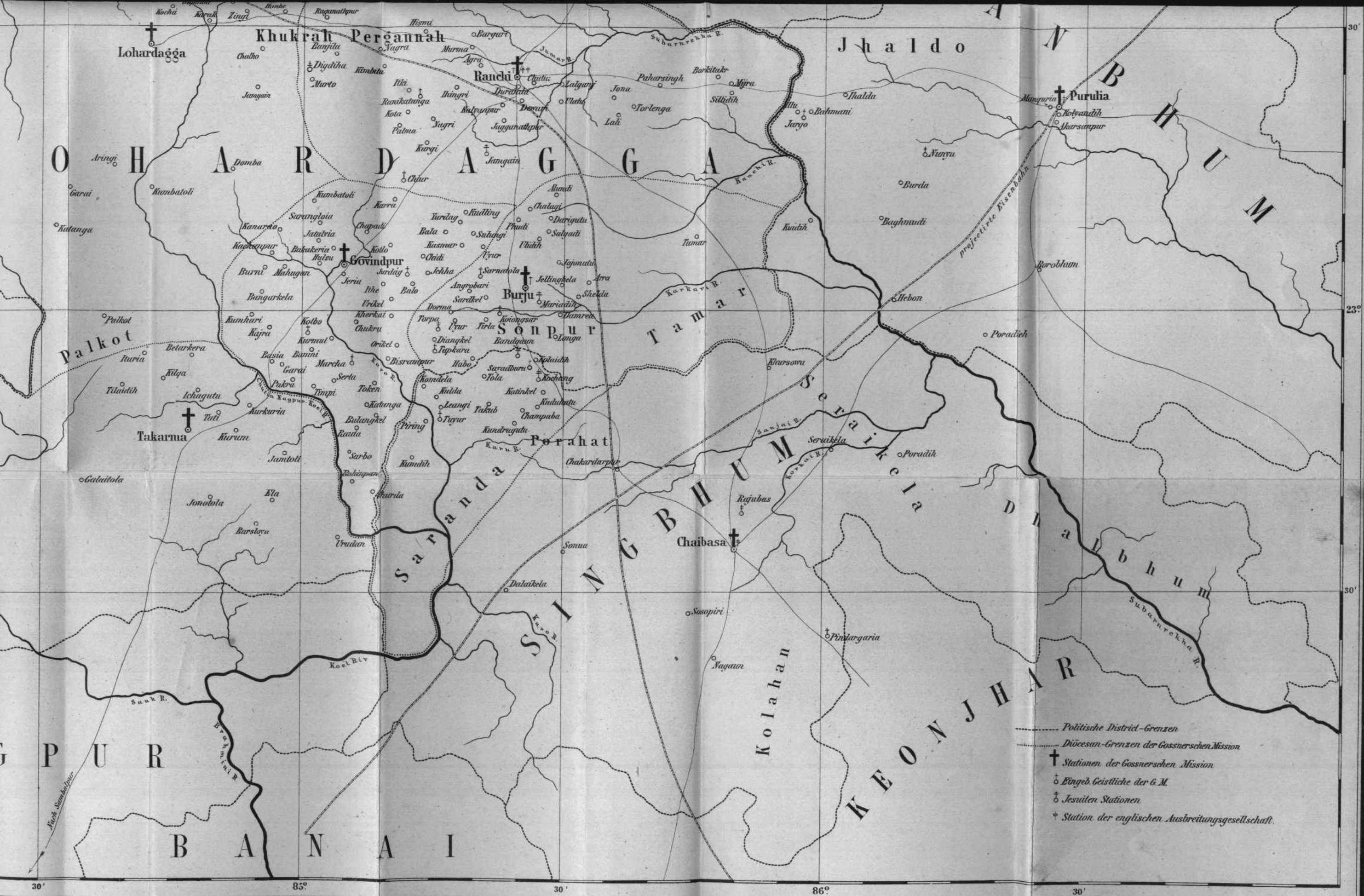
mann in Halle a/S.













Christen sind, schon oft aufgefordert, aus eigenen Mitteln als Denkstein für den alten heimgegangenen „Vater“ ein Katechistenhaus zu bauen. Aber die Dorfbewohner samt Davids Witwe liebten ihre Schätze zu sehr, als daß sie jeder ein Teil für den Herrn gegeben hätten; der alte

David, der stets eine offene Hand hatte, konnte ja kein gutes Beispiel mehr geben. So mußte ich denn mit gutem Beispiel voran gehen und bewilligte der Gemeinde zum Baue eines neuen

Katechistenhauses zunächst 10 Rs. = 14 Mk. Nun machten sich die Leute denn auch sofort an die Arbeit. An einem Sonnabend verließen alle Bewohner bis auf einige Kinder das Dorf, um in den Sangel zu gehen und Aher, eine Art Stroh zum Dachdecken zu schneiden. Als die Leute mittags heimkommen, steht das ganze Dorf

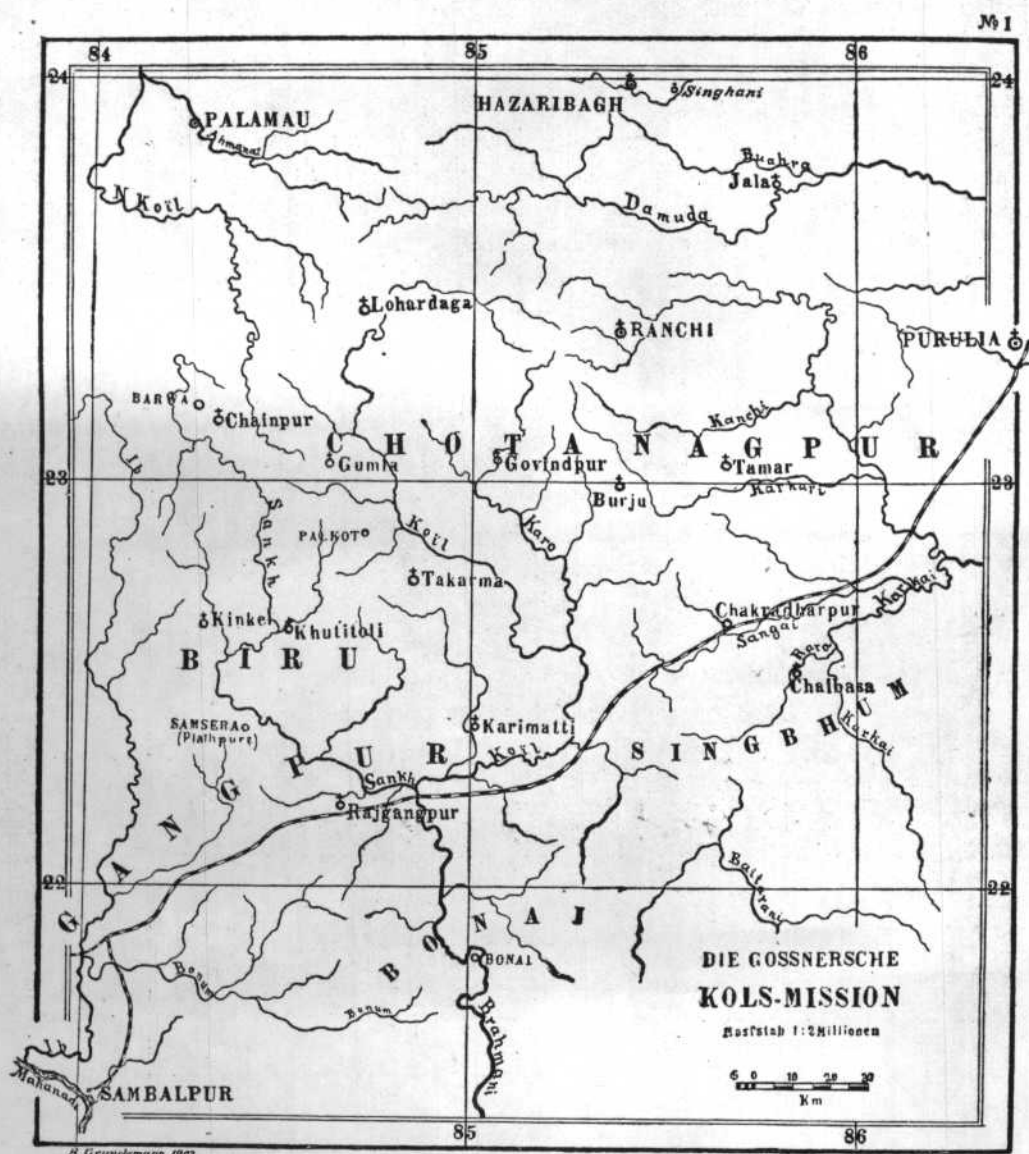
in Flammen. In den Häusern war die ganze ohnehin nicht reiche Ernte geborgen; nun ist fast alles verbrannt. Fast möchte ich sagen, es kommt mir vor wie ein Gottesgericht. Den Bewohnern, die ihre Schätze allzusehr liebten und für das Katechistenhaus nicht ein wenig opfern wollten, nimmt der Herr durch eine Feuersbrunst alles. Aber sollten wir nun etwa die Hände in den Schoß legen und den Armen, die hart bestraft sind, nicht wieder aufhelfen? Der Herr schlägt nieder, aber Er richtet auch wieder auf; Er verwundet, aber Er verbindet auch. Und dazu braucht und will Er unsere Hilfe. Und hier war Hilfe schnell nötig, denn „wer schnell hilft, hilft doppelt“. So nahm ich denn, als ich die traurige Kunde erhielt, meine Armen-Hilfskasse, die nur allein zu solchem Zweck zur Verfügung steht, schüttete sie vor mich auf den Tisch und fand darin 35 Rs. = ca. 50 Mk.; zur Linderung der allerersten Not, hauptsächlich zum Anfang der Neubauten, die in drei

Monaten, d. h. bis zum Einsetzen der Regenzeit, fertig sein müssen, waren, wie ich inzwischen durch zwei gewissenhafte, dorthin geschickte Missionsarbeiter hatte untersuchen lassen, 52 Rs. = ca. 70 Mk. nötig. Da ließ ich schleunigst in meinem Hause, in dem wir gerade lieben Besuch hatten,

und in meiner Lokalgemeinde sammeln, sodaß wir die durchaus nötige Summe zusammen bekamen. Aber liebe Leser, nun stehe ich vor einer leeren Armenhilfskasse, in die ich nach und nach mühsam etwas Geld zu Saatreis für unsere Christen zusammen gesammelt hatte. Ich stehe mit leeren Händen einerseits vor jenem abgebrannten Dorf, andererseits vor meinen übrigen ungefähr siebzig Dörfern, die alle wegen der letztjährigen, unterdurchschnittlichen

Ernte auf meine

und Eure Hilfe angewiesen sind. Tat ich Unrecht, daß ich meine ganze Armen-Hilfskasse für jene unglücklichen Abgebrannten hingab? Liebe Leser, ich tat es, weil ich meine Hoffnung auf den Herrn setzte, der Eure Herzen und Hände öffnen wird, um meine Armen-Hilfskasse wieder zu füllen. Die Regenzeit setzt in ca. 2 Monaten ein, bis dahin setzt mich, liebe Leser, in den Stand, meinen Christen zu helfen; ich habe es ihnen versprochen. Ich habe mich selbst von der Not überzeugt, bin in die meisten der Christenhäuser persönlich hinein „getrochen“ und habe festgestellt, daß meine Christen bis zur nächsten Ernte bei fleißiger Arbeit und gutem Nebenverdienst sich werden mühsam durchschlagen können, aber Saatreis oder Geld zum Ankauf von Saatreis muß ihnen auch diesmal wieder von der Mission vorgeschossen werden. Ich bitte daher herzlich die lieben Leser, insonderheit diejenigen, die mir persönlich nahe stehen, mir zu helfen und mich in den Stand zu setzen, mein Versprechen



R. Grundmann 1903

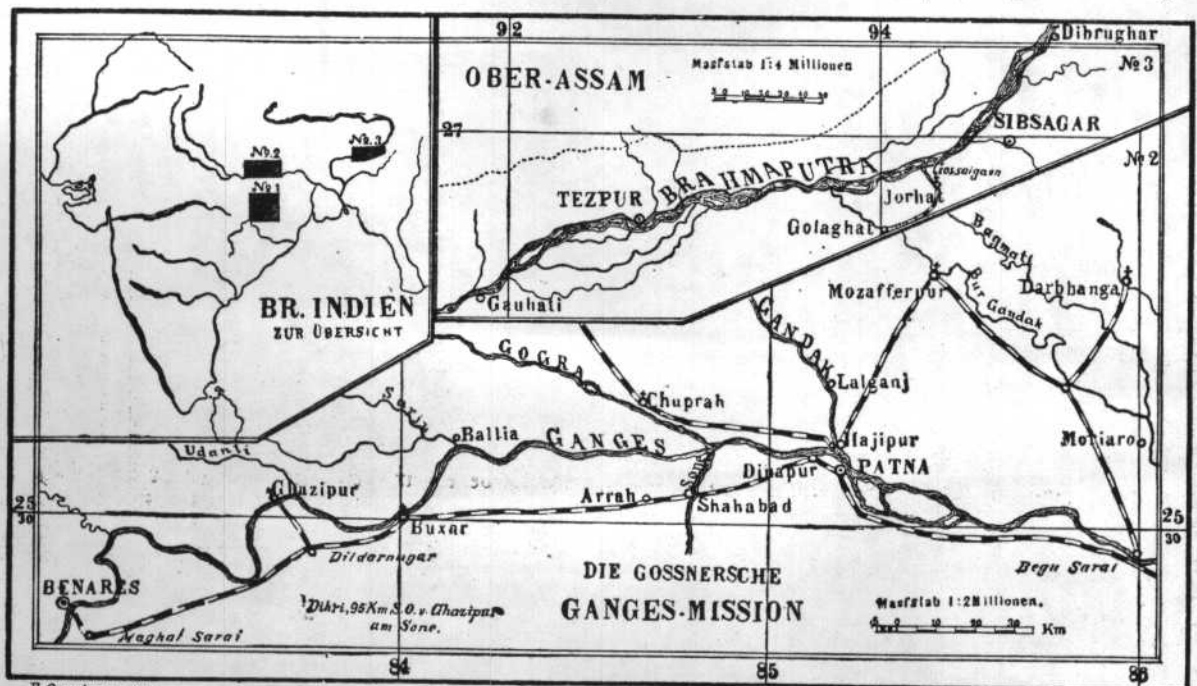




meinen abgebrannten und in Not befindlichen Christen gegenüber einzulösen. Gaben der Liebe bitte ich zu senden mit der Bestimmung für „Chakradharpur“ an das Gossnersche Missionshaus, Friedenau-Berlin, Handjerystraße 19-20.

4. Der Einzug nach Balandabera. Balandabera ist der Name derjenigen meiner Katechistenschäften, die von allen meinen einzelnen Dörfern bei weitem am tiefsten im dicken Jangel liegt. Wir kamen von Süden, von meiner Katechistenstation Takra; es war ein Weg von etwa fünfzehn englischen Meilen zurückzulegen; das sind nur etwa drei deutsche Meilen, an sich ein kurzer Tagesmarsch, aber im dortigen fast undurchdringlichen, steinigen, bergigen, felsigen, zum Teil weglosen Urwald eine stramme Tagesleistung, die uns von morgens sieben Uhr mit zwei Stunden Mittagspause bis an den dunklen Abend in Anspruch nahm. Ja

und kann nicht auf die menschenfressenden Ungeheuer Rücksicht nehmen, zumal in einem Distrikt, wo immer Tiger u. dergl. haufen. Das könnte nun manchem als Leichtsinns oder gar Gottversuchung erscheinen. Nein, wir sind natürlich auch vorsichtig. Nur eine Flinte möchte ich mir nicht mitnehmen, denn erstens habe ich keine, zweitens würde sie einem bei einem eventuellen Angriff wenig nützen; denn es müßte schon ein ganz ausgezeichnete Schuß sein, der einen Tiger sofort kampfunfähig machen sollte, und zu einem zweiten Schusse würde derselbe wohl kaum Zeit lassen. Unsere Vorsichtsmaßregeln sind ganz andere. Niemals trete ich eine solche Tagesreise an, ohne mit meinen Lastträgern zusammen zu beten und uns so unter die schirmende Hand Gottes gestellt zu haben. Dann geht es mutig und fröhlich vorwärts in dem Bewußtsein, daß der obere Feldherr seine



die Wegschwierigkeiten dieses mir bis dahin unbekannten Gebietes waren derartig, daß wir fast noch zwei Stunden in dunkler Nacht im dunklen Walde und dazu an einem steilen Abhänge zu gehen, ja manchmal auf „allen Vieren“ zu kriechen hatten. Dazu kam noch die stete Gefahr vor wilden Tieren, Tigern und Elephanten. Wir alle wußten, daß in dem letzten Monat ungefähr 25 Menschen dem Tiger zum Opfer gefallen waren, und das gerade in dem Teile des Jangels, in dem wir uns befanden. Verschiedentlich war ich von Engländern gewarnt worden, den Jangel jezt zu betreten, wenigstens nicht ohne tüchtigen Schützen und tüchtige Schußwaffen. Aber mir kam dies zu lächerlich vor, sich unter den Schutz so geringfügiger Hilfsmittel zu stellen, da wir uns ja doch im Schutze eines viel Höheren und Stärkeren wußten. Ich sage mir immer, wenn ich auf meinen Reisen einen so gefährlichen Jangel passieren muß: „um vom Tiger gefressen zu werden, bin ich nicht nach Indien gekommen.“ Und wenn man nicht aus Materiellem sich in Gefahr begibt, dann wird man auch nicht darin umkommen. Wir können unsere Reisen doch einmal nicht verlegen; kommt die kalte Zeit heran, so muß man hinaus

Streiter schon schützen wird. Dann reisen wir gewöhnlich niemals nachts oder bei Dunkelheit; obige Nachtreise war eine unbeabsichtigte Ausnahme. Auf der Reise müssen alle meine Lastträger und sonstigen Begleiter (damals waren wir ungefähr zwanzig Personen, da sich uns reisende Christen angeschlossen hatten) eine geschlossene Kette bilden; droht Gefahr, wird Ohren betäubender Lärm gemacht, der auch hungrige Raubtiere zurückschreckt. So habe ich eigentlich niemals viel Mühe gehabt, um die nötigen Lastträger zu bekommen, obgleich mir ein englischer Beamter beim Antritt der Reise sagte: „Sie werden heutzutage keine Kulis mit durch den gefährlichen Jangel bekommen.“ Die Lastträger sagen gewöhnlich: „Mit einem Missionar gehen wir immer.“

So befanden wir uns denn nach des Tages Last und Hitze bei eintretender Dunkelheit (es war Dezember, abends 7 Uhr!) mitten im Walde auf dem Abhänge eines Berges. Der Mond begann soeben seine ersten Silberstrahlen über des Berges Rücken zu uns zu senden. Ich hatte noch niemals das Ziel unsrer Wünsche (Balandabera) gesehen, mußte mich also ganz auf meine ermüdeten, hungrigen Lastträger verlassen. Da stellt es sich schließlich heraus, daß









25-46  
5. November 1941.

Herrn  
Pastor Lic. Holsten

M./Re. Hasbergen  
Kr. Osnabrück

Sehr geehrter, lieber Herr Pastor !

Endlich ist das Tagebuch von Missionar John aufgefunden worden. Sie erhalten es hiermit sogleich.

Ferner lege ich Abschriften einiger Artikel aus der "Biene" bei. Ich vermute allerdings, daß das meiste für Sie schon bekannt ist. Die "Bienen-Bände" 1868 - 1873 und 1914 - 1918 haben wir nicht durchgesehen, da diese Bände sich noch bei Ihnen befinden.

In Beantwortung Ihrer Karte vom 29. 10. teile ich Ihnen mit, daß wir noch die Schriften "Priscilla" und "Dhimi Kalcho" haben. Allerdings ist die Stückzahl hierbei auch begrenzt. Ansichtspostkarten sind auch noch vorrätig.

Von Herrn Missionsinspektor Lokies ist nichts Neues zu berichten. Hier im Hause ist sonst alles beim alten. Im übrigen erfreuen wir uns trotz Vollmond bereits seit 6 Wochen ungestörter Nachtruhe. Hoffentlich geht es Ihnen ähnlich.

Mit freundlichen Grüßen aus dem Missionshause

Ihr

11-28



*nicht  
fortf. Gr. an  
500 Kopien Mission!  
Be.*

*Bibliothek*

*01-4*

STETERBURGER

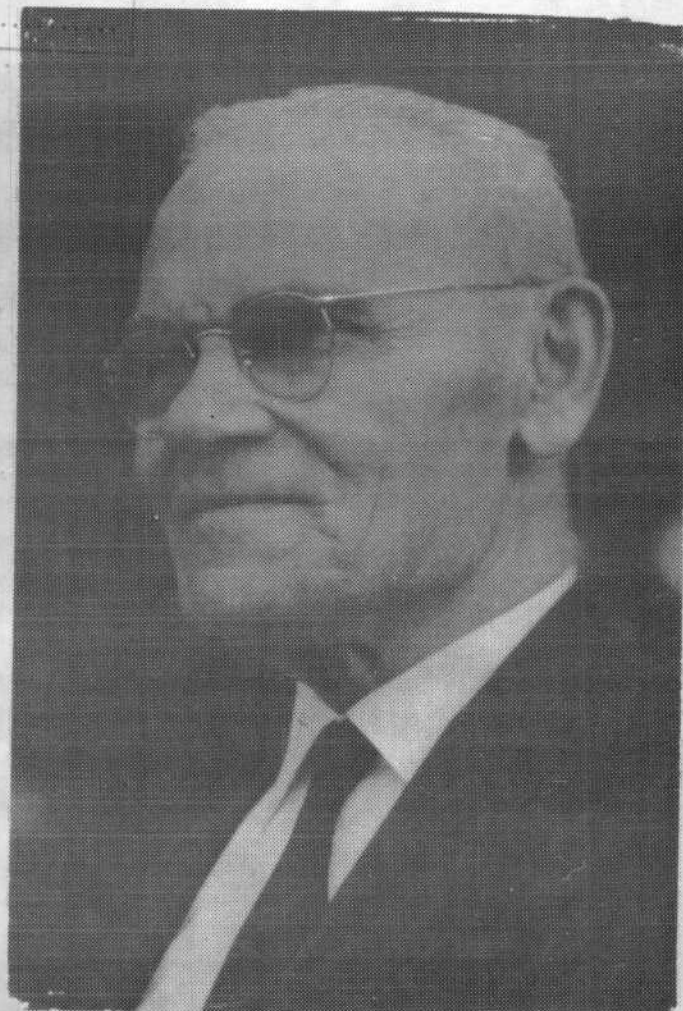
# GEMEINDEBRIEF

EINGETRAGEN

EV. LUTH. KIRCHENGEMEINDE STETERBURG

10. JAN. 1978

Erledigt .....



WILHELM RADSICK 1877-1965

## Gedenken an Wilhelm Radsick

Zum 100. Male jährte sich jetzt am 7. November der Geburtstag von Wilhelm Radsick, dem früheren Missionar (der Gossner+Mission) in Indien und später Seelsorger in Steterburg. Das ist für die Gemeinde, der er noch im hohen Alter höchst aktiv angehörte, Anlaß genug, seiner in Dankbarkeit zu gedenken auch im Sinne des Wortes aus dem Hebräerbrief (Kap. 13, V.7.): DENKT AN EURE LEHRER ....!

Auf die Frage nach denen, die ihnen in den Nachkriegsjahren DAS WORT GOTTES GESAGT HABEN, können die älteren Glieder der Steterburger Gemeinde nicht umhin, mehrmals den Namen Radsick zu nennen: Kurt-Otto Radsick, den Sohn, dann die Mutter, Margarethe Radsick, die hier nicht ungenannt bleiben darf, und den Vater Radsick.

Aus der Internierung während des zweiten Weltkrieges endlich zu seiner Familie zurückgekehrt, wurde der Vater im Ruhestandsalter noch des Sohnes Gemeindehelfer, auch wenn er als Mann der Mission und als entschiedener Vertreter der missionierenden Kirche nur schlecht hineinpaßte in unsere Volks- und Landeskirche. Ob sie ihm nicht wie ein Missionsfeld vorkommen mußte?

Jedenfalls gehörte es sich für den Siebzigjährigen, nicht auszuruhen und auch nach dem Gemeindewechsel des Sohnes durch Verkündigung in Predigt und Seelsorge den Botendienst auszuüben, zu dem er sich immer noch gesandt wußte. Und das machte ihn - nach wie vor einem Oberschenkelhalsbruch! - geradezu unermüdlich in dem Dienst, der sich bis in die Häuser und Familien erstreckte und besonders den ihm anvertrauten Patienten im damaligen Krankenhaus Drütte jahrelang zugute kam.

UND NEHMT EUCH IHREN GLAUBEN ZUM VORBILD! - heißt es im Blick auf Menschen des Glaubens, und Wilhelm Radsick gehörte zu ihnen. Der Glaube, der ihn be-seelte, äußerte sich in einer Gewißheit und Freudigkeit, wie sie einem selten begegnen. Und das Vorbildliche an diesem Glauben - was ist das? Gemeint ist ja der Glaube an Jesus Christus, der allein-seligmachende Glaube also, wie man ihn gern genannt hat.

Nun zeigt aber der Glaube von Vater Radsick, daß er in dem Maße, wie er selig macht, auch einen Menschen tauglich macht - "tauglich zum Dienst an den Mitmenschen. Und die aktive Bereitschaft dazu kennzeichnet das Leben des Genannten. Waren die Gesundheit bewundernswert und die Rüstigkeit, die ihm bis ins hohe Alter erhalten blieben, so gilt das erst recht von seiner Dienstbereitschaft.

Seitdem er zum Glauben gekommen, wußte er sich nicht nur zur „Seligkeit“ berufen, sondern auch dazu, seinen Mitmenschen zu dem seligmachenden oder (dem Urtext gemäß) "rettenden" Glauben zu verhelfen und so seinem Herrn zu dienen.

Diesen Dienst trat er an, als er sich in jungen Jahren entschlossen hatte, Missionar zu werden. Diesen Dienst versah er noch als Pastor i.R. in Sterterburg. Und wer ihn da erst kennenlernte und dann brüderliche Verbundenheit - bis zur Gebetsgemeinschaft - mit ihm erfahren durfte, der merkte bald, wie sehr sein Leben im Zeichen der Buße stand. Ja, das bekam auch bald Verständnis dafür, daß er dieses für-manchen unschöne Wort sogar liebte. Und warum auch nicht? Muß sie doch wahrhaft schön sein, die "Buße", die so fröhlich macht und so beweglich und so tauglich!

Und noch eins: SEHT AUF IHR ENDE! Als Wilhelm Radsick im 88. Lebensjahr zu einer Augenoperation ins Krankenhaus kam, war das der Anfang vom Ende. Er rechnete freilich nicht damit, erhoffte vielmehr von dem Eingriff eine Erleichterung für seinen weiteren Dienst und wird - gewiß nicht weniger oft

und flehentlich als der Apostel Paulus - vom HERRN erbeten haben, ihm abzunehmen, was ihn daran hinderte.

Die Operation verlief gut. Es kam dann aber seine Gethsemane-Nacht, in der ihm nicht erspart blieb, sich durchzuringen zu dem Bekenntnis: Dein Wille geschehe! Und gerade da durfte sein Glaube sich vollends bewähren und so wie wohl nie zuvor DEN HERRN beim Wort nehmen, der da sagt: Meine Gnade genügt dir (2. Kor. 12,9).

So endete am 20. Juni 1965 nicht irgendein Lebenslauf, der vor hundert Jahren begann. "Seht auf sein Ende!" Es ist sehenswert. Warum? Weil es kein Ende ohne Anfang ist, denn "Wunder sollen schauen, die sich auf SEIN wahrhaftig Wort verlassen und ~~ihm~~ ihm trauen".

W. Wedekind, Pastor i.R.

# Jesus Christus

Um was  
ich mich  
in meinem  
langen Leben  
bemüht habe,  
war in  
zunehmendem Maße,  
diesen Namen  
hervorzuheben  
und zu sagen:  
dort ... !  
Es ist in  
keinem Namen  
Heil als in  
diesem Namen.

Dort ist  
der Antrieb  
zur Arbeit,  
zum Kampf,  
auch der Antrieb  
zu Gemeinschaft,  
zum Mitmenschen.  
Dort ist alles,  
was ich in meinem  
Leben in  
Schwachheit  
und Torheit  
probiert habe.  
Dort ist es.

Karl Barth



29.9.41.

Lieben Frau Weylisch!

darin es möglich sein, das Jahr Dr. S., wenn er  
noch lebend ist, für mich, die Lieder seit 1864 nach  
Nachrichten über dessen Leben in Amerika druck-  
fassen. Ich habe anderswo bereits zu diesem Thema geäußert  
das mich sehr tieflich nicht mehr interessiert.

2. Wenn: Das deutsche Gelfen nach Österreich,  
 um ein neues Thier zu dithieren, ist sehr gut mit  
 besprochen und bringt uns keine neuen Anzeichen.  
 3. ob zu vermeiden, wenn es möglich ein neues  
 Thier nach Gelfen zu setzen, um ein neues dithierisches  
 Thier zu dithieren? 4. weil sehr gut  
 der Geist im dithierischen? 5. weil sehr gut  
 na. Gelfen.

Absender: .....

P. Lic. W. Holsten  
Hasbergen b. Osnabrück

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschliessfachnummer

Postkarte



*Jan*

*Mission für die Missionen*

*Berlin-Friedrich*

*Januar 19/20*

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschliessfachnummer

1394

11.5.41.

Lieber Lieberer Lieber!

Es ist mir leider nicht möglich, am Donnerstag zu kommen. Sollte denn nicht am 15. das Gottesdienst in Niespach? Zu Punkt 5 möchte ich fragen, daß es mir, da ich das Missionswesen in der Mission in "Freiburg" habe, nicht sein, wenn sie mich von Aufstellung an in der Mission veranlassen, wie mich selbst ich mir nicht zu Geist kommen, und ich mich selbst (personell) ist die von Mission in. Religionen (Missionsgesellschaft). Ich bin von Österreich ich mir bereit, eine Befragung zu geben, mein Mangelhaft habe ich mir selbst, damit ich die Mission auf mich selbst im Falle nicht beendete. Ich nicht selbst mich selbst. Mein Amt und ich selbst mich selbst.

Mit herzlichem Gruß

40/41  
Joh. G. G.

Absender:

P. Lio. W. Holsten  
Hambur 127 b. Gossnerstr.

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschloßnummer

Postkarte



Gossnerische Missionsgesellschaft  
Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschloßnummer

12. 33

△ C 154 Din A 8



Jesberg, den 2.3. 1941

Lieber Herr Pastor!

Ich dank Ihnen herzlich für Ihren Brief vom 22.2. Mir war die  
Gefahr bei Beginn der Kämpfe sehr bedauerlich bekannt und noch  
schwer, d. h. schwer, weil ich einige von meinen Missionen kennen  
kann, jedoch schwerer noch untergebracht werden konnte.  
Künftig ist Ihnen noch nicht bekannt, daß ich Mitbestimmung der  
„Gesellschaft für ev. Mission“ für meine hier mit mir geführte  
„Mission in Ostafrika“ des Gebiet der christlichen Mission in: Nili-  
gion Missionen zu betreiben habe. Ich bin mir sehr wohl  
bewußt. Dabei möchte ich mir den Wunsch, die Gesellschaft der  
Gesellschaft Mission als neuen Freund der gesunden mission  
Nili missionen für die Missionen „Mission in Ostafrika“  
Missionen zu lassen bei Gedächtnis. Damit möchte ich zeigen  
die Gesellschaft Mission der Zeit und ihre Zeit geben, aber ihre Zeit  
mit größerer Geduld und Wissen, als wenn es in ihrem  
Missionen. Außerdem soll ich Ihnen noch  
Kritik mit dem Eifer mir mitgeteilt, daß sie längere  
als Jubiläumsgesellschaft eingeweiht werden können, und ich  
sich günstige Ansichten zeigen. Wenn Gott mir eine  
von einigen Menschen durch die Zeit, könnte sie die Zeit  
zu einem glücklichen Ende kommen. Ich habe, die Kritik  
sich die Gesellschaft der Ges. Missionen bestimmt mich mich zu einigen  
Zurückführung in Erinnerung von Missionen, und ich  
betonen sie allerdings mich immer eine gewisse For-  
derung. Nur, die werden sich noch zu werden wissen.

Hochachtungsvoll unter dem Bilde eines zu großen Gefühlsleidens stehen,  
wird es ja gut sein, die Gedächtnisheit eines Kindes zuweilen zu  
lassen. - Für alles unter dem besten Dank.

Ganz lieblich mit den Ihrigen grüßend  
Ihr  
M. G. Gossner

587

20. November 1940

Lo/Mi.

An den  
Verlag B. Herder

Freiburg (Breisgau)

Auf unsere Anfrage vom 5. d. M. hat uns die Herdersche Buchhandlung in Berlin W 8, Französische Str. 34, in Ihrem Auftrage eine Auskunft erteilt. Hiernach ist eine Beschaffung der gewünschten Nummern der Zeitschrift und der nach dem Weltkriege in Buchform erschienenen Histoire de la Mission du Bengale Occidentale par le Père H. Sosson zur Zeit nicht möglich. U. a. wird uns von der Berliner Stelle mitgeteilt, dass die Adresse der Zeitschrift nicht hat festgestellt werden können.

Wir geben dieselbe hiermit an; in der uns vorliegenden Nummer vom Juli 1914 sind angegeben: Direction des Missions Belges S.I. Collège Saint Michel, Boulevard Saint Michel 22, Bruxelles; Delhomme et Brigaet, B. Herder, Editeur Pontifical, Fribourg i. Br.. In einer Nummer aus dem Jahre 1924 ist als Anschrift der Direction des Missions Belges Boulevard Saint Michel 24, Bruxelles angegeben.

Die letzte uns vorliegende Nummer vom Dezember 1926 enthält die Mitteilung, dass die Direktion nach Löwen (Louvain) Belgique, 11 rue des Récollets verlegt ist.

Vielleicht gelingt es, auf Grund dieser Hinweise nachträglich noch einiges festzustellen. Die Berliner Buchhandlung sagte uns, dass sie hier über das Katalogmaterial nicht verfüge.

Mit vielem Dank für alle Bemühungen im voraus

Heil Hitler!

+  
83 rue de Rennes, Paris,







1572  
19. November 1940

Lo/Mi.

Herrn  
Bibliotheksrat Lic. Smend

Berlin-Schmargendorf

Zoppoter Str. 13

Sehr verehrter Herr Smend!

Wir sind dabei, die Geschichte unserer Gossnerschen Mission zu schreiben, und hätten dazu gern auch die Geschichte der belgischen Jesuitenmission, die uns benachbart arbeitet, nachzulesen. Nun ist vor einiger Zeit in der katholischen Missionszeitschrift: "Missions Belges de la Compagnie des Jesus" unmittelbar vor dem Weltkriege eine Geschichte dieser Mission in Indien veröffentlicht worden (Histoire de la Mission par le Père H. Sosson, S.I.). Die entsprechenden Nummern liegen uns nur bis zum August 1914 vor. Die letzte Juli-Nummer schliesst mit dem Jahre 1840 ab. In den nach Ende des Weltkrieges erschienenen Heften ist dann eine Histoire de la Mission du Bengale occidentale angezeigt. Der Verfasser ist wiederum der P. H. Sosson. Es ist möglich, dass dieselbe eine zusammengefasste Darstellung in Buchform ist. In den unmittelbar nach Ausbruch des Weltkrieges erschienenen Heften, etwa August, September, Oktober 1914, dürfte für uns wertvolles Material enthalten sein, da in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die kritische Zeit der Uebertritte in die katholische bzw. englische Kirche gewürdigt sein müsste.

Wir wären Ihnen nun sehr dankbar, wenn Sie irgend jemand in der Staatsbibliothek nachforschen liessen, ob die betr. Nummern - bis zum Abschluss des Aufsatzes - und evtl. das oben bezeichnete Werk in Buchform, das mit den Veröffentlichungen in der Zeitschrift nicht identisch zu sein braucht, in der Staatsbibliothek erhältlich sind.

Die Redaktion der Zeitschrift befindet sich in Brüssel: Direction des Missions Belges, Collège Saint Michel, Boulevard Saint Michel 22 Bruxelles. Die Expedition hat M. Ch. Bulens, Editeur, rue Terre Neuve 75, Bruxelles. Bis zum Weltkriege hat der Herderverlag in Freiburg gleichfalls den Vertrieb der Zeitschrift gehabt. Eine Anfrage bei diesem Verlag hat zu keinem Erfolge geführt.

Für Ihre Bemühungen herzlichen Dank im voraus und freundlichen Gruss

Ihr  
sehr ergebener

1242

1242

1242

1242

1242

1242

1242

1242

1242

1242

1242



2481

5. November 1940

An den  
Verlag von B. Herder  
Freiburg (Breisgau)

Die Zeitschrift "Missions Belges de la Compagnie de Jesus" veröffentlicht in ihren vor dem Weltkrieg 1914 - 18 erschienenen Heften eine Geschichte der Mission in Indien (Histoire de la Mission par le Père H. Sosson S. I.), die im Juliheft 1914 etwa mit dem Jahre 1840 abschliesst. Weitere Hefte aus der Zeit des Weltkrieges, in welcher die Veröffentlichungen zum Abschluss gekommen sein dürften, liegen hier nicht vor.

Es wird um gefällige Auskunft gebeten, ob durch Ihren Verlag die fehlenden Hefte - es könnte sich nur um solche aus den Jahren 1914 und 15 handeln - direkt bezogen werden können, oder ob eine Lieferung durch die Direction des Missions Belges in Brüssel zur Zeit in Frage kommt. - Ist die "Histoire de la Mission" eventuell später in Buchform erschienen und lieferbar?

In einer Nummer derselben Zeitschrift aus dem Jahre 1926 (Aprilheft) ist eine "Histoire de la Mission du Bengale Occidentale" par le Père Henri Sosson S.J. angezeigt.

1481

8. November 1940

an den  
Verlag von E. Gossner  
Leipzig (Deutschland)

Die Zeitungs-Veröffentlichung des Jahres 1939  
veröffentlicht in dem von der Zeitungs-Veröffentlichung  
unter einer besonderen Vorbedingung in der Zeitungs-Veröffentlichung  
von der Zeitungs-Veröffentlichung (Jahres 1939) ist eine  
sehr wichtige Angelegenheit, welche sich aus der Zeitungs-Veröffentlichung  
in der Zeitungs-Veröffentlichung und der Zeitungs-Veröffentlichung  
nicht ableiten lässt.  
Es wird im Zeitungs-Veröffentlichung, so durch den Verlag  
die Zeitungs-Veröffentlichung - es könnte also nur von solchen aus den Jahren  
1939 und 1940 heraus - direkt heraus gegeben werden, oder von einer  
Person, die die Zeitungs-Veröffentlichung der Zeitungs-Veröffentlichung zur Zeit  
in der Zeitungs-Veröffentlichung - ist die Zeitungs-Veröffentlichung ebenfalls  
in der Zeitungs-Veröffentlichung und der Zeitungs-Veröffentlichung  
in der Zeitungs-Veröffentlichung der Zeitungs-Veröffentlichung aus dem Jahre 1939  
in der Zeitungs-Veröffentlichung der Zeitungs-Veröffentlichung der Zeitungs-Veröffentlichung  
mit der Zeitungs-Veröffentlichung der Zeitungs-Veröffentlichung.



1284

17. Juni 1939

Herrn  
Oberkonsistorialrat  
D. A. W. Schreiber

Lo/Mi.

B r e m e n

Osterdeich 84

Sehr verehrter Herr Oberkonsistorialrat!

In den persönlichen Akten Gossners finde ich jetzt die Notiz, dass die ersten drei Schwestern aus dem Elisabeth-Krankenhaus, Auguste Winter, Dorothea Feldner und Sophie Wernicke, am 27. Mai 1840 nach Ostindien in die Gangesmission abgeordnet worden sind. Alle drei haben später in Indien Missionare geheiratet.

Eine Abschrift des Briefes von Pfarrer Dr. Burgwitz mit der in den Akten des Elisabeth-Krankenhauses gefundenen Notiz aus dem Jahre 1842 füge ich bei.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

sehr ergebener

Julius!

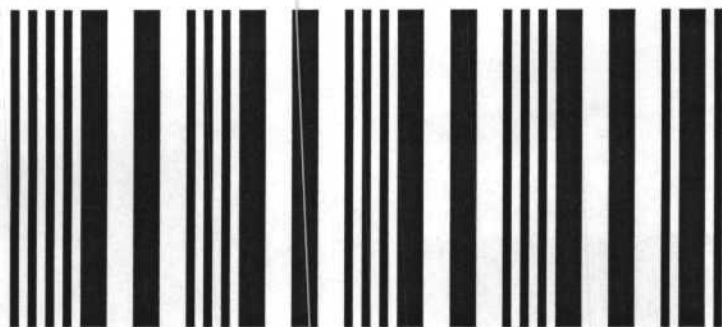
Lottie

15

1900

John

Thompson

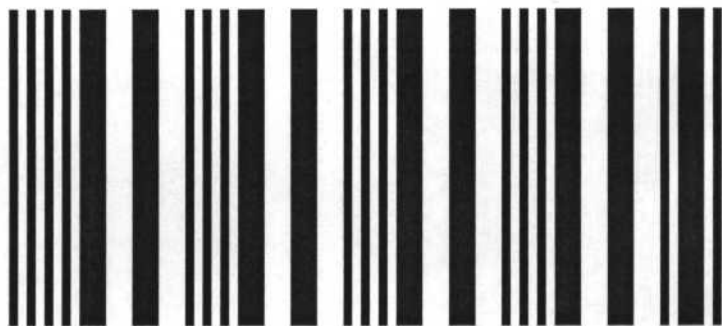


00000000

Anfang

ଆମେ





00000000

Ende

## Sonderdruck aus „Die Diafonisse“

Herausgegeben vom Kaiserswerther Verband deutscher Diafonissen-Mutterhäuser und  
der Kaiserswerther Generalkonferenz. Heft 9, 1937, 12. Jahrgang.

---

### Göfner und die ersten Schwestern im „Elisabeth-Krankenhaus“

(Ein Rückblick auf die Zeit vor 100 Jahren\*)

Von W. Frhr. von Rotenhan,  
Pfarrer am Elisabeth-Diafonissen- und Krankenhaus in Berlin

Die Hundertjahrfeier der weiblichen Diafonie haben wir in Kaiserswerth begangen. Es wird nicht lange dauern, dann werden auch die Diafonissenmutterhäuser, deren Gründung auf Fliedners Anregung hin und unter seiner Mitwirkung geschah, ihr Hundertjahrfeier feiern. In diesem Jahr, am 10. Oktober, wird nun aber ein Mutterhaus des Kaiserswerther Verbandes jubilieren, dessen Gründung weder unmittelbar noch mittelbar auf Theodor Fliedner zurückgeht, dessen Geschichte erst in den sechziger Jahren in die Kaiserswerther Linie einmündete, in dem aber doch von Anfang Diafonissenarbeit im wahrsten Sinne des Wortes verrichtet wurde, das Elisabeth-Diafonissen- und Krankenhaus in Berlin, in der ersten Zeit seines Bestehens nur Elisabethkrankenhaus genannt\*\*). Dieses Haus hat einen ganz eigenartigen Werdegang gehabt, wie denn sein Stifter, der berühmte Berliner Erweckungsprediger Johannes Göfner, eine durchaus originelle Persönlichkeit gewesen ist. Schon der äußere Lebensgang dieses Mannes vom katholischen Landpfarrer in Südbayern bis zum evangelischen Pfarrer der Bethlehemskirche in Berlin trägt ganz eigenartigen Charakter. Es dürfte einzigartig dastehen, daß ein Mann, der in tiefster Seele von Christus erfasst und von der Wahrheit des biblischen Evangeliums nach reformatorischem Verständnis durchdrungen ist, noch ein Menschenalter in der katholischen Kirche aushält und in ihr das reine Evangelium predigt, trotzdem seine Kirche ihn nicht will, durchdrungen davon, daß dies Gottes Weg und Gottes Wille sei, damit gerade in dieser Kirche recht viele vom Evangelium erreicht würden, bis dann doch diese Kirche ihn end-

\*) Zum Grundsätzlichen vergleiche „Die Diafonisse“ 1932, Heft 4 und 5, Herbst: Johannes Evangelista Göfner.

\*\*) Das Haus hat eine Festschrift herausgegeben, die bei der Mutterhausverwaltung angefordert werden kann.

gütig von sich stößt und Gott ihm einen anderen Weg weist, als er ihn gehen zu müssen geglaubt hatte.

Ströme des Segens sind von diesem Mann ausgegangen. Unzählige sind von ihm zu Christus geführt worden. Kein Mann hat so viele Missionare ausgebildet und unter die Heiden gesandt, wie er. Keiner empfand aber auch so tief im Gewissen wie er vor hundert Jahren die Schuld, die die Kirche damit auf sich geladen hatte, daß sie so wenig zur Abhilfe der schreienden sozialen Nöte getan, die damals in Berlin vorhanden waren. Er lernte dieses mannigfache soziale Elend auf seinen Seelsorgergängen reichlich kennen. Untätig daneben stehen zu bleiben war ihm eine innere Unmöglichkeit. Schon wenige Jahre nach seinem Amtsantritt in Berlin hatte er einen Männer- und einen Frauenkrankenverein ins Leben gerufen. Plamäßig wurde hier Krankenbetreuung durch Besuche, Nachtwachen, Unterstützungen usw. organisiert. Gohner sorgte dafür, daß gründliche Arbeit getan wurde. Und weil man sich nicht mit oberflächlichem Handeln begnügte, wurde man dazu geführt, den Besitz eines Krankenhauses ins Auge zu fassen, in dem man hilflose Kranke pflegen wollte.

Die Geschichte unseres Hauses, des ersten caritativen Krankenhauses in Berlin, ist sowohl im Hinblick auf die Kirchengeschichte unserer Hauptstadt, wie auf die Geschichte des modernen Krankenhauses interessant. Nicht um medizinischer Interessen willen ins Leben gerufen, hat unser Haus doch sehr wesentlich dazu beigetragen, den herrschend gewordenen Typ des Großstadtkrankenhauses mit zu erarbeiten. Vor allem sind in der Berliner Bevölkerung die Vorurteile gegen Krankenhausbehandlung hier erstmalig wirksam bekämpft und gebrochen worden. Das konnte nur dadurch geschehen, daß denen, die hier betreut wurden, etwas entgegentrat, was sie bisher in dieser Weise nirgends gefunden hatten, echte Liebe, die nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus der Gemeinschaft mit dem Heilande stammt. Solche Liebe, die sich im Dienst verzehrte und aufopferte, ward ihnen von denen teilte, die sie pflegten, von den Schwestern, die Gohner hier heranzubildete und denen er im Bewußtsein seines Auftrages den Dienst im Sinne der Diaconie Jesu Christi übertrug.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß wir in diesen Schwestern die ersten Diaconissen Berlins zu erblicken haben. Gohner vermeidet zwar diesen Namen geflissentlich. In seiner aus dem Jahre 1844 stammenden Schwesterninstruktion findet sich das Wort Diaconissen überhaupt nicht. An anderer Stelle freilich fließt ihm dieser Name doch in die Feder. An dem biblischen Ehrentitel der Phoebe kommt Gohner nicht vorüber. Aber an der Einschränkung, die er einmal macht: „Wenn man fremde Namen will, Diaconissen“ merkt man, wie wenig gern er an dieses Wort herangeht. Dienerinnen, Pflegerinnen, Wärterinnen, evangelische barmherzige Schwestern, so pflegt er sie zu nennen. Daß er sie mit „Schwester“ anredete, geht einmal aus einer Mahnung in der genannten Instruktion hervor: „Je ungeduldiger der Kranke, desto geduldiger mußt du sein, liebe Schwester!“ Die Vermeidung des Namens „Diaconisse“ ist auffällig. Er hatte wohl eine Abneigung gegen einen neuen kirchlichen Stand und Beruf<sup>\*)</sup>. Es spielte dabei wohl auch der absolute Selbstständigkeitsdrang mit, der in diesem Manne lebte, der ihn ganz unabhängig von Fliedner seinen Weg gehen ließ. Es liegt ja hier eine jener geschichtlichen Eigentümlichkeiten vor, auf die wir immer wieder stoßen, daß nämlich eine Bewegung an zwei Stellen gleichzeitig auftritt, ohne daß die Urheber vorher Fühlung miteinander genommen haben. Das klassische Beispiel hierfür wird ja immer Luther und Zwingli sein. Ähnlich war es

<sup>\*)</sup> vgl. Herbst, a. a. O.

auch hier. In der gleichen Zeit, als Fliedner dazu geführt wurde, Diakonissen auszubilden und ihnen im Bewußtsein seiner Vollmacht den Dienst in der Gemeinde Jesu zu übertragen, kam auch Gohner dazu, ohne doch von Fliedner dazu angeregt zu sein. Das Wunderbare dabei ist, daß beide im Grunde das gleiche ins Leben gerufen haben, nicht im Sinne der Organisation des Mutterhauses, wo Fliedner der weitblickendere war, wohl aber im Sinne der inneren Gestaltung der Kräfte, als Diakonissen Jesu Christi. Gohners Schwestern waren tatsächlich von Anfang an im vollen Sinne Diakonissen.

Wenn wir etwas über diese Schwestern erfahren wollen, dann können wir nicht viel aus Gohners Jahresberichten holen, so interessant und inhaltreich dieselben auch sind. Nur indirekt können wir Schlüsse ziehen, wenn wir hier erfahren, was alles an den Kranken getan wurde, welche Heilerfolge und vor allem welche inneren Vorgänge hier berichtet werden können, wieviel Erwachen zum Glauben, wieviel seliges Heimgehen. Das läßt auf herrliche Diakonissenarbeit schließen. Aber gerade hiervon, von dem, was die Schwestern wirkten, spricht Gohner, abgesehen von zwei Stellen in seinen Jahresberichten, überhaupt nicht. Einmal rühmt er die Engelsgebuld, mit der sie auch die unleidlichsten Kranken ertrügen, die eine wahre Raffiniertheit zu entwickeln verstünden, um die Langmut der Schwestern auf die Probe zu stellen. Dann ist, wie wir noch sehen werden, ein Jahresbericht, der von 1842, größtenteils der Schwesternsache gewidmet. Es war die Zeit, wo er seine Arbeit als so fest fundiert ansah, daß er damit vor die breitere Öffentlichkeit treten zu sollen glaubte. Aber sonst sagt er über die Schwestern nichts. Irgendwelche Statistik über Wachstum der Schwesternschaft, über Eintritte und Ausbildung usw. fehlt völlig. Erst nach seinem Tode setzt dies ein. Es mag dies verschiedene Gründe gehabt haben. Gewiß sprach mit, daß der Dienst des Heilandes diesem Gottesmann etwas so Heiliges war, daß er nicht gern von denen sprach, die diesen Dienst verrichteten. Es war ihm in seinem langen Leben zu selbstverständlich geworden, daß man sich im Dienst verzehrt, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Mitgesprochen kann aber auch haben, daß es Gohner überhaupt nicht darum zu tun war, eine völlig geschlossene Schwesternschaft heranzubilden, daß nicht ganz klar war, wer dazu gehörte und wer nicht. Die Grenzen wurden dadurch fließend, daß Gohner seine Schwestern, wenn sie ausgebildet waren, mit Vorliebe in den Dienst irgendeiner Heidenmissionsgesellschaft hingab, wie er denn auch seine Missionare überall hinsandte, wo gerade welche gebraucht wurden. Auch wo in Deutschland irgendwo eine Hausmutter für eines der damals in größerer Zahl entstehenden Häuser der Inneren Mission benötigt wurde, gab er fröhlich eine Schwester hin. Mit einer solchen ausgesandten Schwester blieb zwar Gohner selbst in persönlicher brieflicher Fühlung. Aber der Zusammenhang mit der organisierten Schwesternschaft kann nur noch ein sehr loser gewesen sein und hörte mit der Zeit ganz auf. Hier liegt, wie schon angedeutet, der Punkt, wo Gohner, nicht zum Glück seiner Schöpfung, wesentlich von Fliedner abwich. Letzterer hatte sehr bald Außenstationen und hielt die Schwestern fest, die er aussandte, während Gohner sie ganz abgab. Es hing das mit seiner ökumenischen Einstellung zusammen. Darum kann unser Haus für seine ersten Jahrzehnte auch nur bedingt den Namen eines Mutterhauses für sich in Anspruch nehmen. Ein Mutterhaus war es für die, die darin blieben, denn es war ihnen eine Heimat auch für das Alter. Wenn wir aber bedenken, daß zum Wesen eines Mutterhauses Außenstationen gehören, daß eine Entsendung in die Gemeinde hinaus stattfinden muß, ohne daß dabei die Schwestern dem Haus ver-



lorengehen, dann verdient unser Haus zu Gofners Zeiten diesen Namen noch nicht. Vom Standpunkt des Mutterhauses aus müssen einen darum auch die Worte tragisch berühren, die im Jahresbericht nach Gofners Tod 1858 stehen: „Von den 160 Schwestern, die seit der Entstehung der Anstalt im Elisabeth-Krankenhaus gearbeitet haben, sind noch 13 da.“

Wenn wir nun aber auch aus Gofners Jahresberichten über seine Schwestern wenig erfahren, so sind wir doch nicht so gestellt, daß über ihnen ein völliges Dunkel läge. Wir haben vielmehr wertvolle Schriftstücke aus Gofners Feder, die uns hineinblicken lassen in das, was ihn bei der Berufung, Ausbildung und Sendung seiner Schwestern innerlich bewegte, die uns zeigen, was er bei ihnen voraussetzte, von ihnen erwartete und verlangte. Sie stammen aus den Jahren zwischen 1836 und 1844. Im Jahre 1836 war Gofner so weit, daß er eine Etagewohnung mieten konnte, in die er diejenigen seiner Kranken brachte, für die eine wirksame Hilfe in ihrer Behausung ausgeschlossen war. Hierin sah Gofner aber nur ein Provisorium. Seine Gedanken gingen weiter auf ein eigenes Krankenhaus, das er ja dann auch am 10. Oktober 1837 einweihen durfte. Der Erreichung dieses Zieles gewiß schrieb er — es fehlt in dem Schriftstück leider jedwede Zeitangabe — einen „Entwurf für evangelische Krankenpflegerinnen zum Bau eines Hauses der Barmherzigkeit“. Rechts oben über der Schrift finden sich die demütigen Worte: „Es ist nur ein Entwurf, oder vielmehr eine Materialsammlung von Gedanken, aus welchen erst gewählt und zusammengefaßt werden muß, wie es Erfahrene und Sachverständige für gut und zweckmäßig finden. Vieles mag gar nicht passen und muß weggelassen oder weggedacht werden.“ Ebenfalls ohne Datumsangabe ist ein weiteres Schriftstück, das betitelt ist: „Hausordnung der barmherzigen Krankenpflegerinnen.“ Wahrscheinlich hat Gofner diese Schrift geschrieben, als die von ihm begründete Anstalt in jener Mietwohnung in der Hirschelstraße (heut Saarlandstraße) ins Leben trat. Es sind also noch nicht Erfahrungsgrundsätze, die wir hier finden. Vielmehr spiegeln diese Schriftstücke wider, wie sich Gofner die Arbeit dachte, die ins Leben zu rufen er im Begriffe stand. Im Jahre 1842 konnte dann Gofner, wie schon erwähnt, ausführlich im Jahresbericht von der Tätigkeit seiner Schwestern berichten. 1844 gab er zum ersten Mal „Bedingungen zur Aufnahme der Krankenpflegerinnen in unserer Anstalt“ heraus. Am Schluß derselben heißt es: „Übrigens haben wir noch eine besondere ausführliche Anweisung, wie christliche Krankenpflegerinnen oder evangelische barmherzige Schwestern beschaffen sein und wie sie ihre Pflichten erfüllen sollen, für unser Institut drucken lassen.“ Dieses letztere Heft, das eine groß angelegte Instruktion enthält, ist die reife Frucht seiner Bemühungen und Erfahrungen. Es ist lehrreich, den Fortschritt von seinem erstgenannten Entwurf bis zu dieser Instruktion zu verfolgen. Die beiden ersten Schriftstücke aus seiner Hand, die nicht gedruckt wurden, lassen erkennen, wie hoch Gofner von dem Beruf einer „evangelischen barmherzigen Schwester“ oder wie wir getrost sagen können, einer Diakonisse dachte. Er glaubte, ihnen sehr viel zumuten zu können. Ob das, was er in der Hausordnung der barmherzigen Krankenpflegerinnen niedergeschrieben hat, so, wie es dasteht, je versuchsweise in die Tat umgesetzt wurde, muß ernstlich bezweifelt werden. Die Schrift beginnt mit den Worten: „Die Schwestern stehen im Sommer um ¼4, im Winter um ½5 Uhr auf.“ Wenn wir dabei etwa denken, es würde dieser Frühanfang durch einen entsprechend frühen Tagesabschluß ausgeglichen, so werden wir enttäuscht. Es heißt:

„Gegen 8—9 Uhr begeben sich alle (Kranken) in die Schlaffäle und die Schwestern besorgen alles Nötige für die Nacht, worauf auch sie zu ihrem Abendbrot gehen.“

Wir können nur denken, daß Gofner diese Anforderungen stellte, weil er eben sich selbst ganz außergewöhnliche Leistungen für den ihm befohlenen Dienst abzurufen gewöhnt war. Nur aus dieser Einstellung heraus ist diese Hausordnung zu verstehen. Auch der oben genannte „Entwurf zu Statuten für evangelische Krankenpflegerinnen zum Bau eines Hauses der Barmherzigkeit“ zeigt eine Auffassung von der Selbstverständlichkeit restloser Hingabe, daß wir nur in ehrfürchtiger Bewunderung davor stehen können. So, wenn es heißt:

„Da dieses Haus keine Versorgungsanstalt, sondern ein Bund freiwilliger und mündiger, selbständiger Jungfrauen sein soll, die nach reiflicher Überlegung, unter heilig unverbrüchlichen Entschließungen sich ihrem Heiland unbedingt und ohne Vorbehalt ganz hingeeben haben, Ihm in Seinen Kranken zu dienen, ihren Glauben an Ihn durch die Brunst der Liebe zu beweisen und für die erfahrene Gnade und Barmherzigkeit dankbar zu sein, so sollen und dürfen in diesem Verein keine anderen eintreten und aufgenommen werden, als solche, die selbst Gnade und Barmherzigkeit erlangt haben und deswegen von Liebe brennen, den in Seinen Gliedern wiederzulieben, der uns zuerst geliebt und sich selbst für uns gegeben hat, auf daß wir nicht mehr uns selbst, sondern alle Ihm leben sollen. Ja, keine anderen sollen die Schwelle dieses Hauses der Barmherzigkeit betreten, als würdige und tüchtige Arbeiterinnen, die in uneigennütziger, sich selbst vergessender Liebe nur für die anderen, und zwar gerade für die elendsten und unglücklichsten kranken Glieder Jesu leben und sterben, d. i. sich selbst und all das Ihrige, Leib und Leben, Gut und Blut opfern wollen und dabei glauben, daß sie nichts anderes getan haben, als ihre Schuldigkeit, weil sie den Lohn schon lange voraus haben und immer schuldig bleiben.“

Weil Gofner so hoch vom Dienst denkt, findet er es sogar ganz selbstverständlich,

„daß sie, die als Familienglieder in dieses Haus eintreten wollen, nicht nur sich selbst, sondern auch, was sie haben, ihr disponibles Vermögen, oder soviel sie ohne großen Widerspruch anderer können, zum Opfer und Dienst der Kranken mitbringen. . . Eine wahre Krankenfreundin will sich nicht an die Anstalt gegen Kost und Lohn verkaufen, vielmehr ist ihr der Dienst so köstlich und schön, daß sie lieber ihn kaufen und ihr alles dafür hingeben will, weil ihr Dienen dafür Lohn genug ist. . . Wir halten eine Mitgift, die zur Aufnahme gefordert wird, für ganz billig, und eine Genossenschaft, die nicht Lohnmägde dinget, sondern welche sich freiwillig der Not und Armut mit allen Kräften annehmen will, ist es sich und ihrer Aufgabe schuldig, daß sie für all das, was sie den Eintretenden ihr Leben lang aus dem Gut der Armen reicht, auch eine geringe Beisteuer und Einlage für die Armen, deren lebenslanger Gast das eintretende Mitglied wird, bedinge. Das Mindeste, das jede Aufzunehmende einbringen muß, ist 2–300 Thaler, und für die Probezeit müssen jährlich 150 Thaler bezahlt werden.“

Diese Grundsätze sind nie verwirklicht worden. Die ersten gedruckten Aufnahmebedingungen von 1844 enthalten nichts davon. Aber es soll uns doch zu denken geben, daß an der Schwelle des Jahrhunderts der Diakonie solche Gedanken erhoben werden konnten, die wir nicht gleich damit abtun wollen, daß hier etwa noch ein Rest katholischen Denkens sich geltend mache. Es war wirklich nur die unendlich hohe Wertschätzung des Dienstes, die Gofner so schreiben ließ.

Daß auf Gofners Ruf hin die Arbeit in seinem Krankenhaus schön in Fluß gekommen war, zeigt der schon erwähnte Jahresbericht von 1842, aus dem wir einiges zitieren wollen:

„Es ist unser eifrigstes Bestreben, wahre, echte Diakonissen, Dienerinnen und Helferinnen der Gemeinde zu bilden, wie jene Phoebe, jene Maria, Tryphäna und Tryphosa waren, von welchen Paulus Röm. 16, Vers 3, 6 und 12 rühmt, daß sie vielen und auch ihm selbst viel Beistand geleistet und viel im Herrn gearbeitet haben. Wir haben auch

Ursache, dem Herrn zu danken, denn er hat den meisten, die wir bisher hatten, die Gnade geschenkt, daß sie in diesem apostolischen, evangelischen Sinn mit aufopfernder, selbstverläugnender Liebe und Barmherzigkeit die ekelhaftesten und ungeduldigsten Kranken pflegten, erst von Schmutz und Ungeziefer, womit sie reichlich versehen ankommen und in ihre Hände gelegt werden, sie reinigen, ihre Wunden auswaschen und alle möglichen Dienste leisten. Wir müssen ihnen das Zeugnis geben, daß sie mit Treue und Gewissenhaftigkeit alle Verordnungen besorgen, bei Operationen helfen, Blutegel ansetzen, schröpfen, verbinden, die ekelhafteste Wäsche reinigen, bei Tag und Nacht auch bei gefährlichen und ansteckenden Krankheiten in der Tat beweisen, daß die in ihnen wohnende Gnade und Liebe Christi das Unerträgliche und für die Natur Schauderhafte, was dem zarten weiblichen Gefühl anfangs oft große Überwindung kostet, heldenmütig besiegen, so daß ihnen alles erträglich und leicht wird. Es sind von diesen in unserer Anstalt gebildeten Dienerinnen und Pflegerinnen (oder wenn man fremde Namen will, Diaconissen) bereits zwölf recht tüchtige und geschickte als Missionsgehilfinnen in die Heidenwelt gerufen und gesendet worden, die dort an den Heiden ihres Geschlechts üben, was sie hier gelernt haben, nämlich die unwissenden Heidenmädchen und -frauen unterrichten und die Kranken pflegen. Eine von ihnen ist dem indischen Klima unterlegen und hat im Dienste der Liebe unter den Heiden ihr Leben geopfert. Die anderen in Ostindien und Amerika befinden sich noch wohl und zwei sind eben auf der Hinreise nach Mittelindien begriffen\*). Da es Seiner Majestät, unseres allgeliebten Königs Wille ist, daß wir auch für anderweitige Bedürfnisse solche Wärterinnen, Pflegerinnen oder Diaconissen bilden sollen, um, wenn für neuerrichtete Krankenanstalten gelernte und geübte Wärterinnen verlangt würden, aushelfen zu können, so nehmen wir so viele in unserer Anstalt auf, als sich melden und nach einer Probezeit als tüchtig erfunden werden... Eine wird soeben nach Lübeck verlangt, eine andere wurde im November auf Verlangen der Frau Gräfin von Hohensthal nach Königsbrück zur Errichtung eines neuen Krankenhauses gesandt, wo sie als Hausmutter zur Zufriedenheit dem Krankenhaus vorsteht."

Werfen wir noch einen Blick auf die beiden abschließenden, oben schon genannten Gossner'schen Schriften diaconischen Inhalts, seine Aufnahmebedingungen aus dem Jahre 1844 und seine im Zusammenhang damit gegebene Instruktion. Das, was in den ursprünglichen Gedanken und Entwürfen Gossners den Bogen als zu straff gespannt erscheinen ließ, ist hier weggeblieben. Aber von der diaconischen Linie, wie er sie von Anfang an verfolgte, wird hier auch nicht um Haarsbreite abgewichen. Es ist in den beiden Schriften eigentlich alles enthalten, was wir heute noch als unaufgebbares Gut der weiblichen Diaconie ansehen. Vor allem bewundern wir, wie hier praktisch nüchterner Sinn mit tiefer Frömmigkeit gepaart erscheint. Vernehmen wir einige Sätze aus der Instruktion, die uns zeigen, wie Gossner im Leben stand, und wie klar er die Aufgaben der Krankenpflege, ganz abgesehen von der ihm ja doch an erster Stelle stehenden seelsorgerischen Betreuung erfaßt hatte:

"Da der Hauptzweck der weiblichen Pflege die Genesung oder die möglichste Erleichterung der unvermeidlichen Schmerzen des Kranken ist, so muß die Wärterin, wie der Arzt, diesen Zweck recht im Auge haben. Sie soll zwar nicht kurieren wollen, wenn sie auch durch langjährige Erfahrung einige Kenntnis erhalten hat. Sie soll aber die ärztlichen Verordnungen genau befolgen und dem Arzte helfen, zur nötigen Kenntnis

\*) Es ist ein schönes Zusammentreffen, daß im vergangenen Jahr, in welchem die Gossner-Mission ihre Hundertjahrfeier beging, eine Novize unseres Hauses, Schwester Hedwig Schmidt, von der Gossner'schen Missionsgesellschaft nach Indien ausgesandt werden konnte. Es ist uns eine große Freude, daß auf diese Weise das Band, das zwischen der Gossner-Mission und unserem Hause von Anfang an bestanden hat, neu befestigt worden ist.



des Krankenzustandes zu gelangen. Daher muß sie verständig genug sein, den Kranken Tag und Nacht, wachend und schlafend, genau zu beobachten, auf alle seine Zufälle und Anfälle merken, seine Äußerungen auffassen und jede Änderung bemerken. Sie muß mit dem Gebrauch der Arzneien unter Anwendung äußerlich verordneter Mittel genau bekannt sein, zum Teil auch, wie sie zubereitet werden. Ebenso wichtig und oft noch nötiger ist, daß sie die vom Arzte für den Kranken bestimmte Diät in Speise und Trank genau befolgt usw."

Die letztere Forderung mutet uns geradezu modern an.

Wie fern es Gossner lag, solchen, die sich mit Eintrittsgedanken trugen, ihren schweren Entschluß zu erleichtern, mögen zum Schluß noch einige Worte aus seinen Aufnahmebedingungen zeigen, wenn er da schreibt:

"Beweist sich die Schwester während der Probezeit als lernbegierig und gewandt, scheut sie keine Arbeit, verrichtet sie alles mit Liebe und Bereitwilligkeit, ohne Ungebuld und Ekel, auch bei den ungedulbigsten und ekelhaftesten Kranken, ist sie freundlich gegen die Kranken, verträglich im Umgang, schweesterlich mit den Schwestern, offenbart sie wahrhaft frommen Sinn, Demut und Gehorsam, tätige Liebe und erbaulichen Wandel, so hat sie Hoffnung, bald aufgenommen und eingekleidet zu werden. Wenn es aber an den obigen Eigenschaften fehlt, wenn sie zu den schweren Arbeiten zu schwach oder zu ungeschickt, langsam, schwerfällig, unbehilflich oder gar träge ist, oder wenn sonst etwas vorkommt, was ihren Beruf zweifelhaft macht, so kann sie wieder gehen oder entlassen werden. Das kommt nicht selten vor, weil sich die meisten ganz falsche Begriffe von der Krankenpflege machen und sich sehr getäuscht sehen, wenn sie anhaltend Tag für Tag und oft Nächte durch die immer wiederkehrenden Arbeiten und Dienste mit großer Treue verrichten müssen, was nur ächte christliche Liebe leicht machen kann."

Ich denke, es wird nach all diesen Zeugnissen niemand mehr zweifeln, daß Gossners Schwestern tatsächlich Diakonissen waren. Als solche leben sie auch in der Tradition unseres Hauses fort. Soweit unsere Feierabendschwestern sich noch auf die letzten Gossnerschwestern besinnen, so liegen hier Erinnerungen an Vertreterinnen einer guten alten diakonischen Zeit vor, in der die Schwestern noch sehr streng gehalten wurden und dabei doch mit ganzer Seele freudig im Dienst standen. Daß unsere Schwesternschaft nachher so geführt wurde, daß der Anschluß an die Kaiserswerther Diakonie wirklich erfolgte, war ein Glück, denn nur der Anschluß an ein großes Ganzes kann lebensfähig erhalten. Das geschah Ende der sechziger Jahre. Als damals Frau Oberin Gräfin von Arnim und Pastor Karl Ruhlo die Führung unseres Hauses übernahmen, hob sich die Schwesternzahl ganz bedeutend, und bald war eine stattliche Zahl von Außenstationen da.

Dankbar blicken wir auf diese Entwicklung zurück. Es waren Gossners Gebete, deren Erhörung hier in die Erscheinung trat. Wir hoffen im Glauben, daß der Segen, der von seinem großen Stifter her auf unserem Hause ruht, auch heute noch nicht aufgezehrt ist. Jedenfalls sind wir uns dessen bewußt, daß das Andenken dieses Gottesmannes uns hoch verpflichtet. Was uns aber Mut gibt, die Schwelle des neuen Jahrhunderts unseres Hauses zu überschreiten ist, daß Der lebt, dem Gossner sich mit jedem Atemzug zum Dienst verschrieben hatte, dem auch wir einzig dienen möchten, und der auch fernerhin seine Hand nicht von uns abtun wolle, Jesus Christus, unser Heiland.



Bereinsdruckerei G.m.b.H., Potsdam, 57137

Ende

1284  
Lieben Brüder Collet! Bremen, 16/6 39

Herrn Kocent und Herrn  
Jant auf die 2 Herrn Meier und  
und Aufleger in der „D. Dictionar.  
auf dem Missionsfeld.“ etc., bitten  
Sie mich sofort das Aufseher der  
Lohnsummen mit den 200 Mark für Mission  
mit. Ich hoffe, dass Sie in der Zukunft  
sich noch mehr dem Beginn der Arbeit  
wenden, denn ich mit der Aufforderung  
hoffe, dass Sie, wenn Sie Zeit haben, alle  
Missionswerke in der Mission D. Scler.

Lernt Deutschland kennen!



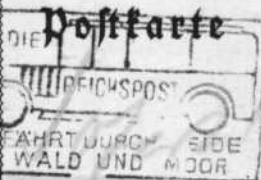
Salzweel, Stätte altmärkischer Fachwerkbaukunst  
Lateinschule am Katharinenkirchhof

Abfender:

*D. D. W. Krumbein*  
*Bremen*

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk, Postschlüsselnummer



*An Sie*

*Herrn Dr. Krumbein*

*Berlin-Friedenau*

*Landring-Post*

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschlüsselnummer



1257

16. Juni 1939

Lo/Mi.

Herrn  
Oberkonsistorialrat D. A. W. Schreiber

B r e m e n

Osterdeich 84

Sehr verehrter Herr Oberkonsistorialrat!

Mein Schreiben kommt wahrscheinlich zu spät; aber ich möchte Ihnen doch von einem Fund Mitteilung machen, der in den Jahresberichten des Elisabeth-Krankenhauses gemacht worden ist. Danach scheint Gossner der erste gewesen zu sein, der überhaupt Missionsdiakonissen ausgesandt hat. Pfarrer Burgwitz vom Diakonissenhaus Bethanien, Stettin, meint, dass es jetzt gerade 100 Jahre her sein müsste, dass Gossner die erste Missionsschwester abgeordnet hat; die Bestätigung dafür muss ich allerdings erst in den alten Missionsblättern suchen, da sich alte Akten über die Schwesternarbeit unserer Mission nicht gefunden haben.

Die Jahreszahl, die ich Ihnen für den Anfang unserer Schwesternarbeit genannt habe, ist der "Grossen Biene" entnommen. Es ist die Stelle, in der zum ersten Mal Missionsschwestern nach Java ausgesandt werden mit einer Aufgabe, die schon bei ihrer Abordnung feststand, während für die Jahre vorher dies gilt, dass da wohl auch bereits Schwestern abgeordnet wurden, aber mit keinem fest umrissenen Auftrag und in den meisten Fällen schon mit der Bestimmung, auf dem Missionsfelde einen der ledigen Missionare zu heiraten. Ich lasse mir aber den Brief von Bruder Burgwitz als Mahnung dienen, noch einmal die alten Bände unserer "Biene" durchzublättern, um zu sehen, ob dort die Jahresberichte des Elisabeth-Krankenhauses eine Bestätigung finden. Ein Jammer, dass die Akten aus jener Zeit nicht mehr vorhanden sind; aber wir müssen nun sehen, was wir an zuverlässigem Material sonst noch haben. Die Frage der Schwesternarbeit in der Gossnerschen Mission ist bisher von meinen Vorgängern noch niemals direkt behandelt worden.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

sehr ergebener



12/15

10. Juni 1939

Herrn  
Oberkonsistorialrat  
S c h r e i b e r

Lo/Mi.

B r e m e n  
Osterdeich 84.

Sehr verehrter Herr Oberkonsistorialrat!

Sie haben schon ganz recht, wenn Sie mich wegen der Verzögerung meiner Antwort auf die statistischen Fragen verwarnen; aber ich konnte die Unterlagen erst durch Rückfrage bei unserem Missionar Prehn erhalten, der lange Jahre unser Statistiker in Indien war. Ich kann Ihnen jetzt folgende Zahlen mit gutem Gewissen nennen. Es bestehen, von Missionsschwestern geleitet, Kindergärten auf unserem Missionsfelde 5, ausgesprochene Mädchenschulen gibt es 15, Haushaltungsschule: 1, Krankenhäuser: 2, Gemeindepflegen: 3.

Missionsstationen gibt es im ganzen 28.

Mit der Bitte um Entschuldigung für die Verzögerung und herzlichsten Grüßen

Ihr  
sehr ergebener



10 June 1952

Official Report

1952

1952

1952

1952

1952

1952

1952

1952

1952



Bremen, 7.6.1839

Monday 84

hinteren Linsen! Für  
 mein Auge in der  
 Zeit unserer Arbeit ist  
 Orenkhaus' Gabe in  
 Form der Zerstreuung  
 gefüllter Augenlider  
 nicht vorgelegt. Ich  
 in der persönlichen Arbeit  
 gebe bitte? Zerstreuung  
 Orenkhaus' Gabe  
 ist, das M.F. der Zerstreuung  
 und die Zerstreuung  
 Zerstreuung der Zerstreuung  
 Orenkhaus'



June  
Misses - Envelope

Lokier

Berlin. Friedenau

Thursday the 19/20



Erst- Kleinkinderschullehrerinnen-Kurs in Amedzofe (Tog)  
von Frau Luise Funke

26. Mai 1939

Lo/Mi.

Herrn  
Oberkonsistorialrat D. A. W. Schreiber

B r e m e n  
Osterdeich 84

Sehr verehrter Herr Oberkonsistorialrat!

In der Anlage übersende ich Ihnen den ausgefüllten Fragebogen über unsere Schwesternarbeit.

Leider enthält unsere Missionsstatistik nicht die Mädchen- und Knabenschulen getrennt und auch nicht die Anzahl der zahlreichen Kindergärten, die sich auf all unseren Missionsstationen befinden. Unsere Missionsschwestern sind aber auch nicht so beschäftigt, dass sie in einer Schularbeit oder Kinderarbeit aufgehen. Sie alle haben neben der Betreuung von Schulen und Kindergärten am Orte die Aufsicht über die entsprechenden Arbeiten in allen Gemeinden. Ja, es kommt vor, dass eine Missionsschwester, die allein auf einer grossen Station wohnt, fast wie ein Missionar die Leitung der ganzen Gemeinde - natürlich indirekt - in Händen hat, wie z. B. die Schwester, die die Aufsicht über das gesamte Mädchenschulwesen hat (siehe Fragebogen!).

die unter 6 c angegebene Bibel- und Haushaltungsschule ist eigentlich eine Gemeindedienstschule, d. h. es werden in ihr in einem zweijährigen Kursus 12 junge Mädchen zugleich in allen Haushaltsarbeiten, aber in erster Linie für den freiwilligen Dienst in der Gemeinde geschult. Wir hoffen, dass wir in den nächsten Jahren eine zweite solche Schule werden begründen können, wenn Gott uns die Fortführung unserer Arbeit gestattet. Für diese Arbeit haben wir drei Schwestern in Aussicht, die zur Zeit in anderen Arbeiten stehen und die wir darum auch nicht aus ihren Stellungen herausholen, weil ja die Zukunft unserer Arbeit noch zu ungewiss ist; diese drei Schwestern könnten wir allerdings in einem gewissen Sinne als Anwärterinnen bezeichnen. Weil es sich aber bei ihnen bisher noch um kein direktes Arbeitsverhältnis zu uns handelt, habe ich unter 4 Fehlanzeige erstattet.

Es grüsst Sie in herzlicher Verbundenheit

Ihr

sehr ergebener

*1 Anlage!*





Angaben über die Schwesternarbeit.

1. Name der Mission: Gossnersche Missionsgesellschaft, Berlin-Friedenau,  
Handjerystr. 19/20.

2. Beginn der Schwesternarbeit: 1852 in Zusammenarbeit mit dem von Gossner selbst gegründeten Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus Berlin, seit 1867 Zusammenarbeit mit dem Morgenländischen Frauenverein, seit 1906 mit dem Diakonissenhaus "Friedenshort", Miechowitz.

3. Zahl der Schwestern 1939: 5 Schwestern  
(einschl. der auf Urlaub befindlichen Schwestern)

4. Anwärterinnen: -----

5. Wo liegen die Arbeitsfelder: Chota Nagpur/Ostindien

6. Art der Tätigkeit:

Zahl der  
a) Kindergärten: Direkte Betreuung der zu den Schwesternstationen gehörenden Kindergärten und Aufsicht über die übrigen zahlreichen Kindergärten.

b) Mädchenschulen: 1 Schwester: Aufsicht über das gesamte Mädchen-Schulwesen.

c) Haushaltungsschulen: 2 Schwestern unterhalten eine Bibel- und Haushaltungsschule.

d) Krankenhäuser: 3 Hospitäler, davon 1 betreut von 1 Schwester.

e) Waisenhäuser: -----

f) anderen Anstalten: -----

g) Gemeindepflegen: 1 Schwester hat die Leitung der gesamten Bibelfrauenarbeit (12 Bibelfrauen).

7. Sonstige Bemerkungen: -----

1. Name der Person: John Doe

2. Zahl der Geschworenen 1937: 8 Jahre lang  
keine, nur auf Antrag  
(nicht durch Geschworenen)

-----

[illegible]

b) Lebensschichten: 1. Schwere; 2. Mittlere; 3. Leichte

4) Wasserhaushalt: 3-Hochblätter, davon 1 Blatt von I. blauer.

Technique (a)

1945-1946 (Y)

5) Gemeindefestlegung: Festlegung der Gemeindefestlegung der gesamten Fläche (12.12.1999).

1. On the 1st of January 1901

Premier, 11. 6. 1939

Unlabeled Unlabeled Copies!

Letter sent for the gathering.

Wohlwundersch. d. Tätigkeit Ihrer Mitarbeiter.  
Auf dem Kreuzbogen, da ich geübt.

Uffmann. Auf dem Kreuzbogen, da ist nichts.

...wahrlich, was aber noch folgend freige-

Some interesting items to the report

im Jahre geben sollen. 11. Ungenau Darstellung =

Stoffwechsel mit 24. Jahr der Schwangerschaft?

3/ Ziff der Censururtheile ? 4/ ~~Rechts-Verfahren~~

Präsident und Gouverneur mit einem Brief.

MISSION

Lernt Deutschland kennen!



Salzweel, Stätte altmärkischer Fachwerkbaukunst  
Lateinschule am Katharinenkirchhof

Postkarte

ICHSPOST  
DURCHWEIDE  
UND MOOR



Herrn Wff. Ingvaldsen  
Lorvik

Berlin, Friedenau

Handweg 169/10

Abfender: J. A. W. Schreiber  
Bremen  
Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt  
Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschließfachnummer

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfachnummer



13. II. 1939

M/Mi-

An die  
Berliner Missionsgesellschaft  
(B i b l i o t h e k )

Berlin NO 18  
Georgenkirchstr. 70

Hiermit übersenden wir Ihnen die uns freundlicher Weise zur Verfügung gestellten Bücher mit herzlichem Dank zurück.

Sie erhalten:

"The Christian Message", " Jerusalem Meeting Report", Band 1 - 8;

"World Missionary Conference 1910", "History and Records of the Conference";

"World Missionary Conference 1910", "Report of Commission III, IV, V, VI, VII, VIII.

Mit freundlichem Gruss

S e k r e t a r i a t

der

Gossnerschen Missionsgesellschaft

CHIEF, II, 81

SECRET

OF THE  
RECORDS

SECRETED BY THE SECRETARY OF THE ARMY



✓ Berigten van de Utrechtsche Zendingsvereeniging, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1878.

✓ Gedenkboek van een vijf-en-Twintigjarig Zendelingsleven, van Hasselt.

Mededeelingen van het Java-Comité 1867.

✓ De Zending in Oost en West, J. Boissvain.

✓ Onze Zendingsvelden, N. Nias-Guinea, J. Rauws

✓ Nederlandsch Zendingsjaarboek voor 1933 - 34, 1935 - 36.

✓ Nederlandsch Zendings-Tijdschrift 1890.

✓ Nederlandsch Zendingsblad, 1925, Nr. 2.

✓ Leven en Arbeid, O. G. Heldring.

✓ Mededeelingen de Evangelisatie van Java, F.L. Anthing.

✓ Geïllustreerd Zendingblad, 1869, 1871, 1872, 1888.

✓ Een merkwaardig Zendingsveld, Sangir- en Talaut-eilanden.

✓ Tijdschrift van het Kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap,  
Tweede Serie, Deel VI.

✓ In het land van de Papoea's, door F.J.F. van Hasselt.

✓ Tijdschrift voor Zendingswetenschap, 75. Deel, 3. Stuk 1931.

✓ " " " " 80. " 1. " 1936

✓ Lichtstralen, 3. Aflevering, 1. Jaargang; 4. en 5. Aflevering,  
3. Jaargang.

✓ Christelijke Stemmen, O. G. Heldring. Dertiende Deel.

✓ Overzicht van het Zendingswerk in Nederlandsch Oost-en Westindie,  
door Joh. Rauws, 1929-30, 1930-31, 1931-32, 1932-33, 1933-34,  
1934-35, 1935-36.

✓ De ~~Zings~~ Zendings eeuw voor Nederlandsch Oost-Indie, S. Coolsma





Aanliggende Boeken:

Berigten van de Utrechtsche Zendingsvereeniging, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1878.

Gedenkboek van een vijf-en-Twintigjarig Zendelingsleven, van Hasselt.

~~Mededeelingen van het Java-Comité 1867.~~

De Zending in Oost en West, J. Boissvain.

Onze Zendingsvelden, N. Nieuw-Guinea, J. Rauws

Nederlandsch Zendingsjaarboek voor 1933 - 34, 1935 - 36.

Nederlandsch Zendings-Tijdschrift 1890.

Nederlandsch Zendingsblad, 1925, Nr. 2.

Leven en Arbeid, O. G. Heldring.

Mededeelingen de Evangelisatie van Java, F.L. Anthing.

Geïllustreerd Zendingblad, 1869, 1871, 1872, 1888.

Een merkwaardig Zendingsveld, Sangir- en Talaut-eilanden.

Tijdschrift van het Kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap,  
Tweede Serie, Deel VI.

In het land van de Papoea's, door F.J.F. van Hasselt.

Tijdschrift voor Zendingswetenschap, 75. Deel, 3. Stuk 1931.

" " " " 80. " 1. " 1936

Lichtstralen, 3. Aflevering, 1. Jaargang; 4. en 5. Aflevering,  
3. Jaargang.

Christelijke Stemmen, O. G. Heldring. Dertiende Deel.

Overzicht van het Zendingswerk in Nederlandsch Oost-en Westindie,  
door Joh. Rauws, 1929-30, 1930-31, 1931-32, 1932-33, 1933-34,  
1934-35, 1935-36.

De ~~zingssnnw~~ Zendingseeuw voor Nederlandsch Oost-Indie, S. Coolsma

(39 Boeken bezw. Hefke)

*Wolfgang Müller*

Verken van de Uitschietende Landbouwvereniging, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972.

Overzichten van een vijftienjarige landbouwlevens, van 1962 tot 1976.

Landbouwlevens van het landbouwlevens 1962 tot 1976.

De landbouw in Oost en West, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

Overzichten van de landbouw, 1. De landbouw.

*Wolfgang Müller*



Grossgarde, Kirchplatz No.4.,

Kreis Stolp in Pommern,

den 3. Februar 1939.

Herrn

Missionsinspektor H. L o k i e s, Gossnersche Mission,  
Berlin- F r i e d e n a u ,  
Handjerystrasse 19/2D.

Sehr geehrter lieber Herr Missionsinspektor!

Ihre werte Anfrage vom 27. Jan. 1939 habe ich erhalten und möchte Sie zunächst meiner aufrichtigen und aktiven Anteilnahme an dem holländischen Bücherproblem versichern.

In meiner Korrespondenz-Mappe finde ich Durchschläge meines Briefes an Sie vom 11. Jan. '38 und erlaube mir, Ihnen einen Durchschlag desselben zuzusenden, der Ihnen wohl die gewünschte Auskunft über die holländischen Bücher und Fotos geben wird.

Die von Ihnen in Ihrem w. Briefe vom 27. Jan. ds Js angeführten fehlenden holländischen Bücher und Schriften sind nicht in Garde. Diejenigen Bücher, die ich auf Ihre w. Erlaubnis hin im Dez. 1936 mit nach Grossgarde nahm sowie diejenigen, die mir später durch Herrn vom Stein zu Beginn des Jahres 1937 nachgesandten Bücher und Schriften habe ich, wie Sie auch in Ihrer w. Anfrage erwähnen, auf einer Liste angeführt, die ich meinem Brief an Herrn Missionsinspektor Elster am 4. August 1937 beifügte, und an ihn zurückgesandt.

Um ganz sicher zu sein, und weil mich dieses Bücherproblem doch beunruhigte, habe ich in den vergangenen drei Tagen noch einmal unsere d.h. meiner Schwester und meine Bücherschränke und Bücherkisten durchsucht ohne jedoch eines der fehlenden holländischen Bücher gefunden zu haben. Ich dachte da besonders an die kleine Broschüre: De Zending onder de Kohls ( Lichtstraalen op den Akker der Wereld ), das sich vielleicht unter unsern Büchern verloren haben könnte. Die übrigen fehlenden Bücher und Zeitschriften sind jedoch zu zahlreich und umfangreich

Grossgasse, Kirchplatz 10.4.  
Preis 200,- in Tonne  
den 2. Februar 1939.

WERN

Missionsexperte H. L. K. e. s. Gossner Mission,  
Berlin - T r i e b e n u .  
Kandlgasse 19/20.

Sehr geehrter Herr Missionsexperte!

Ihre werbe Anlage vom 27. Jan. 1939 habe ich erhalten und möchte  
Sie zunächst meiner aufrichtigen und aktiven Anteilnahme an der hollän-  
dischen Bucherproblematik versichern.  
In meiner Korrespondenz-Weg habe ich Ihre Anfrage meines Briefes  
an Sie vom 11. Jan. 38 und erwidere mir, Ihnen einen Turmschiff des-  
selben zusammen, der Ihnen wohl die gewünschte Auskunft über die  
holländischen Bücher und Fotos geben wird.

Die von Ihnen in Ihrem Brief vom 27. Jan. 38 angeführten  
fehlenden holländischen Bücher und Schriften sind nicht in der  
Deutschen Bücher, die ich auf Ihre w. Anfrage hin im Dez. 1938 mit  
nach Grossgasse nahm sowie diejenigen, die mir später durch Herrn von  
Stein zu Beginn des Jahres 1939 nachgesandten Bücher und Schriften  
habe ich, wie Sie auch in Ihrer w. Anfrage erwähnen, auf einer Liste  
angeführt, die ich meinem Brief an Herrn Missionsexperte Alster  
am 4. August 1939 beifügte, und an ihn zurückgesandte.

Um ganz sicher zu sein und weil mich dieses Bucherproblem doch  
beschränkte, habe ich in den vergangenen drei Tagen noch einmal unsere  
d.h. meine Schwester und meine Bucherschatze und Bucherlisten durch-  
sucht ohne jedoch eines der fehlenden holländischen Bücher feststellen  
zu können. Ich dachte da besonders an die kleine Prospekt: Die Kenntnis  
über die Köpfe (Nichtstun) von den Äkter der Welt, das sich viel-  
leicht unter unsern Büchern verloren haben könnte. Die vorigen Listen  
des Bucher und Zeitchriften sind jedoch zu klein und ungenügend



als dass sie hätten von mir übersehen werden können.

Es fragt sich nun, wo die fehlenden holländ. Bücher sein könnten.

1. Da sämtliche von der Gossnerschen Mission durch mich entliehene Bücher nach meinem Fortgange im Dez. '36 und bei der Einräumung der K Katecheten-Schule wohl fürs erste nach dem Boden <sup>d. Gossnerschen Hauses</sup> gebracht worden sind, zusammen mit den übrigen Büchern der Gossnerschen Missionshaus-Bibliothek, so besteht die Möglichkeit, dass die fehlenden Bücher sich irgendwie und irgendwo noch auf dem Boden des Gossnerschen Missionshauses befinden. Vielleicht lassen Sie da noch einmal gründliche Nachsuchung abhalten!

2. Könnten die obigen Bücher vielleicht auch an Herrn Pastor Lic. Holsten in Moringen(Solling), der doch mit der Bearbeitung der Gossnerschen Missionsgeschichte beauftragt war, gesandt worden sein und sich noch bei ihm befinden? Eine Anfrage bei Herrn Pastor Lic. Holsten wäre wohl sehr anzuraten, falls nicht doch schon angefragt worden ist.

3. Sind die obigen Bücher möglicherweise an irgend jemand anders entliehen worden, vielleicht an Herrn Hofrat Steller?, oder sonst jemand, der des Holländischen mächtig und für die niederländ. Missionsgeschichte interessiert wäre?

Auf jeden Fall hoffe ich sehr im Interesse der für die niederländ. Missionsgeschichte wertvollen Bücher und Schriften, dass sich dieselben recht bald finden mögen.

Einen Fund hat meine mehrtägige Durchsuchung doch ergeben: Den Deckel der Broschüre: Helderling: Leven en Arbeid, der beim Einpacken der Bücher wohl von mir übersehen worden ist. Das Buch selbst habe ich an Herrn Missionsinspektor Elster im August '37 zurückgesandt, wie Sie aus der meinem Briefe an Herrn Missionsinspektor Elster beigefügten Liste ersehen werden. Den Deckel füge ich diesem Brief bei.

Ausserdem kam mir auch wieder das kleine holländische deutsche Wörterbuch, das ich für meine Übersetzung der holländ. Bücher kaufte, und dessen Betrag mir Herr Mühlnickel zurückerstattete, in die Hände.

als dass sie hatten von mir gesehen werden können.

-s fragt sich nun, wo die fehlenden Bände. Bisher sein kann-

ten.

1. Die sämtlichen von der Gossner'schen Mission durch mich entliehenen Bücher nach meinem Fortzuge im Dec. 30 und bei der Abreise nach...

Lebzeiten-Schule wohl für eine neue nach dem Boden gesucht worden sind, zusammen mit den übrigen Büchern der Gossner'schen Missionen-Bibliothek so besteht die Möglichkeit, dass die fehlenden Bücher sich irgendwo und irgendwo noch auf dem Boden der Gossner'schen Missionen-Bibliothek befinden. Vielleicht lassen Sie da noch einmal gründliche Nachschau machen!

2. Können die obigen Bücher vielleicht auch an Herrn Pastor Lio. Holsten in Heringen (Gölling), der doch mit der Bearbeitung der Gossner'schen Missionen-Geschichte beauftragt war, gesandt worden sein und sich noch auf ihm befinden? Eine Anfrage bei Herrn Pastor Lio. Holsten wäre wohl sehr anzuempfehlen, falls nicht schon schon angefragt worden ist.

3. Sind die obigen Bücher vielleicht an irgend jemand anders entliehen worden, vielleicht an Herrn Herrat Stiller?, oder sonst jemand der das Kolonialwesen macht und für die niederländ. Missionen-Geschichte interessiert wäre?

An jeden Fall hoffe ich sehr im Interesse der für die Niederlande. Missionen-Geschichte wertvollen Bücher und Schriften, dass sich einigen recht bald finden lassen.

2 i n e n Fund hat keine mehrseitige Durchsicht noch ergeben. Den Deckel der Broschüre: Halbring: Leben an Arbeit, der beim Kinschen der Bücher wohl von mir gesehen worden ist. Das Buch selbst habe ich an Herrn Missionen-Direktor Elster im August 37 zurückgegeben, wie Sie aus der meinen Briefe an Herrn Missionen-Direktor Elster beizulegen liest ersahen werden. Den Deckel lege ich diesem Brief bei.

Ausserdem kam mir auch wieder das kleine holländische deutsche Wörterbuch, das ich für meine Übersetzung der holländ. Bücher benötigte, und dessen Betrag mit Herrn Missionen-Direktor Elster in die Hände.



Es war mir schon ganz aus dem Sinn gekommen. Da mir am 23. 1. '37 von Ihrer verehrten Frau Schriegermutter, Frau Thude, durch Herrn H. vom Stein eine Kaffeee-Rechnung zugestellt worden war, deren Aufstellung mir unklar erschien, und da ein Paar Hausschuhe, die ich versehentlich im Missionshause zurückgelassen hatte, mir noch nicht zurückgesandt worden waren, andererseits einige kleinere Ausgaben, die ich für die Gossnersche Mission gemacht hatte, wie Farbbänder für die Schreibmaschine, noch zu begleichen waren, habe ich wohl damals mit der Zurücksendung des obigen Wörterbuches gewartet. Leider habe ich auf meinen Brief an Herrn H. vom Stein vom 29. Jan. '37 keine Antwort erhalten (betreffs der obigen Kaffeee-Rechnung usw.). Später ist mir das niederl. deutsche Wörterbuch ganz aus dem Sinn gekommen, bis ich es jetzt wieder in meinem Bücherschrank entdeckte. Ich benötige dasselbe augenblicklich nicht mehr und sende es Ihnen gern zurück, falls Sie es brauchen und wünschen. Andernfalls sende ich Ihnen den Betrag dafür- es kostete 3,50 RMk.- zu. Wollen Sie mir bitte freundlichst darüber Bescheid geben? Auch für eine Mitteilung betreffs der obigen Kaffee-Rechnung wäre ich Ihnen sehr dankbar. Es wäre mir sehr lieb, wenn diese Angelegenheit recht bald bei dieser Gelegenheit- geregelt werden könnte.

In der festen Hoffnung, dass sich die fehlenden Bücher, möglichst bald finden möchten und mit herzlichen Grüßen von meiner Schwester und mir, bin ich

Ihr

sehr ergebener

Joh. F. Jost.

P.S. Meine Schwester kam am vergangenen Dienstag den 31. Jan. von einer vierwöchentlichen Dienstreise zurück und gedenkt morgen wieder in die Rügenwalder Synode zu reisen, wo sie wohl bis in den März hinein tätig sein wird. J.F.J.

Es war mir schon ganz aus dem Sinn gekommen. Im Jahr 1881.

von Ihrer verehrten Frau Schriftstellerin, Frau Anna, durch Herrn H.

vom Gossner eine Kaffee-Rechnung zugestellt worden war, deren Aufstellung

mir unklar erschien und die eine sehr ungenaue, die ich verschieben

im Missionshaus zurückgelassen hatte, mir noch nicht zurückgegeben

worden waren, andererseits einige kleinere Ausgaben, die ich für die

Gossnerische Mission gemacht hatte wie Prospekt für die Schreibmaschine

nach zu begleichen waren, habe ich wohl damals mit der Zurücksendung

des obigen Wortbuches erwartet. Leider habe ich auf meinen Brief an

Herrn H. vom Stein vom 29. Jan. 82 keine Antwort erhalten, so dass

der obigen Kaffee-Rechnung usw.)... Später ist mir das niederl. deutsche

Wortbuch ganz aus dem Sinn gekommen, die ich es jetzt wieder in meinen

Bücherschrank aufdeckte. Ich benötige dasselbe augenblicklich nicht mehr

und sende es Ihnen gern zurück, falls Sie es brauchen und wünschen.

Andernfalls sende ich Ihnen den Betrag dafür - es kostete 3,50 RMk. - zu.

Wollen Sie mir bitte freundlichst darüber Bescheid geben? Auch für eine

Mitteilung betreffs der obigen Kaffee-Rechnung wäre ich Ihnen sehr dank-

bar. - Es wäre mir sehr lieb, wenn diese Angelegenheit recht bald bei dieser

Gelegenheit geregelt werden könnte.

In der festen Hoffnung, dass sich die fehlenden Bücher, möglichst

bald finden möchten und mit herzlichem Grüssen von meiner Schwester und

mir, bin ich

Ihr

sehr ergebener

John W. Jost.

P.S. Meine Schwester kam am vergangenen Dienstag den 31. Jan. von einer

vierwöchentlichen Dienstreise zurück und Gedenkt morgen wieder in die

Augenweider Synode zu reisen, wo sie wohl bis ins en late hinein tätig

sein wird. J.W.J.



18. 1. 39.

Lieber Gutes Werk!

Es fällt mir ein, daß vielleicht eine solche Art Aufseher  
im Deutschen schwerlich, das geistliche Geistesbild, einige  
Tage sich finden, in der Antike bedürftig sind. Die  
ist kein moment für mich, nichts ist mir das  
Gemeinbarbare und immer mit mir.

Auf im Aufseher. Aufseher ist in. Aufseher ist noch  
ist immer sehr das Heimen untergehen müssen.

mit brüderl. Gruß  
Hr.

Dr. Gossner.

Absender:

P. Lic. W. Holsten  
Hasbergen b. Osnabrück

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschloßfachnummer

Sehr geehrte Herrschaften -  
Ich habe Ihnen hiermit  
das Buch "Die Kunst des  
Lebens" geschickt, welches  
ich Ihnen schon früher  
versprochen habe. Ich  
hoffe, es wird Ihnen  
zu Nutzen sein.

Gossner

Mission

Postkarte  
Vergeß nicht Straße  
und Hausnummer  
anzugeben!



Herrn

Herrn Dr. Lohmann

Berlin - Friedrichs

Postfach 190

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschloßfachnummer

Guttenberg, den 26. 9. 1938.

Libani Libani Libani!

Andingent fand ich in seinem „Abendland. Gesellschaft“ mit  
die bei mir lebende schillernde Literatur zu sein; zugleich war  
auch das in der Gesellschaft. Und das war die Arbeit.

Es glauete, daß die schließliche Liquidation mindestens zurückgepfiffen werden könne, die letzte Umschuldungen jedoch wohl eine Ergänzung nötig sind. Es wäre jedoch empfehlenswert, das Mathem. Ecolonia zu befrachten (vgl. den vorliegenden Brief von Dr. Hoffmann), bevor die Königin von Dänemark, die Festung im Ost an West.

Die Skizze vom Valten über E. T. Keller habe ich vor längerer Zeit  
an Fel. Reimann zurückgeschickt, als deren Aufsatz kam.

die Punkte 5. bei B. ist in Ordnung, aber 3. Übergang ist  
2 und 4 richtig; für Punkt 1 ist noch nicht bei mir liegen-  
den und nicht bei von Hs. Breite angegeben bei Herrn Lin-  
genbach liegen. Beispiel wäre auf die Platte B. 5 für.

Das Bildblatt „Der Ritz“ ist in 4 Hefen und 4  
Bündeln. Die Hefen, 1. Hefen, 2. Hefen, 3. Hefen,  
4. Hefen. Es werden hier nur die Hefen für die  
Hefen, die in der Hefen in jedem Hefen des Hefen  
Hefen werden, für die Hefen. Hefen Hefen Hefen  
für die Hefen in Hefen Hefen Hefen Hefen  
P. Hefen, Hefen, Hefen Hefen.

mit freylichem Geiße

20. Gelpen.

1888

1888

1888

1888

1888



# ZENDINGSSTUDIE-RAAD

GOEDGEKEURD BIJ KON. BESL. D.D. 20 MEI 1911, NO 52 EN LAATSTELIJK D.D. 11 OCT. 1910, NO 69

VOORZITTER: DR C. W. TH. BARON VAN BOETZELAER VAN ASPEREN EN DUBBELDAM, DE BILT  
VICE-VOORZITTER: DS J. KRÜGER, GEREK. PREDIKANT, CASTRICUM  
SECRETARIS: DS H. D. J. BOISSEVAIN, „DE NYE WEHME“, UTRECHTSCHWEG 64, ZEIST  
PENNINGMEESTER: JHR MR K. J. M. HUYDECOPER, WOLWEVERSHAVEN 18, DORDRECHT

ADMINISTRATEUR: K. SCHARTEN

POSTREKENINGEN:

No 9257: ZENDINGSSTUDIE-RAAD TE ZEIST  
No 70763: PENNINGMEESTER DER CONFERENTIES VAN DEN Z.S.R.  
TE ZEIST  
No 113199: ADMINISTRATIE VAN HET BLAD „LUNTEREN“ TE ZEIST  
No 316750: ADMINISTRATIE VAN „ONS ZENDINGSLAD“ TE ZEIST  
No 193968: HUISHOUDING VAN HET CONFERENTIE-BOORD VAN DEN  
Z.S.R. TE LUNTEREN

BUREAU: „DE NYE WEHME“, ZEIST,  
UTRECHTSCHWEG 64

(HALTE „SCHAERWYDELAAN“ VAN DE ELECTR.  
TRAM UTRECHT-ZEIST)  
VAN 9-12.30 EN 1.30-5: TELEFOON K 704. 2777  
OVERIGE TIJDEN: K 704. 3555 (BOISSEVAIN)

No M/1455 10. September 1938

Herrn P. Lic. W. Holsten

H a s b e r g e n b. Osnabrück

Sehr geehrter Herr Holsten,

Da ich gerade, als Ihr Brief vom 25. August kam, für eine Woche von Hause war, konnte ich Ihnen leider nicht mehr zeitig antworten, dass Sie sich in Berlin nach den Büchern erkundigen konnten. Hoffentlich kommen Sie bald wieder in Berlin. Wenn aber nicht, möchte ich doch bitten, die Sache brieflich zu untersuchen.

Auf der mir zugeschickten Literaturliste fehlen tatsächlich einige Schriften.

1. Zunächst das grosse Buch von Coolsma "De Zendingseeuw", etwa 900 Seiten. Es ist aber möglich, dass die Gossnersche Mission dieses Buch behalten will. Das Buch ist noch immer sehr gesucht und wir kaufen fast immer antiquarische Exemplare an um anderen damit helfen zu können. Ich habe der Gossnerschen Mission damals das Buch für f 4.50 angeboten, wie auch das neue Missionsbuch "De Zending in Oost en West", Band I, für f 2.50. (Band II (Schluss) ist momental unter der Presse.)

Gleichfalls die Skizze von Prof. Valetton über E.T. Steller für f 0.45.

Um einem Missverständnis vorzubeugen möchte ich betonen, dass die beiden letzt-erwähnten Schriften wohl auf Ihrer Liste vorkommen.

2. Meyer: "Geschiedenis van het Genootschap voor In- en Uitwendige Zending".

3. Mededeelingen van het Java-comité

4. Nijland: "De Zending onder de Kohls" (aus der Zeitschrift "Lichtstralen op den Akker der Wereld" I, 1895, 3. Lieferung)

5. Berigten U.Z.V. Hier erwähnen Sie nur den Jahrgang 1864 und '65, während bei uns vermerkt sind als Ihnen ausgeliehen: Jahrgang 1862, '63, '66, '68 bis '71 und 1878.

Hoffentlich wird sich jetzt alles bald klären.

Ich möchte nochmals sehr bitten um ein Exemplar Ihrer Biene und Ihrer kleinen Biene.

Mit herzlichem Gruss,

Ihr

*H. D. J. Boissevain*

No W/155 10. September 1938

Herrn E. Lic. W. Hofsten

H a s b e r t e n . d . G a n a b r i c k

Sehr geehrter Herr Holsten:

Ich habe gerade als Ihr Brief vom 25. August kam, Ihr eine Woche von Hause war, konnte ich Ihnen leider nicht mehr zeitig antworten, dass Sie sich in Berlin nach den Büchern erkundigen konnten. Hoffentlich kommen Sie bald wieder in Berlin. Wenn Sie nicht, möchte ich noch bitten, die Sache brieflich zu untersuchen.

0.42.0

3. Mededelingen van het Levens-comité

A. Wiltland: "De Kenderen onder de Kollen" (aus der Zeitschrift)

1862, '63, '64, '65, '66, '67 and 1868.

and the other half of the population.

Mit herzlichem Gruß.

21

Gossner  
Mission



✓ Berigten van de Utrechtsche Zendingsvereeniging, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1878.

✓ Gedenkboek van een vijf-en-Twintigjarig Zendelingsleven, van Hasselt.

✓ Mededeelingen van het Java-Comité 1867.

✓ De Zending in Oost en West, J. Boissvain.

✓ Onze Zendingsvelden, Nieuw-Guinea, J. Rauws

✓ Nederlandsch Zendingsjaarboek voor 1933 - 34, 1935 - 36.

✓ Nederlandsch Zendings-Tijdschrift 1890.

✓ Nederlandsch Zendingsblad, 1925, Nr. 2.

✓ Leven en Arbeid, O. G. Heldring.

✓ Mededeelingen de Evangelisatie van Java, F.L. Anthing.

✓ Geïllustreerd Zendingblad, 1869, 1871, 1872, 1888.

✓ Een merkwaardig Zendingsveld, Sangir- en Talaut-eilanden.

✓ Tijdschrift van het Kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap,  
Tweede Serie, Deel VI.

✓ In het land van de Papoea's, door F.J.P. van Hasselt.

✓ Tijdschrift voor Zendingswetenschap, 75. Deel, 3. Stuk 1931.

✓ " " " " 80. " 1. " 1936

✓ Lichtstralen, 3. Aflevering, 1. Jaargang; 4. en 5. Aflevering,  
3. Jaargang.

✓ Christelijke Stemmen, O. G. Heldring. Dertiende Deel.

✓ Overzicht van het Zendingswerk in Nederlandsch Oost- en Westindie,  
door Joh. Rauws, 1929-30, 1930-31, 1931-32, 1932-33, 1933-34,  
1934-35, 1935-36.

✓ De Zingende Zendingseeuw voor Nederlandsch Oost-Indie, S. Coolsma





P. Lic. W. Holsten  
Hasbergen b. Osnabrück

Hasbergen, den 2.9.1938

Lieber Gutes Werk!

Leider magst du, mit Herrn zu besprechen, noch ist Herr von 4 Wochen  
fehlend, weshalb wir uns Gellert bekann-  
nen haben, und wo sie geblieben sind. Schlimmer müßte sie zu-  
nächst. Ich habe ihn umgezogen, wohl ist sie sehr, und wir sind Herr  
Vollmer's Brief darüber mit schreiben lassen, wohl in Herrn Zimmer  
haben. Ich schreibe aber, als sei das noch nicht alles.

Es war mir sehr dankbar, bei der Kautionsunterzeichnung dabei  
zu sein und eine lebendige Freundschaft mit Herrn West zu haben.  
Aber, obwohl ich mich häufig in den Tagen nach dem 1. Sept., sehr  
ist die Stelle mit Freundschaften meines Arbeit nachher zu können  
gesehen. Das hat ich immer vorüber.

Für die Herrn von Götters-Tag pflege ich, noch mündlich  
Herrn zu sagen, was: Kautions, Aufschreibeschein und Gellert  
in Gellert mit Herrn H. G. Götters. Seine Mitteilung  
müßte von Herrn Gellert freigegeben werden. Ich werde mich  
nicht beschreiben.

Hochachtung. Der Herr von Gellert hat die NAMZ stand mich  
der Herr hat mich Gellert auf 2 verschiedene Briefe mitbringen sollen  
„Jahres und die Freundschaften“. Kautions ist mir noch immer  
Angabe über die Zeit für meine Zukunftsarbeiten?

Mit freundlichen Grüßen und Dank für die besten  
Aufmerksamkeiten  
H. Gellert.  
no. Gellert.

F. L. W. Holsten  
Hochschule für  
Kunst und  
Handwerk  
Hamburg

Pastor Lic. Holsten, Hasbergen

Io.8.38.

Sehr verehrter Herr Pastor!

Heute habe ich das Bücherverzeichnis zusammengestellt. Aus dem Verzeichnis geht hervor, daß allerlei Bücher fehlen.

- ✓ Onze Zendingvelden Nieuw Guinea : Joh. Rauws
- ✓ Overzicht van het Zendingswerk in Nederlandsch Oost en West India von 1929 bis 1936.
- ✓ De Zending in Oost en West H. D. J. Deel I. : Boissenvain
- ✓ Zendingsscheurboek voor 1933 -36.
- ✓ Java : Mr. P. L. Anthing.
- ✓ Berigten U. Z. 1864-65
- ✓ Tijdschrift van het Kon. Ned. Aar. Gen. Prof. C. M. Kan Deel 6
- ✓ Geïllustreerd Zendingsblad: Huisgezin 1869, 71, 72, 88.
- ✓ Tijdschrift voor Zendingswetenschap 75. Deel 1931, 80. Deel 1936.
- ✓ Lichtstrahlen 3. Jahrgang
- ✓ Nederlandisch Zendingsblad 8. Jahrg. Feb. 1925.
- ✓ In het land van de Papoeas: Hasselt.
- ✓ O. G. Helderling; Leven en Arbeid
- ✓ Gedendboek Nieuw Guinea 1862-87.
- ✓ En merkwaardig Zendingsveld
- ✓ De Vereeniging Christlicher Stemmen: O. G. Helderling
- ✓ Berigten voor het jaar 1867.
- ✓ Nederlandsch Zendingstijdschrift van Wijk. Jr.

Es grüßt Sie recht herzlich aus dem Missionshaus

Ihr ergebener



• 8 •

Sahr veränderter Herrschaft

U.S. Government Printing Office: Washington, D.C. 20540

von 1909 bis 1910. J. Doel I. : Botanische

1951-52, 1952-53, 1953-54, 1954-55, 1955-56, 1956-57, 1957-58, 1958-59, 1959-60, 1960-61, 1961-62, 1962-63, 1963-64, 1964-65, 1965-66, 1966-67, 1967-68, 1968-69, 1969-70, 1970-71, 1971-72, 1972-73, 1973-74, 1974-75, 1975-76, 1976-77, 1977-78, 1978-79, 1979-80, 1980-81, 1981-82, 1982-83, 1983-84, 1984-85, 1985-86, 1986-87, 1987-88, 1988-89, 1989-90, 1990-91, 1991-92, 1992-93, 1993-94, 1994-95, 1995-96, 1996-97, 1997-98, 1998-99, 1999-00, 2000-01, 2001-02, 2002-03, 2003-04, 2004-05, 2005-06, 2006-07, 2007-08, 2008-09, 2009-10, 2010-11, 2011-12, 2012-13, 2013-14, 2014-15, 2015-16, 2016-17, 2017-18, 2018-19, 2019-20, 2020-21, 2021-22, 2022-23, 2023-24, 2024-25, 2025-26, 2026-27, 2027-28, 2028-29, 2029-30, 2030-31, 2031-32, 2032-33, 2033-34, 2034-35, 2035-36, 2036-37, 2037-38, 2038-39, 2039-40, 2040-41, 2041-42, 2042-43, 2043-44, 2044-45, 2045-46, 2046-47, 2047-48, 2048-49, 2049-50, 2050-51, 2051-52, 2052-53, 2053-54, 2054-55, 2055-56, 2056-57, 2057-58, 2058-59, 2059-60, 2060-61, 2061-62, 2062-63, 2063-64, 2064-65, 2065-66, 2066-67, 2067-68, 2068-69, 2069-70, 2070-71, 2071-72, 2072-73, 2073-74, 2074-75, 2075-76, 2076-77, 2077-78, 2078-79, 2079-80, 2080-81, 2081-82, 2082-83, 2083-84, 2084-85, 2085-86, 2086-87, 2087-88, 2088-89, 2089-90, 2090-91, 2091-92, 2092-93, 2093-94, 2094-95, 2095-96, 2096-97, 2097-98, 2098-99, 2099-00, 2100-01, 2101-02, 2102-03, 2103-04, 2104-05, 2105-06, 2106-07, 2107-08, 2108-09, 2109-10, 2110-11, 2111-12, 2112-13, 2113-14, 2114-15, 2115-16, 2116-17, 2117-18, 2118-19, 2119-20, 2120-21, 2121-22, 2122-23, 2123-24, 2124-25, 2125-26, 2126-27, 2127-28, 2128-29, 2129-30, 2130-31, 2131-32, 2132-33, 2133-34, 2134-35, 2135-36, 2136-37, 2137-38, 2138-39, 2139-40, 2140-41, 2141-42, 2142-43, 2143-44, 2144-45, 2145-46, 2146-47, 2147-48, 2148-49, 2149-50, 2150-51, 2151-52, 2152-53, 2153-54, 2154-55, 2155-56, 2156-57, 2157-58, 2158-59, 2159-60, 2160-61, 2161-62, 2162-63, 2163-64, 2164-65, 2165-66, 2166-67, 2167-68, 2168-69, 2169-70, 2170-71, 2171-72, 2172-73, 2173-74, 2174-75, 2175-76, 2176-77, 2177-78, 2178-79, 2179-80, 2180-81, 2181-82, 2182-83, 2183-84, 2184-85, 2185-86, 2186-87, 2187-88, 2188-89, 2189-90, 2190-91, 2191-92, 2192-93, 2193-94, 2194-95, 2195-96, 2196-97, 2197-98, 2198-99, 2199-00, 2200-01, 2201-02, 2202-03, 2203-04, 2204-05, 2205-06, 2206-07, 2207-08, 2208-09, 2209-10, 2210-11, 2211-12, 2212-13, 2213-14, 2214-15, 2215-16, 2216-17, 2217-18, 2218-19, 2219-20, 2220-21, 2221-22, 2222-23, 2223-24, 2224-25, 2225-26, 2226-27, 2227-28, 2228-29, 2229-30, 2230-31, 2231-32, 2232-33, 2233-34, 2234-35, 2235-36, 2236-37, 2237-38, 2238-39, 2239-40, 2240-41, 2241-42, 2242-43, 2243-44, 2244-45, 2245-46, 2246-47, 2247-48, 2248-49, 2249-50, 2250-51, 2251-52, 2252-53, 2253-54, 2254-55, 2255-56, 2256-57, 2257-58, 2258-59, 2259-60, 2260-61, 2261-62, 2262-63, 2263-64, 2264-65, 2265-66, 2266-67, 2267-68, 2268-69, 2269-70, 2270-71, 2271-72, 2272-73, 2273-74, 2274-75, 2275-76, 2276-77, 2277-78, 2278-79, 2279-80, 2280-81, 2281-82, 2282-83, 2283-84, 2284-85, 2285-86, 2286-87, 2287-88, 2288-89, 2289-90, 2290-91, 2291-92, 2292-93, 2293-94, 2294-95, 2295-96, 2296-97, 2297-98, 2298-99, 2299-00, 2300-01, 2301-02, 2302-03, 2303-04, 2304-05, 2305-06, 2306-07, 2307-08, 2308-09, 2309-10, 2310-11, 2311-12, 2312-13, 2313-14, 2314-15, 2315-16, 2316-17, 2317-18, 2318-19, 2319-20, 2320-21, 2321-22, 2322-23, 2323-24, 2324-25, 2325-26, 2326-27, 2327-28, 2328-29, 2329-30, 2330-31, 2331-32, 2332-33, 2333-34, 2334-35, 2335-36, 2336-37, 2337-38, 2338-39, 2339-40, 2340-41, 2341-42, 2342-43, 2343-44, 2344-45, 2345-46, 2346-47, 2347-48, 2348-49, 2349-50, 2350-51, 2351-52, 2352-53, 2353-54, 2354-55, 2355-56, 2356-57, 2357-58, 2358-59, 2359-60, 2360-61, 2361-62, 2362-63, 2363-64, 2364-65, 2365-66, 2366-67, 2367-68, 2368-69, 2369-70, 2370-71, 2371-72, 2372-73, 2373-74, 2374-75, 2375-76, 2376-77, 2377-78, 2378-79, 2379-80, 2380-81, 2381-82, 2382-83, 2383-84, 2384-85, 2385-86, 2386-87, 2387-88, 2388-89, 2389-90, 2390-91, 2391-92, 2392-93, 2393-94, 2394-95, 2395-96, 2396-97, 2397-98, 2398-99, 2399-00, 2400-01, 2401-02, 2402-03, 2403-04, 2404-05, 2405-06,

8-10-1968

in the United States.

0-6. Held at New York City.

10-3-81 3:41 PM 10-3-81 3:41 PM

By order of the Board of Directors

1. Vereinfachung der Darstellung

Deutscher Volks-Verlag, Leipzig

10. The above information was obtained from the records of the [redacted] and is being furnished to you for your information.

Er ist ein Teil der Welt, die wir leben.

THE "GOLDEN"



**Lutheran Missions,**  
**New Guinea**

1598  
OFFICE OF DIRECTOR  
REV. F. O. THEILE

TELEGRAPHIC AND CABLE  
ADDRESS:  
LUTMIS, BRISBANE

TELEPHONE J 2713

DORNOCH TERRACE,

BRISBANE, 17th June, 1938

QUEENSLAND, AUSTRALIA

REF. NO. 38/955

Das Kuratorium,  
Gossnersche Mission,  
BERLIN.

Sehr verehrter Herr Inspektor,

Es hat einige Zeit gedauert, bis ich die Photographien, die ich Ihnen zugedacht hatte, in Besitz bekam. Ich lege sie hier an. Ich habe bei jeder auf der Rueckseite vermerkt, was sie darstellt.

Der Vertreter der Leica-Firma hat eine Reihe farbiger Bilder oder Bildstreifen aufgenommen. Ich hoffe sie gelegentlich einer Vorfuehrung, die er zugesagt hat, zu sehen. Ob man davon Abzuege erhalten kann, weiss ich nicht. Ich weiss nicht einmal ob es sich bei den Aufnahmen um unsere kirchliche Feier vom 8. Mai, oder um die buergerliche Feier vom 23. April handelt.

Sollte ich weitere Bilder oder anderes Material erhalten, so will ich Ihnen gerne davon zustellen.

Duerfte ich Sie bitten, dass Sie mir diejenigen Ihrer Publikationen zusenden die unsere Hundertjahrfeier oder auf die gefeierte Tatsache Bezug nehmen?

Mit herzlichen Gruessen,

Ihr ergebener,

*F. O. Theile*

# International Missionary Alliance

Swiss Church

OFFICE OF DIRECTOR  
NEW YORK  
TELEPHONE 1211  
ADDRESS  
100 N. 10TH ST.  
PHILADELPHIA

BRISBANE, 17TH JAN, 1933

Ref. No. 39/33

Dear Sir,  
Gossner Mission,  
Brisbane.

Dear Sir, please find enclosed...

...the enclosed letter, which I have just received from the...  
...of the...  
...the...

...the enclosed letter, which I have just received from the...  
...of the...  
...the...

...the enclosed letter, which I have just received from the...  
...of the...  
...the...

...the enclosed letter, which I have just received from the...  
...of the...  
...the...

Yours faithfully,

The Secretary

*[Handwritten signature]*



# Unterhaltungs-Beilage

## Märkische Siedler im fünften Erdteil

Die erste deutsche Auswanderung nach Australien — Von Sebastian Losch

Die Kurmark und damit unsere engere Heimat können heute ein seltsames Jubiläum begehen. Am 8. Juni sind es auf den Tag hundert Jahre, daß eine Gruppe von Klemziger Männern und Frauen sich aufmachte, um ihr stilles Dorf mit dem fünften Erdteil zu vertauschen. Freilich, nicht aus Abenteuerlust gingen diese ersten deutschen Australiensfahrer auf die Reise. Hier ist ihre merkwürdige Geschichte.

Unweit von Züllichau, in der südöstlichen Ecke der Kurmark, liegt das kleine Dorf Klemzig, aus dem am 8. Juni vor hundert Jahren zweihundert Männer, Frauen und Kinder aus konfessionellen Gründen nach Südastralien auswanderten. Die Begebenheit ist in Vergessenheit geraten wie so manches andere Blatt in der Geschichte unseres Volkes, das davon berichtet, wie deutsche Kraft und deutsches Blut in allen Teilen der Erde fruchtbar wurde und gestaltend zum Aufbau anderer Länder beitrug.

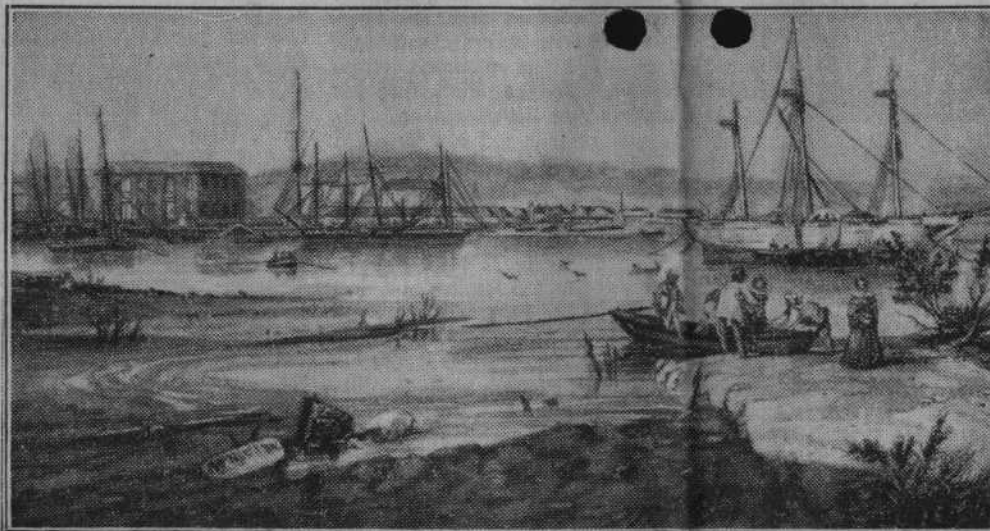
Die Australiensfahrt der Klemziger ist wesentlich als Beginn der deutschen Auswanderung nach Australien überhaupt. Als strenge Lutheraner sahen diese Kleinbauern und Tagelöhner in der von König Friedrich Wilhelm III. geschaffenen Unitierten Landeskirche, die Reformierte und Lutheraner umschließen sollte, etwas ihrer Auffassung Fremdes; sie lehnten daher die neue Gottesdienstordnung ab, die der König selbst bearbeitet hatte, und traten im Jahre 1835 mit ihrem Pfarrer August Ludwig Christian Kavel aus der Kirche aus. Aus Furcht vor den Folgen dieser Unbotmäßigkeit, aber auch in ehrlichem religiösem Eifer, wollten sie nun nicht mehr in Preußen leben, und beschloßen daher, auszuwandern. Der Pfarrer Kavel mag der eigentliche Schöpfer dieses Planes gewesen sein — wie hätten diese einfachen Leute sich sonst zu einem Schritt von solcher Tragweite entschließen können? Was hatten sie überhaupt für eine Vorstellung von Australien, von einer Meerfahrt, von all den Schwierigkeiten einer Neuan siedlung in einem fremden Land?

Ihrem Seelsorger übertrugen sie daher auch die Sorge für die Suche nach einer neuen Heimat. Sie schickten ihn — als erste Pläne, nach Rußland zu gehen, zunichte wurden — nach Hamburg und London, um mit den englischen Behörden, die damals gerade An siedler für Südastralien suchten, zu verhandeln. Das war im

zwei Rähne, auf denen sie die Reise nach Hamburg antraten. Nach einem ergreifenden Abschied von den Zurückbleibenden trieben die beiden Boote im Abendsonnenschein den Strom hinab.

An Krossen vorbei verließen sie kurz vor Frankfurt die Oder und erreichten durch den schmalen Lauf des Friedrich-Wilhelm-Kanals die Spree. Berlin passierten sie, Potsdam, Brandenburg. Dann, unter dem Domschiff von Havelberg vorbei, trug sie die Havel in die Elbe. Am 19. Tage nach ihrer Abfahrt erreichten sie Hamburg, wo die „Prince George“ sie aufnahm.

Aber schon nach ein paar Ruhetagen ging die Reise weiter, die Elbe hinab in die Nordsee, die ihnen stürmisch zusehte, auf die englische Küste zu. In Plymouth wurde Pfarrer Kavel mit seiner jungen Frau, einer Engländerin, an Bord genommen. Widrige Windverhältnisse hielten das Schiff noch einige Tage im Hafen, dann, am letzten Julitag, lichtete es die Anker. Die große Fahrt begann. Sie ging langsam vorwärts. 45 Tage nach ihrer Abreise von Hamburg erreichte die Klemziger die Gegend von



## Die Welt liegt offen

Von Else Lieber-Tributh

Noch gestern schlich ich durch die heiße Stadt:  
Die Luft war staubig und gewitterbang;  
Mir schlug das Herz so müde und so matt,  
Doch heute pulst in ihm ein neuer Klang.

Heut liegt die Welt vor mir im Ferienglied,  
Und fort trägt mich des Zuges Räderlied,  
Indes der Sonne strahlend heller Blick  
Zu mir ins schmale Wagenfenster sieht.

Da grüßen satte Wiesen, Wald und Feld,  
Und eines Flusses silberblanker Lauf,  
Der Schäferhund, der froh das Vieh umstellt:  
O Land, wie schön schlägst du die Augen auf!

Fern ist die Stadt, mein kleines Alltagsmü'h'n,  
Und wieder bin ich Kind vor Märchensicht;  
Mir scheint's wie Weihnacht, wenn im Tannengrün  
Wir zaghaft sah'n das erste Kerzenlicht.

räumte und den sie durch Leinwand und Decken zu einem großen Familienhaus erweiterten.

Weil sie zusammenbleiben wollten, verzichteten sie auf die Möglichkeit, als Handwerker in der Stadt selbst unterzukommen, sondern nahmen das Angebot ihres Gönners Angus an, der ihnen eine gute Wegstunde vor der Stadt am Torrensfluß ein Stück Land verpachtete.

Zur Weihnachtszeit, als in der alten Heimat Schnee lag und grimme Kälte herrschte, begannen sie die Besiedlung. Jeder Familie wurden etwa fünf Acker zugewiesen. Mühvoll wurden Holz geschlagen, Wurzeln gerodet und der Boden umgebrochen. In heimatlicher Bauweise entstand ein kleines deutsches Dorf, die Häuser aus Lehm oder ungebrannten Ziegelsteinen, mit Schilf gedeckt. Am Flußufer legten sie Gärten an, in denen bald Gemüse aller Art und ein paar Blumen wuchsen. Zur Erinnerung an ihre alte Heimat gaben sie dem neuerstandenen Dorf den Namen Klemzig.

Dies sind die äußeren Schicksale jener ersten deutschen Ansiedler in Südastralien, denen bald viele andere folgten. Was darüber hinaus in dem Schicksal dieser Pioniere an Schmerz und Weh, an Zweifel und Unsicherheit, an Herzeleid und Heimweh lebte, von den ersten Plänen des Aufbruchs bis zu ihrer Ausführung, in den Stunden der Trennung von der Heimat, in den langen, gewaltigen Wochen der Meerfahrt, der bedrückenden Weite des Ozeans ausgeliefert und auch in den ersten Monaten der Ansiedlung — das alles ist nicht überliefert. Das Maß, das dem Pfarrer Kavel für die Überwindung all dieser Schwierigkeiten



... nach Hamburg und London, um mit den englischen Behörden, die damals gerade Ansiedler für Südastralien suchten, zu verhandeln. Das war im Frühjahr 1836.

Zwei volle Jahre mußten aber noch vergehen, bis all die Widerstände, die sich dem Plan entgegenstellten, überwunden waren. Denn die preussische Regierung weigerte sich zunächst, die Ausreise der „Separatisten“ zu gestatten, sie verweigerte ihnen die Pässe, und der König versuchte, die Klemziger von ihrem Vorhaben abzubringen: „Sie seien von fanatischen Oberen verführt.“ Dann war auch ein Teil der Dörfler selbst unentschlossen, und in London hatte Kavel große Mühe, jemanden zu finden, der der Gemeinde die Kosten für Reisegeld und Ansiedlung vorstreckte.

Aber endlich, im Frühjahr 1838, kamen die Pässe aus Berlin, im Hamburger Hafen lag ein Segler bereit zur Ausfahrt, den George Fife Angus für die Klemziger gechartert hatte, und am 8. Juni bestiegen die Auswanderer bei Tschierzig an der Oder

Adelaide um die Zeit der ersten deutschen Auswanderung nach Australien

Scherl-Bildarchiv

St. Helena, und dann trieb sie ein Sturm so weit nach Westen, daß sie erst am 30. Oktober das erste australische Land in Sicht bekamen.

Was fast vier Monate Schiffsreise in eine ungewisse Zukunft jenen Auswanderern bedeutet haben, läßt sich für uns wohl ermessen. Vierzehn von ihnen haben die Landung nicht mehr erlebt. Sie ruhen irgendwo in dem weiten Gräberfeld des Ozeans bei jenen anderen Seelenten, Auswanderern und Soldaten, die das Meer zu sich nahm. Unter ihnen sechs Kinder!

Die Auswanderer gingen am Sonntag, dem 20. November 1838, in Port Adelaide an Land. Sie fanden erste Zuflucht in einem alten Schuppen, den ihnen ein Engländer nahe dem Hafen ein-

in den Stunden der Trennung von der Heimat, in den langen, gewaltigen Wochen der Meerfahrt, der bedrückenden Weite des Ozeans ausgeliefert und auch in den ersten Monaten der Ansiedlung — das alles ist nicht überliefert. Das Maß, das dem Pfarrer Kavel für die Überwindung all dieser Schwierigkeiten und Klippen zukommt, ist sehr groß. Er war ein Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes, der seiner Gemeinde noch über zwanzig Jahre hindurch vorstand.

Die weiteren Schicksale der Klemziger können hier nicht erzählt werden. Während des großen Krieges wurde der Name Klemzig von der australischen Regierung in Anerkennung geschichtlicher Wahrheiten ausgetilgt. Heute gehört der Ort, dem man vor zwei Jahren seinen alten deutschen Namen wiedergab, zur großen Stadt Adelaide, und nur ein verfallener Friedhof inmitten von Orangengärten mit den Gräbern der ersten Ansiedler und ein 1936 erbaute Erinnerungsstein zeugen von diesen ersten märkischen Siedlern, die, selbst ein Same vom großen Lebensbaum unseres Volkes, vor hundert Jahren übers Weltmeer fuhren, um im fernen Australien eine neue Heimat zu finden, ohne doch das alte Vaterland zu vergessen.

# Mädchen im Hafen

## Roman von Kurt Vergander



Copyright 1938 by August Scherl Nachfolger, Berlin

19. Fortsetzung

Holz tat erschrocken. „Was denn? Sie sind auch noch da, Klinger? Aber der Best hat nun leider vergebens gewartet — tut mir leid.“ Er sah wieder auf Irene. „Haben Sie heute schon Herrn Best gesprochen?“

„Nein, Herr Kommissar. Aber er sagte mir vorhin im Vorbeigehen, er möchte mich heute noch gern sprechen.“

„Sie wissen also noch nicht, was sich gestern Abend ereignet hat?“

„Nein. Ich war zu Hause.“

„Na, schön!“

Sie verließen alle zusammen das Zimmer und verabschiedeten sich vor der Tür.

Bräuer gab Irene die Hand; er wollte ihr etwas Freundliches sagen und nickte ihr ermunternd zu. „Kopf hoch, Fräulein Busch! Wird sich alles schon noch zurechtziehen.“

Holz winkte Harry. „Sehen Sie, nun habe ich Sie doch vergebens warten lassen, aber es ging nicht anders. Vorläufig treten Sie nun mal ab in der beruhigenden Gewißheit, daß die brave Polizei sich anstrengen wird, Licht in das Dunkel zu tragen.“ Auf einmal wurde des Kommissars Gesicht wieder verkniffen. „Aber verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Best! Das Licht wird die Polizei anstecken, doch dann gibt es keine Nachsicht mehr. Vorläufig wissen noch Sie allein, ob Sie die Wahrheit gesagt oder mich beschwindelt haben. Bald werde auch ich es wissen — verlassen Sie sich darauf!“

„Ich habe keine Furcht, Herr Kommissar! Ganz im Gegenteil!“ Harry ging, nach einer kurzen Verbeugung. Zögernd folgte ihm auch Irene.

„Was meinen Sie“, sagte Holz zu Klinger und steckte sich eine Zigarette an, „wie das Wurm sich freuen wird, wenn wir es heraushauen!“

„Fräulein Busch?“

„Na, wer denn anders, Mann? Oder haben Sie ein Nickerchen gemacht? Wenn nicht, was ist Ihnen dann aufgefallen?“

„Daß Gundelenar Zeichner und begabter Graveur gewesen ist.“

„Womit Sie beweisen, daß Sie nicht geschlafen haben und daß aus Ihnen wirklich etwas wird. Kommen Sie!“

\*

Harry setzte vor der Tür seine Mütze auf, knöpfte seine Jacke zu und ging zu seinem Motorrad, das am Bordstein stand. Er betrachtete es unschlüssig.

Dann kam Irene heraus. „Ist es Ihre Maschine?“ fragte sie.

Er nickte. „Aber wo lassen wir sie bloß?“

„Das weiß ich auch nicht, Herr Best.“

Er streifte ihr Gesicht mit einem schnellen Blick. Es war seltsam: Ihre gelassene, abgeklärte Art, ihre Stimme, ihre Gegenwart — alles trug bei, ihn ruhiger zu stimmen, so daß er den kommenden Dingen nun mit mehr Gleichmut entgegen sah. Ja, es war ihm gerade, als habe er sie schon immer gekannt, sein ganzes Leben lang, der als habe er seit langem gewußt, daß sie einander einmal begegnen müßten.

Irene blickte zum Himmel auf, der sich klar und seidenblau über die Häuser spannte. „Hören Sie, Herr Best: Kann man nicht ein Stückchen mit der Bahn aus der Stadt fahren? Oder haben Sie keine Zeit?“ Sie lächelte unbefangen. „Mir ist nach Luft zumute, nach Luft und Weite.“

Ja, Zeit habe er. „Und, offen gesagt, mir ist auch verdammte nach Luft zumute! Aber ich will Ihnen keine Ungelegenheiten machen.“

„Das tun Sie nicht, Herr Best.“

Er sah sie an, als sie zögerte. Sie hat doch einen Freund auf dem „Greif“? dachte er.

„Aber wenn Sie nur keine Ungelegenheiten bekommen —?“

Er lachte trocken. „Ich? Nein. Das ist vorbei! Und deshalb — und auch noch aus anderen Gründen — ist mir so nach Luft zumute.“

Sie schwieg, fühlte sich freilich nicht mehr überrascht. Aber der Wille, mit ihm jetzt zu sprechen, war um so stärker in ihr.

„Wissen Sie was, Fräulein Busch? Kennen Sie Hoffstrom?“

„Nein.“

„Es ist sehr hübsch dort, wirklich, und gar nicht weit. Nur: Wir müßten mit dem Motorrad fahren...“ Er stockte, als er beobachtete, daß sie nun doch ein verwundertes Gesicht machte.

„Es war nur ein Vorschlag, Fräulein Busch.“

„Gut. Und warum nicht? Nur dürfen Sie nicht rasen.“

„Ich fahre niemals blödsinnig!“ beteuerte er so eifrig und ernsthaft, daß Irene lachen mußte.

Sie kamen überein, daß Irene zuerst nach Hause ginge, um den Koffer abzuholen und einen Staubmantel überzuziehen, und Harry ebenfalls heimführe, um seiner Mutter von dem Ausgang der Verhandlung zu berichten. Das hatte er ihr versprochen. Dann wollte er Irene abholen...

Irene ging zur Straßenbahnhaltestelle und wartete eine ganze Weile vergebens. Als bekannt wurde, daß die Linie infolge eines Verkehrsunfalls erhebliche Verspätung haben würde, ging sie zu Fuß weiter.

Sie schritt schnell aus. Ihr war zumute, als sei sie noch nie im Leben von so ausgeglichener Ruhe erfüllt gewesen wie jetzt. Sie hatte sich in Bräuer nicht getäuscht; sie hatte ihr Unglück einem edelmütigen, großherzigen Menschen anvertraut, und der fühlte sich nicht genasführt durch ein kleines Vergehen, das aus Not und Angst begangen worden war, nein, sein Vertrauen war ihr geblieben. Er würde sie auch nicht auf die Straße setzen; sie würde ihre Arbeit im Syndikat behalten.

Irene ging rasch fürbaß, aber nicht weit von ihrer Wohnung bemerkte sie, daß sie verfolgt wurde. Sie wußte sofort, daß es nur Gundelenar sein konnte, und irrte sich auch nicht. Aber sie erschrak nicht mehr.

„Du gehst aber schnell“, sagte er, als er sie eingeholt hatte. Sie lächelte vor sich hin. „Mir ist so leicht zumute.“

„Dann ist dir sicherlich etwas Gutes begegnet?“



# Dr. Hoffmann spielt Rotschling

Die Geschichte einer gutgemeinten Panne / Von R. R. Neubert

Es war schon dunkel geworden, als der Tierarzt im Gutshof seinen Wagen bestieg, um in das Städtchen zurückzukehren, wo er wohnte. Die Landstraße, auf der er vorhin die heimkehrenden Gespanne getroffen hatte, lag schon im Schweigen der Nacht. Hin und wieder traf er einen einsamen Radler. Jetzt faßte der Lichtkegel der Scheinwerfer einen Fußgänger, der einen Koffer schleppte. Es mochte keine leichte Last sein. Nach wenigen Schritten stellte der Mann den Koffer wieder auf die Erde. Nun blickte er dem Auto entgegen. Etwas Bittendes lag in seiner Haltung, aber er hob weder den Arm, noch rief er ein Wort. Der Tierarzt hatte den Wanderer erkannt und hielt den Wagen an. Das war doch der junge Mann, der auf Gut Schönholz die Landwirtschaft erlernen wollte.

„Wohin geht's denn?“ fragte der Arzt gutmütig. „Zur Station!“ antwortete der Eleve. „Soll ich Sie ein Stück mitnehmen?“ Der Eleve dankte erfreut. Er hatte sich mit dem Koffer sehr abgemüht. „Verdammt schwer“, leuchtete er und stellte den Koffer in den Wagen, „zuerst war er so leicht gewesen.“ „Warum hat Ihnen der Inspektor keinen Wagen gegeben?“ wollte der Arzt wissen. Der Eleve machte einen etwas gedrückten Eindruck. Seine Antwort klang auch nicht überzeugend. „Geht's nach Hause?“ fragte der Arzt. Der junge Mann bejahte. „Urlaub ist auch mal ganz schön“, lächelte Dr. Hoffmann, wenn es ihn auch wunderte, daß der junge Mann gerade jetzt Urlaub bekam. Es gab doch viel zu tun.

„Hm“, fing der Eleve zögernd an, „Sie können es ja wissen, Herr Doktor. Ich habe gar keinen Urlaub, bin ausgerückt!“ „Ausgerückt?“ Unwillkürlich minderte er die Geschwindigkeit des Wagens. „Was hat's denn gegeben?“ „Krach mit dem Inspektor. Gestern hab' ich ein Fuder umgeschmissen. Sind ja verdammt Wege hier. Da soll einer fahren. Draußen bei der Bachwiese. Und es war doch mein erstes Fuder, müssen Sie wissen.“ „Na, das weiß doch der Inspektor auch. So schlimm wird er doch nicht getobt haben.“ „Aber heute! Ich sollte seinen Fuchs in die Schmiede bringen, ein Hufeisen war locker. Der Fuchs ist ein Mistvieh, sag' ich Ihnen. Und richtig reißt er sich unterwegs von mir los, ich hatte ihn nicht fest genug an der Kandare. Und er rast wie der Teufel zurück. Im Tor stand gerade das Mädchen mit dem Kinderwagen, da wäre bald ein Unglück geschehen. Aber

ich hab' den Gaul eben nicht mehr halten können. Warum schickte er nicht einen anderen mit dem Mistvieh zur Schmiede? Er wußte doch, daß ich...“ Er schluckte. Dann setzte er finstern hinzu: „Und zur Stroh... soll ich von morgen ab den Fuchs besorgen.“

„So, so“, sagte der Tierarzt bedächtig. „Ein unruhiges Tier, der Fuchs.“ „Aber morgen fuhr der junge Mann triumphierend auf, „morgen kann er mich suchen. Ich fahre nach Hause. Es gefällt mir hier nicht. Ich will auf ein anderes Gut. Wo ich's leichter habe.“ „Und Ihre Eltern?“ „Mein alter Herr wird ja die Augen aufreißen, wenn ich plötzlich in die Stube schneie, aber —“, er nagte an der Unterlippe. Gewiß war ihm selber nicht ganz wohl bei seinem Entschluß. Aber nun war er schon unterwegs. Bald würde er im Zug sitzen.

Ob er nicht eine Dummheit macht? dachte der Tierarzt. Wenn er jetzt nicht durchhält, versagt er vielleicht öfter im Leben.

Dr. Hoffmann mußte an seine eigene Jugend denken. Wenn er damals nicht durchgehalten hätte! Die Eltern waren plötzlich gestorben, und er hatte hart um sein Studium kämpfen müssen. „Wann geht denn Ihr Zug?“ fragte er. „Genau um 22 Uhr! Es ist der letzte Zug heute. Der nächste geht erst morgen früh um halb sechs.“

Der Arzt blickte auf die Uhr am Armaturenbrett. Der junge Mann würde lange vor Abfuhr des Zuges auf der Station sein. Aber nicht lange genug, um sich noch einmal alles in Ruhe zu überlegen. Wenn der erste Ärger abgeklungen war, sah er die Dinge vielleicht etwas freundlicher an. „Wissen Sie“, fing der Tierarzt nach kurzem Überlegen an, „Sie kommen ja viel zu früh auf den Bahnhof. Wir halten jetzt an der Waldschenke und stärken uns erst einmal. Dann fahren wir weiter. Ich bringe Sie schon pünktlich hin.“ Der junge Mann war mit dem Vorschlag einverstanden. Wenn er es nicht gewesen wäre, hätte er sich den Koffer auf den Boden werfen und lostrotten müssen. Und dann hätte ihn der Tierarzt mit dem Auto doch wieder eingeholt. Also blieb er bei ihm in der Waldschenke, trank einen Abschiedsschnaps, ließ sich vom Tierarzt über alle möglichen Dinge ausfragen und sah zu, wie der redselige Doktor an dem großen Stück Landschinken fabelte. Sehr genießend tat der Doktor das, und er lud auch den jungen Mann ein, aber der hatte gar keinen Appetit. Der dachte nur an den Zug. Schließlich blickte er schon unruhig zur Uhr. „Es wird wohl Zeit“, erinnerte er verlegen, „Aber der Arzt lachte. „Mit dem Wagen sind wir doch einweidrei dort, lieber Freund.“



Zeichn. Plünnecke



also!“ rief der Doktor, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen, „zureden hilft.“ Der Wagen schoß jetzt schnell davon. „Was war denn los?“ fragte der Eleve. „Weiß der Teufel!“ knurrte der Arzt und blickte auf die Uhr. Wenn die Bahnhofsuhr mit seiner übereinstimmte, mußten sie nun eigentlich zu spät kommen. „Schneller, Herr Doktor!“ bat der junge Mann. Ein Rollen kam von der Strecke her. Die ersten Häuser des Dorfes tauchten auf. Dann sahen sie schon die Lichter der Station. Aber als sie an den Bahnübergang kamen, war die Schranke bereits herabgelassen und der Zug stand, zur Ausfahrt bereit, schon im Bahnhof. Der Eleve fluchte, er konnte ja nichts anderes tun. Er mußte den Zug an sich vorbeifahren lassen. Dann ging die Schranke wieder hoch. In einer Minute waren sie nun am Bahnhof. „Es tut mir leid“, sagte der Tierarzt, als er sich verabschiedete, „die dumme Panne. Gute Reise morgen früh!“ Im trüben Licht der Bahnhofslampe stand der junge Mann mit zuckendem Gesicht neben seinem Koffer. So, nun hat er Zeit zum Überlegen, dachte der Arzt, als er davonfuhr. Ein bißchen tat der Ausreißer ihm ja leid. Es würde keine angenehme Nacht werden auf dem dunklen Bahnhof. Wenn der junge Mann aber morgen früh immer noch durchbrennen wollte, konnte der Inspektor — und die Landwirtschaft — ruhig drei Kreuze hinter ihm machen.

An dieses Erlebnis mußte er denken, als er einige Wochen später wieder nach Schönholz kam. Ob der junge Mann damals gefahren war? Da kam ihm hinter Schönholz ein breiter Pferde-rechen auf der Chaussee entgegen, und wer saß oben? Der junge Mann, braungebrannt und vergnügt. „Hallo, Herr Doktor!“ rief er, und der Arzt hielt sein Auto an. „Nanu, nicht ausgerückt?“ staunte er. Ein verlegenes Lächeln lief über das Gesicht des Eleven. „Ja — damals —“ begann er. „Ich bin nämlich in



## Angewandte Geschichte

### Zwei kleine Anekdoten

Arthur Nikisch, der geniale Dirigent, konnte bei Proben sehr ungemütlich werden. Als er noch das Orchester des Leipziger Gewandhauses leitete, unterhielten sich einige Damen vom Chor ziemlich unbestimmt weiter, obgleich Nikisch bereits mit seinen Erklärungen begonnen hatte. Erboßt schlug er aufs Pult und rief: „Meine Damen, das Kapitol ist bereits gerettet!“

\*

Ein bekannter Berliner Psychiater hatte einen Patienten, der sich für Ludwig XIV. hielt. Ein Kollege erkundigte sich nach der Entwicklung des Falles. „Oh, wir sind schon viel weiter“, rühmte der Arzt, „der Patient hält sich jetzt nur noch für Ludwig XIII.“

„Ganz gewiß. Ich könnte fast singen. . .“ Er nagte sich die Lippen. „Und wo willst du jetzt hin?“ — „Fort. Ein bißchen hinaus vor die Stadt.“ — „Dann werde ich dich begleiten!“

Sie lachte. „Wird kaum gehen. Auf einem Motorrad haben immer nur zwei Platz.“

„Dann fährst du wohl mit diesem Harry Best?“ fragte er bleich.

„Du bist gut unterrichtet, wie immer.“

„Du wirst nicht fahren!“

Sie lachte.

Er schenkte mit den Zähnen. „Und du wirst nicht fahren — sage ich dir!“

Sie blieb stehen und antwortete furchtlos: „Dort drüben steht ein Polizeibeamter. Wenn du mich nicht sofort verläßt, bitte ich ihn um Schutz!“

„Dann wird mein nächster Weg zum Syndikat sein.“

Irene musterte sein Gesicht. „Du bist ein großer Verbrecher und doch nur ein ganz kleiner Lump, José Gundelenar. . . Im übrigen aber wird Bräuer sich freuen, dich zu sehen, da er seit einer Stunde über dich und mich genau unterrichtet ist. Du darfst dich darauf verlassen: Er wird dir die Tür weisen. . . Uebrigens kannst du auch zu Kommissar Holz gehen, falls du es wünschst. Er war dabei, als ich von dir und mir erzählte, und er bezeugte ein merkwürdiges Interesse für dich, wechselte auch des öfteren bedeutungsvolle Blicke mit seinem Unterbeamten. . .“

Es sah aus, als begriffe er ihre Worte nicht. „Nein, wieso? Was wollte er wissen?“

Sie zuckte mit den Achseln und setzte sich wieder in Bewegung.

Er blieb an ihrer Seite. „Und wann soll das gewesen sein?“

„Vor einer Stunde — wenn du es so genau wissen willst. Und nun geh!“

Er machte einen großen Schritt, dann eine schnelle Wendung und stand dann vor ihr. „Du kommst keinen Schritt weiter und folgst mir auf der Stelle!“ stieß er heraus.

„Gib den Weg frei! Oder ich rufe den Beamten!“

„Er wird nicht eingreifen.“

„Er ist dazu verpflichtet.“

Landschienen fabelte. Sehr genikschisch tat der Doktor das, und er lud auch den jungen Mann ein, aber der hatte gar keinen Appetit. Der dachte nur an den Zug. Schließlich blühte er schon unruhig zur Uhr. „Es wird wohl Zeit“, erinnerte er verlegen. Aber der Arzt lachte. „Mit dem Wagen sind wir doch einweidrei dort, lieber Freund.“ Zwar war er jetzt mit dem Schinten fertig geworden, doch nun steckte er sich gemächlich eine Zigarre an. Auch dem Eleven hielt er die Tasche mit den Zigarren hin. Aus lauter Nervosität nahm sich der junge Mann eine. Er saugte daran herum und sah von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Wenn er jetzt auch ausgebrochen wäre, hätte er den Zug zu Fuß doch nicht mehr erreichen können. Jetzt konnte er es nur noch mit dem Auto des Doktors schaffen. Endlich erhob sich der Tierarzt. Aufatmend zerdrückte der junge Mann seine Zigarre im Aschenbecher. Aber als sie dann im Auto saßen, wollte der Motor nicht arbeiten. „Verdammte Schweinerei!“ fluchte der Arzt und suchte nach dem Schaden, als hätte er einen kranken Gaul vor sich. Der Eleve lehnte etwas blaß im Wagen. Vielleicht war die Zigarre zu stark gewesen. Vielleicht rührte seine Blässe mehr noch von der Aufregung her, mit der er den Lauf der Uhrzeiger verfolgte. Endlich ließ der Motor sein Brummen hören. „Na

„Ich bin dein Mann!“ leuchtete er. Ich kann mich als dein Mann ausweisen! Da kann er nicht eingreifen. Du kommst mit mir!“

Irene wurde bleich. „Undel“ hatte recht: der Beamte war nicht befugt, gegen ihren Mann einzuschreiten. Ein Ehemann belästigte nicht die eigene Frau, es sei denn, daß er sie schlage; und „Undel“ war! Mann, immer noch.

Hinter ihrem Rücken blieben Leute stehen. Sie blickte an seinem bleichen Gesicht vorbei und wußte nicht, wie sie sich helfen sollte. Wann endlich würde das aufhören? Wann endlich blieben diese erniedrigenden Begegnungen ihr erspart? Niemals mehr?

Sie gewahrte einen Motorradfahrer, der in mäßiger Fahrt herankam. Auf der anderen Seite verlangsamte der Polizeibeamte seine Schritte; er tat, als bemerke er nichts, und sah doch alles und war bereit, einzugreifen und das Mädchen zu schützen.

Aber jetzt war der Motorradfahrer so nahe, daß Irene die blaue Mütze und die Lederjacke erkannte. Sie winkte heftig, und plötzlich rief sie wie besinnungslos: „Harry! Harry!“

Gundelenar fuhr herum. . . Diesen Augenblick benutzte sie, um an ihm vorbeizustürzen und Harry entgegenzulaufen.

Harry bremste.

Sie stieß heraus: „Bitte, bleiben Sie bei mir!“

Er saß auf dem Rad und hatte die Füße auf die Erde gestellt, um das Gleichgewicht zu halten; der Motor lief noch. „Belästigt Sie der vieljährige?“ er durch die Zähne, als er Gundelenar erkannte, der ungefähr zehn Schritte Abstand.

Sie nickte; in ihre Gesicht zuckte, und dann mußte sie weinen. Sie sah Harry nicht mehr und nicht die Straße; sie schluchzte haltlos.

„Na, na!“ beglückte Harry. „Ich bin ja hier! Und der weiß von gestern nacht, daß ich wild werden kann; er soll nicht noch einmal meinen Weg kreuzen. . . Aber woher kennen Sie ihn denn?“

Irene faßte sich mühsam und drängte sich dichter an Harry, als sie bemerkte, daß Gundelenar seine Unschlüssigkeit überwunden hatte und auf sie zukam. „Ich erzähle Ihnen alles, Herr Best — nur bleiben Sie jetzt bei mir!“ überhastete sie sich.

„Was wünschen Sie?“ fragte Gundelenar. „Bitte, belästigen Sie uns nicht!“

Harry stellte den Motor ab. „So, nun kann man sich wohl besser verstehen, nicht? Fräulein Busch hat mich um Schutz, und wenn hier jemand einen anderen belästigt, dann sind wohl Sie das. . . Und nun machen Sie kurze Haken, falls Sie nicht noch einmal parterre gehen wollen!“

„Es ist meine Frau — ich kann sie also nicht belästigen.“

„Wer ist Ihre Frau?“

„Die Dame, die sich als Fräulein Busch ausgibt. Also, bitte, lassen Sie uns allein!“

Er ist verrückt! dachte Harry und starrte ihn an, immer noch den Mund offen. Er wandte sich halb zu Irene: „Ist das wahr? Der Kerl ist doch betrunken, nicht?“

„Bitte, Herr Best, begleiten Sie mich zu Kommissar Holz!“ bat Irene mit letzter Kraft.

Gundelenar trat zurück. Dann eilte er über den Fahrdamm und sprang in eine Straßenbahn, die bereits anfuhr.

Er war so schnell verschwunden, und es kam Irene wie Harry so unerwartet, daß sie es zuerst noch nicht begriffen. „Warum rannte er denn weg?“ fragte Harry. „Und es stimmt natürlich nicht, daß Sie seine Frau seien?“

„Es stimmt, Herr Best.“

Harry starrte vor sich auf sein Rad. Es war ungeheuerlich, was er da hörte. Der Kerl, mit dem seine Braut ihn betrogen hatte, war der Mann dieses Mädchens? Unsinn; dieser Frau! Unsinn alles. . . Er fand sich da nicht mehr durch. Er räusperte sich. „Aber wissen Sie nicht, daß Emmy mich mit Ihrem Mann hintergangen hat?“

„Ich habe es mir gedacht, und wenn Sie es nun auch wissen, dann ist schon vieles leichter, Herr Best. Ich meine, Sie werden mich dann leichter verstehen.“

Er verstehe nichts mehr, antwortete Harry; er sei reif für die Heilanstalt. . .

Eben noch waren sie auf der großen Ausfallstraße gefahren, die den Osten mit dem Reich verbindet, eben waren ihnen neben der fast ununterbrochenen Kette von Personenwagen donnernd und brausend Fernloszüge und Schnellomnibusse begegnet; dann verließen sie die Straße und waren wenige hundert Meter weiter in einem Dorf unter uralten, himmelhohen Linden, Eschen und Birken. In den gewaltigen Kronen rauschte die ewige Melodie des Windes, vom Frischen Haß

# ZENDINGSSTUDIE-RAAD

GOEDGEKEURD BIJ KON. BESL. D.D. 20 MEI 1911, NO 52 EN LAATSTELIJK D.D. 11 OCT. 1919, NO 69

VOORZITTER: DR C. W. TH. BARON VAN BOETZELAER VAN DUBBELDAM, DE BILT

VICE-VOORZITTER: DS J. KRÜGER, GEREK. PREDIKANT, CASTRICUM

SECRETARIS: DS H. D. J. BOISSEVAIN, „DE NYE WEHME“, UTRECHTSCHIEWEG 64, ZEIST

PENNINGMEESTER: JHR MR K. J. M. HUYDECOPER, KROOSTWEG 69, ZEIST

ADMINISTRATEUR: K. SCHARTEN

POSTREKENINGEN:

No 9257: PENNINGMEESTER VAN DEN Z.S.R. TE ZEIST

No 70763: PENNINGMEESTER DER CONFERENTIE VAN DEN Z.S.R.  
TE ZEIST

No 113199: ADMINISTRATIE VAN HET BLAD „LUNTEREN“ TE ZEIST

No 193968: HUISHOUDING VAN HET CONFERENTIE-ORD VAN DEN  
Z.S.R. TE LUNTEREN

BUREAU: „DE NYE WEHME“, ZEIST (UTR.)

UTRECHTSCHIEWEG 64

(HALTE „SCHARWEYDELAAN“ VAN DE ELECTR.  
TRAM UTRECHT-ZEIST)

VAN 9-12.30 EN 1.30-5: TELEFOON No 2777

OVERIGE TIJDEN: No 3555 (BOISSEVAIN)

No M/1109 20. Mai 1938

Herrn Missionsinspektor H. Lokies

Handjerystrasse 19/20

Berlin-Friedenau

Sehr geehrter Herr Lokies,

Zu meinem grossen Schrecken bemerkte ich soeben, dass Ihre letzte Brief, den ich durch viel zu viel Arbeit noch immer nicht beantwortet habe, schon vom 21. Dezember ist.

Nachher bekam ich auch noch einige Jubiläumschriftchen von Ihnen zugesandt, wofür ich Ihnen herzlich danken möchte.

Sie erwarten noch immer meine Antwort auf Ihre damalige Frage: mit welchen der Ihnen (bez. Ihrer Missionsgesellschaft) geliehenen Schriften es am meisten Eile hätte. Ich lege Ihnen einen Zettel bei von allen was wir Ihnen geliehen, wobei aber das ganze Photomaterial u.s.w. nicht erwähnt ist. Hinter einigen Titeln steht die Bemerkung: "te koop", d.h. also, dass, wenn Sie diese Nummern gebrauchen könnten, Sie sie für den angegebenen Preis behalten könnten. Sie scheinen mir ziemlich wichtig für Ihre Gesellschaft.

Am meisten eilt es mit den Nummern, die ich vorne mit einem Stern bezeichnet habe. Wenn Sie aber für weitere Studien und eventuell für die Ausgabe einer ausführlichen Geschichte Ihrer Mission diese und die anderen Nummern noch unbedingt einige Zeit nötig haben, wäre es vielleicht doch möglich sie Ihnen noch etwas länger zu leihen.

Mit dem Photomaterial und der handschriftlichen Urkunde, die ich Ihnen schon gleich am Anfang geschickt habe, hätte es aber jedenfalls mehr Eile, weil ich die auch selber von anderen geliehen habe.

Wiederholt habe ich auch gebeten um ein paar Nummern Ihres Blattes "Die Biene" und "Die Kleine Biene". Sie wären mir noch immer sehr willkommen.

Denken Sie nur ja nicht, dass ich wegen der Verzögerung das freundliche und brüderliche Verhältnis möchte trüben lassen. Ich denke gar nicht daran. Ich war und bin immer noch froh, dass ich ein bisschen habe mithelfen können.

Mit herzlichen Grüßen und Segenswünschen,

Ihr sehr ergebener

*H. D. J. Boissevain*



Dr. G. V. Kuznetsov, M.D.

— 1997年12月25日，在《人民日报》发表，署名：中国政法大学教授、博士生导师，中国政法大学法律史研究所所长，中国政法大学法律史学研究中心主任，中国政法大学法律史学研究所所长，中国政法大学法律史学研究中心主任，中国政法大学法律史学研究所所长，中国政法大学法律史学研究中心主任。

755 0-1200 to 1.30-6: P) 1200 to 1.30-6

6780808 TABLE 1. No. of INDIAN ACTS

**Abstract**



Australien 1838 - 1938



Marion, Jan 12.5.1938

Liebe Bräute Christkind!

Ich bin sehr und sehr glücklich; auch ich komme zuhause  
und so weiter. Auch das Christkind, das ich  
schon und schon; ganzlich Dank. Mein Glück und  
Gefühl von dir. Ich will sagen das ich auch  
wollen die und nicht sein.

Ganzlich

an. Gossner.

Ich bin sehr und sehr glücklich. Ganzlich Dank!

Absender:

P. Lic. W. Holsten  
Moringen (Solling)

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschließfachnummer

Postkarte



Gern

Wißwink

Anders - Krieger

Gustav Krieger

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfachnummer



Herrn  
Pastor Lic. Holsten  
Moringen (Solling)

13. Mai 1938.

Lieber Herr Pastor !

Leider sind meine Fahndungen nach dem Büchlein "Eben-Ezer" umsonst gewesen. Auch Herr Borutta hat in der Bibliothek es nicht finden können. Sollen wir versuchen, es bei der Staatsbibliothek auszuleihen ? Ihre Arbeit ist noch nicht fertig. Leider ist unser Fräulein Raubert schon die ganze Woche krank. Darum muß Fräulein Reichel alles allein schreiben. Sie hat aber schon 30 Seiten Manuskript fertig und denkt Anfang nächster Woche bestimmt fertig zu sein. Hoffentlich sind Sie uns nicht allzu böse.

Mit freundlichen Grüßen aus dem Missionshause  
Ihr

Herrn  
Pastor Ldo. Holsten  
Korinthen (Solina)

13. Mai 1938.

Lieber Herr Pastor!

Leider sind meine Vornamen nach dem Buchlein "Eben-Baum" unkenntlich gewesen. Auch Herr Bortz hat in der Bibliothek es nicht finden können. Sollen wir versuchen, es bei der Staatsbibliothek auszufragen? Ihre Antwort ist noch nicht fertig. Leider hat unser Friseur Raubert schon die ganze Woche krank. Darum hat Friseurin Rachel alles allein gemacht. Sie hat aber schon 50 Seiten Manuskript fertig und denkt Anfang nächster Woche fertig zu sein. Hoffentlich sind Sie uns nicht allzu böse.  
Mit freundlichen Grüßen aus dem Mis-  
sionshaus  
Ihr

Münster, den 4.5.38

Lieber Bruder Christentum!

Da Sie sich freundlicherweise für diese Dinge zu  
Aufmerksamkeit gewillt haben, möchte ich Ihnen  
sicherlich für die Unterstützung des Christentums, Glanz  
Professors Sorge zu betonen, das die ersten 25 Jahre in der  
Kolonie bestanden.

Leider habe ich vergessen, meine Tüpfel abzugeben.  
Muss ich für später was ich beginne, wenn ich für Sie  
Mittel beschaffen. Glanz hat ich im letzten Augenblick  
Tüpfelchen Tüpfel nicht mehr. Meiner Tüpfel nicht  
vergessen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.  
Ganzlich freundlich  
v. J. J. J.

Absender: .....

P. Lie. W. Holsten  
Moringen (Solling)

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschließfachnummer

Postkarte



Gern  
Arndt Wühlisch

Arndt - Fröhner

Gerdingstr. 19/20  
Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschließfachnummer



# from the Gallows

UNITED BRITAIN'S

## GATEWAY TO ALASKA

### U.S.A. Loan For Road

Sunday Mail Special  
VANCOUVER, April 30.

NEGOTIATIONS are almost complete whereby the United States will lend the Province of British Columbia £5,000,000 for the construction of a great concrete highway from Washington State across British Columbia into Alaska.

Mr. T. D. Pattullo (Premier of British Columbia) is finally arranging with President Roosevelt a deal which contemplates a military highway joining Alaska with other parts of the United States.

The United States will provide the cash for building the road from funds designed by President Roosevelt in his spending and lending programme at such a ridiculously low rate of interest and repayment that the refund of the loan will not bother this generation or the next.

The Federal Government of Canada so far is blinking at the question of military or other international obligations, and is inclined to allow this interesting and extraordinary deal to proceed.

#### First Of Its Kind

It is the first time that the United States Government has inaugurated such a great public investment in a foreign country, and the proposals therefore are attracting widespread attention.

In Washington Canadian officials have been shown maps prepared by President Roosevelt's geographers providing for a vast highway system complete from Fairbanks (Alaska) through Canada, the United States, Mexico, the Central American Republics, right into Panama.

United States newspapers make no pretence to disguise that the plan is designed to prepare against a possible invasion by Japan. It is being called a tourist highway, but it will be equipped completely with facilities for moving trucks and assisting aeroplanes, hundreds of which will be based on Fairbanks.

#### Depend Upon U.S.A.

With the majority of its navy located in Pacific waters the United States fully declares that its defence frontier extends roughly in a line from Fairbanks to Honolulu. Presumably any move by Japan towards the invasion of British Columbia would be defended by the United States, as if this were indeed American territory.

The people of Vancouver and Victoria realise that if war came they would inevitably throw in their lot with the United States, and so the proposal for the construction of a military highway is everywhere welcome.

From another standpoint the United States and Canadian leaders are justifying their great investment in territory on the Pacific slope. They see that between Quebec and Western Canada there is a widening political gulf, which may find expression in the breaking away of some Western Canadian Provinces under the leadership of Mr. Aberhart or some other Radical.

Canadians have no fears of the breaking up of the Dominion, but some United States observers believe that this will come within a decade. In that case Americans would hope to swallow British Columbia and the Yukon territory, extending the United States domain unbroken from Mexico to the Bering Straits.

Some of these moves may seem far-fetched and fantastic, but certainly they indicate that the United States is preparing against an Oriental menace as completely as forethought can suggest.

In Washington to-day, following a further conference with President Roosevelt, the Prime Minister of British Columbia declared that the defence interests of Western Canada and Western United States were identical, and that the most significant factor of the highway proposals was that they would definitely join Canada and the United States together for defence purposes.

In fact, the highway agreement becomes a tacit defence treaty in itself, as between Canada and the United States, against any Oriental aggression.

HOUSES FALL  
LIKE CARDS

THEY WILL  
MEET IN  
ROME



## Scuttled German Aid British R

Special to The S

GERMANY'S High Seas Fleet is rising to help British rearmament.

Nineteen years ago German ships scuttled in the Scapa Flow. Thirty-two of the small four years Metal Industries have been ships. They raised the Bayern, Konrich Grosse, which yielded the brass, steel, brass, and copper, every ounce of firm is to begin immediately on the ton Derfflinger.

## 1000 Guineas Won By Rockfel

LONDON, April 29.

The Thousand Guineas, run to-day over one mile, was won by Rockfel, with Laughing Water second, and Solar Flower third. Winner started at 8 to 1, and second and third at 20 to 1. Twenty starters; won by 1½ lengths, with three lengths between second and third.

There

it

INCRE

REI

# 100 YEARS' TRAVEL CHANGE

## BULLOCK TEAM TO FLYING BOAT

### 200 Vehicles in Nundah Pageant

**MEANS** of transport familiar to the colony-builders of Brisbane 100 years ago contrasted sharply with rapid modern vehicles in a cavalcade two miles long, at Nundah yesterday.

Being one of the closing scenes in the centenary celebrations of the First Free Settlers of Queensland, the procession, which comprised 200 vehicles, was an historic pageant of the State's progress.

Thousands of people witnessed the Cavalcade's progress along a three-mile route through the suburb.

Appropriately enough in the van of the cavalcade was a bullock team driven by a raucous-voiced one-legged teamster mounted on a large-boned hack. His assistant trailed alongside on foot, wielding the long-handled rawhide whip. The teamster's attention was divided between keeping the fresh bullocks on the road and keeping the crowd away from the bullocks. In view of the restrictions on "bullocky" language he achieved the dual task splendidly.

Then followed a drover's outfit—mounted stockmen with their pack-horses and bulging gear. A German waggon, of the type familiar in many of Queensland's early-developed districts, lumbered into view.

#### AMBULANCE EVOLUTION

Forty years' progress of the Ambulance Transport Brigade was traced in a display led by bewhiskered bearers carrying a patient in a hand stretcher. They were followed by the improved wheeled litter, a sulky turnout, and finally the modern wireless equipped car.

A heavy horse-dray, drawing a log-slung beneath and resting on a stout

mechanism still functioned. It was preceded by a frock-coated gentleman waving a red flag and ringing a bell. Other ancient mechanised units were the State's first Hupmobile Cadillac cars, which were followed by their 1938 model prototypes.

A horse bus, which plied around Rosalie 40 years ago was another highlight. It was in use between Woolloowin and Aspley as late as 1918.

The beginnings of the Nundah Volunteer Fire Brigade were represented by a horse-drawn contraption, followed by a massive engine belonging to the Metropolitan Fire Brigade Board.

The cavalcade included numerous tableaux entered by friendly societies and other organisations.

#### AERIAL PROGRESS

As the cavalcade neared Boyd Park an aerial cavalcade, arranged by the Queensland Historical Society, Royal Queensland Aero Club, and aviation companies joined in.

First to zoom over the park was a two-seater open-cockpit Moth, flown by Mr. Leslie Wilson, of Nundah, a grandson of Mr. W. A. Franklin, of Milton Road, Nundah, pioneer bus driver between North Quay and Sandgate.

An enclosed cabin biplane type of Hornet Moth, piloted by Miss Adelle Mullin, and a Miles Whitney low-wing monoplane, piloted by Mr. Bruce



Two "old timers" watched the pageant of the years expressed in modes of transport at the Nundah centenary celebrations yesterday.

farm-made trolley trailer, illustrated one of the earliest methods of timber transport. This was followed by the later horse-drawn timber carrier, and the latest high-powered enclosed-cabin type of truck.

A convict dray with solid wooden wheels rumbled past, followed by an "aboriginal" prisoner.

A tableau entered by the post office depicted the advance of the Queensland postal communications. In front stood mounted express riders. Telegraph and wireless facilities, with the figure of "Father Time" surveying the scene formed part of the ensemble.

#### GOVERNOR BLACKALL'S BUGGY

Governor Blackall's buggy, once the pride of the colony, rattled past. A highly interesting vehicle was Queensland's first motor buggy, whose

Munro followed, showing progressive advances in speed. Next was a twin-engined five-seater Dragonfly piloted by Mr. W. B. Purton.

Familiar to Queensland was a D.H. 86, of the type now used for the Empire mails, with Captain O. D. Denny in charge. Its cruising speed is 145 miles an hour. Hardly had it passed overhead when the three-engined low wing Stinson monoplane, with accommodation for two pilots and eight passengers, appeared, with Captain Jason Hassard in charge.

The last word in commercial aircraft—the Empire flying-boat Coolangatta—formed the rearguard. With accommodation for a crew of five and 24 passengers, together with 1½ tons of mail, this machine has a cruising speed of 165 miles an hour, and a top speed of 200. It was flown by Captain L. J. Brain, flight superintendent of Qantas Empire Airways.



1165.

# Lutheran Missions, New Guinea

OFFICE OF DIRECTOR  
REV. F. O. THEILE

TELEGRAPHIC AND CABLE  
ADDRESS:  
LUTMIS, BRISBANE

TELEPHONE J 2713

DORNOCH TERRACE,

REF. No. 38/704.

BRISBANE, 29-4-38.

QUEENSLAND, AUSTRALIA

Das Kuratorium,  
der Gossnerschen Mission,  
BERLIN-FRIEDENAU.

Sehr verehrter Herr Inspektor,

Wie versprochen, schicke ich Ihnen hiermit die  
Zeitungsausschnitte die von der Zentenarfeier berichten, die am  
vorigen Sonnabend stattfand.

Zugleich lege ich hier an, den Brief, welchen ich  
von Sr. Excellenz dem Gouverneur unseres Staates erhielt zur Bestat-  
tigung des Empfanges des Kabels, das Sie mir fuer ihn zuschickten. Ihr  
Schreiben, das ich hier habe geht ihm zu so bald ich es uebersetzt  
habe. Das teilte ich schon in meinem Luftpostbrief mit.

Mein Buch sollte Ihnen mit dieser Post zugehen.  
Es sind heute die ersten Exemplare gebunden worden.

Mit herzlichen Gruessen,

*F. O. Theile.*

Einl.

amiable nature

137110 13712

REV. R. O. THURLE

... ..

до 30 лет содержания — 150

[illegible]





GOVERNMENT HOUSE,  
BRISBANE.

27th April 1938

Dear Sir,

I am deeply sensible of your courtesy in writing to me on the 13th April, and of all the interest which the Gossner Mission Society in Germany is taking in the celebrations of the centenary of the arrival in Queensland of Pastor Schmidt, Pastor Eipper, and the ten laymen, as the first Free Settlers in this State, one hundred years ago.

Your letter has been of much interest to all and it will interest, and, I hope, please you to know that when I unveiled, last Saturday, the granite cairn at Nundah, close to the original Zion Hill Settlement, there were thousands of people present desiring to testify to the courage of these great men who had braved hardship, dangers, and the many uncertainties of life, coming as they did, to an unknown land to found the first mission station in Queensland.

In my speech before I unveiled the cairn, on which is recorded the names of all the missionaries on a bronze plaque, I pointed out the difficulties of the journey from Greenoch in the "Minerva", which was a small ship of only 380 tons, and which took over five months to reach Sydney, and I was glad indeed to pay my tribute, which was so fully endorsed by the vast gathering present, to the self sacrificing and successful work of these men and their wives, whose memory will be honoured in Queensland for all days to come.

Please accept my assurances of my deep respect and, again, my personal gratitude and that of all those who have been responsible for the arrangements for this most important occasion.

Yours sincerely,

*Leslie Wilson*

Governor,  
Queensland.

The Curator,  
The Gossner Mission Society,  
Randjerystrasa 19-20,  
Berlin - Friedenau, Germany.

BRISBANE  
GOVERNMENT HOUSE

Abschrift.

Government House.  
Brisbane.  
27 th April 1938

Dear Sir,

I am deeply sensible of your courtesy in writing to me on the 13 th April, and of all the interest which the Gossner Mission Society in Germany is taking in the celebrations of the centenary of the arrival in Queensland of Pastor Schmidt, Pastor Eiper, and the ten laymen, as the first Free Settlers in this State, one hundred years ago.

Your letter has been of much interest to all and it will interest, and, I hope, please you to know that when I unveiled, last Saturday, the granitecairn at Nundah, close to the original Zion Hill Settlement, there were thousands of people present desiring to testify to the courage of these great men who had braved hardship, dangers and the many uncertainties of life, coming as they did, to an unknown land to found the first mission station in Queensland.

In my speech before I unveiled the cairn, on which is recorded the names of all the missionaries on a bronze plaque, I pointed out the difficulties of the journey from Greenoch in the "Minerva", which was a small ship of only 380 tons, and which took over five Months to reach Sydney, and I was glad indeed to pay my tribute, which was so fully endorsed by the vast gathering present, to the self sacrificing and successful work of these men and their wives, whose memory will be honoured in Queensland for all days to come.

Please accept my assurances of my deep respect and, again, my personal gratitude and that of all those who have been responsible for the arrangements for this most important occasion.

Yours sincerely

gez. Leslie Wilson

Governor,  
Queensland.

The Curator,  
The Gossner Mission Society,  
Handjerystr.19/20  
Berlin-Friedenau, Germany.



Admission

Government House,  
Brisbane,  
27th April 1938

Dear Sir,

I am deeply sensible of your courtesy in writing to me on the 13th April, and of all the interest which the Gossner Mission Society in Germany is taking in the celebration of the centenary of the arrival in Queensland of Pastor Gossner, Pastor Nipper, and the laymen, as the first three settlers in this State, one hundred years ago.

Your letter has been of much interest to all and it will interest, and I hope, please you to know that when I unveiled, last Saturday, the monument at Uminj, close to the original Zion Hill settlement, there were thousands of people present desiring to testify to the courage of those great men who had proved leadership, dangers and the many uncertainties of life, coming and they did, to an unknown land to found the first mission station in Queensland.

In my speech before I unveiled the cairn, on which is recorded the names of all the missionaries on a bronze plaque, I pointed out the difficulties of the journey from Brisbane in the "Minerva", which was a small ship of only 380 tons, and which took over five months to reach Sydney, and I was glad indeed to pay my tribute, which was so fully endorsed by the vast gathering present, to the self-sacrificing and successful work of these men and their wives, whose memory will be honoured in Queensland for all days to come.

Please accept my assurances of my deep respect and, again, my personal gratitude and that of all those who have been responsible for the arrangements for this most important occasion.

Yours sincerely

Gen. Leslie Wilson

Governor,  
Queensland

The Director,  
The Gossner Mission Society,  
Hauptstadtstr. 10/20  
Berlin-Paludenberg, Germany



966

# Lutheran Mission,

New Guinea

OFFICE OF DIRECTOR  
REV. F. O. THEILE

TELEGRAPHIC AND CABLE  
ADDRESS:  
LUTMIS, BRISBANE

TELEPHONE J 2713

38/679

DORNOCH TERRACE,

BRISBANE, 26/4/38

QUEENSLAND, AUSTRALIA

Das Kuratorium  
der Gossnerschen Mission  
BERLIN-FRIEDENAU.

Sehr verehrter Herr Inspektor,

Ihr Kabel zur Zentenarfeier in Nundah kam rechtzeitig hier an und ich habe es sofort an unsern Gouverneur weitergeleitet. Bei seiner Ansprache gelegentlich der Enthuellung des Denkmals hat der Gouverneur den Brief, der ihm den Inhalt des Kabels uebermittelte vorgelesen und nur dies eine hat er vorgelesen und nur diesen einen Gruss besonders erwaeht. Aus einem Zeitungs-ausschnitt, welcher Ihnen mit Schiffs ost zugehen wird, werden Sie ersehen, dass der Gouverneur das Denkmal enthueilt hat "zum Andenken an die Gossner Mission und die in ihrem Dienste standen". Ich war bei der Feier zugegen und habe mich ueber seine Worte recht sehr gefreut. Unter den Bildern die bisher in den Zeitungen erschienen ist mir bis jetzt keines in die Hand gekommen, das das Denkmal als Ganzes zeigt. Sobald ich ein solches Bild auftreiben kann, werde ich es Ihnen zustellen.

Unsere lutherische Kirche wird ihre Zentenarfeier ebenfalls in Nundah in Verbindung mit unsrer jaehrlichen Synode feiern und zwar am 8 Mai.

Waehrend voranstehender Brief in der Maschine war, kam Ihr Luftpostbrief vom 13 April hier an. Ich werde die Anlage, sobald ich sie uebersetzt habe, an den Gouverneur weiter leiten.

Mit Betruebnis vernehme ich, dass Ihr Werk vor so einschneidender Entscheidung steht. Ich bete mit Ihnen Gott, dass er in letzter Stunde noch einen Ausweg Ihnen zeige und fortfahre seinen Segen dem Werke neu zuwenden, das er so lange erhalten hat.

Mit herzlichen Gruessen,

*F. O. Theile*

Mit naechster Schiffspost schicke ich Ihnen die Zeitungsaus hnitte und wohl auch mein Buch zu.

12/2

# South Australian Mission

Wm Collins

Office of Director  
Rev. E. O. THEILE

TELEPHONE AND CABLE  
ADDRESS:  
LUTHER, BRISBANE

TELEPHONE 12310

CONROCH TERRACE

BRISBANE, QUEENSLAND, AUSTRALIA

38/10

Das Amt des  
der Gossnerischen Mission  
B. WILHELM RIEDEL

Sehr verehrter Herr Inspektor,

Ihr Brief zur Entsendung des Herrn  
nach Australien ist mir sehr willkommen  
und ich habe es sofort an unsern  
weitergeleitet. Bei seiner  
des Direktors hat der Gouverneur  
Kabeln übermittelte Vorlesungen und  
und nur diesen einen Punkt  
entschieden, ob der Herr  
ersuchen, dass der Gouverneur  
an die Gossner Mission und die  
bei der Feier aussetzen und  
notwendig. Unter den  
hat mir die Sache in die Hand  
Gemeinde zeigt. Glaubt  
ich es Ihnen zu sagen.

Unsere lutherische Kirche wird  
Gossnerischen ebenfalls in  
lichten Synode feiern und  
während voranstehen der  
Maschine von dem  
die Anlage, sobald ich  
lassen.  
Mit demnachst  
Ihr Brief vor so  
mit Ihnen Gott, dass  
Ihren Begehr und  
das es so lange

Mit herzlichen Grüßen,  
B. WILHELM RIEDEL  
Mit besonderer  
und wohl noch



Absohrift.

Government House  
Brisbane.

354  
26th April 1938.

*Herzliche d. Gossner Mission,  
100 Jahre*  
Dear Rev.Theile,

I wish to acknowledge, with very many thanks, your Letter of the 22nd April, and request you to convey to the Gossner Mission Society of Berlin my vera warm thanks for the cable message received by you, conveying to me its best wishes in connection with the Commemoration of the establishment of the First Free Settlers in Queensland, one hundred years ago.

At the unveiling ceremony on Saturday, I read out, to a large audience, this message which I had received from you, and, on every hand, I can assure you, the Gossner Mission Society's message was very deeply appreciated.

Yours very faithfully

gez. Leslie Wilson.

Rev. F.O.Theile  
Dornoch Terrace,  
BRISBANE.

Government House

Brisbane

Admiral

26th April 1958

Dear Rev. Theobald,

I wish to acknowledge, with very warm thanks, your letter of the 22nd April, and request you to convey to the Gossner Mission Society of Berlin my very warm thanks for the cable message received for you, conveying to me the best wishes in connection with the commemoration of the establishment of the first Free Settlers in Queensland, one hundred years ago.

At the unveiling ceremony on Saturday, I read out, to a large audience, this message which I had received from you, and on every hand, I can assure you, the Gossner Mission Society's message was very deeply appreciated.

Yours very faithfully

Gen. Leslie Wilson

Rev. T.O. Theobald

Dormood Terrace

Brisbane





3.52.  
GOVERNMENT HOUSE,  
BRISBANE.

26th April 1938

*Dear Mr Theile,*

I wish to acknowledge, with very many thanks, your letter of the 22nd April, and request you to convey to the Gossner Mission Society of Berlin my very warm thanks for the cable message received by you, conveying to me its best wishes in connection with the commemoration of the establishment of the First Free Settlers in Queensland, one hundred years ago.

At the unveiling ceremony on Saturday, I read out, to a large audience, this message which I had received from you, and, on every hand, I can assure you, the Gossner Mission Society's message was very deeply appreciated.

Yours very faithfully,

*Leslie Wilson*

Rev. F.O. Theile,  
Dornoch Terrace,  
BRISBANE.

GOVERNMENT HOUSE  
BRISBANE

1096.

# Lutheran Missions, 9

## New Guinea

OFFICE OF DIRECTOR  
REV. F. O. THEILE

TELEGRAPHIC AND CABLE  
ADDRESS:  
LUTMIS, BRISBANE

TELEPHONE J 2713

DORNOCH TERRACE,

BRISBANE, 20-4-38.

QUEENSLAND, AUSTRALIA

REF. NO. 38/633.

Die Gossnersche Missionsgesellschaft,  
BERLIN - FRIEDENAU.

Sehr verehrter Herr Inspektor,

Ich bin in Unkenntnis, ob meine Zuschriften und Sendungen wahrend des verflossenen Jahres Sie erreicht haben, aber ich will dennoch meinem Versprechen nachkommen und Ihnen zustellen was Neues in Bezug auf die gossnerschen Sendlinge vom Jahre 1837 sich auffinden liess.

Am 23. April wird in Nundah ganz nahe bei dem Platz, wo die gossnerschen Sendlinge sich im Jahre 1838 niederliessen, eine Denksaeule enthueilt werden, die an jene Tatsache erinnert. Ich werde Ihnen die Zeitungsausschnitte nachher zugehen lassen. Der Gouverneur unsers Staates wird die Enthuehlung vornehmen.

In Verbindung mit dieser Feier wurde ein Buechlein herausgegeben, das ich Ihnen in einem Sonderumschlag zustelle. Darin ist der geschichtliche Hintergrund fuer die Feier gegeben.

Eine Woche spaeter wird dann s.G.w., mein eigenes Buch herauskommen "One Hundred Years of the Lutheran Church in Queensland" davon ich Ihnen dann auch ein Exemplar zustellen werde.

Am 8. Mai begeht s.G.w. unsre Queenslaender Kirche dann ihre Zentaerfeier in Verbindung mit der jaehrlichen Synode, die in diesem Jahr in die Gemeinde geledet ist, die auf jene erste Ansiedlung zurueckgeht.

# Evangelical Missionary Society

Brinsford

OFFICE OF DIRECTOR  
REV. F. Q. THELLE

THEOLOGICAL SEMINARY  
AND  
LUTHERAN CHURCH

BRINSFORD TERRACE

BRINSFORD 104-106

CHURCH AND SOCIETY

104-106

REV. DR.

The Evangelical Missionary Society

Brinsford

Dear Sir,

I have the honor to acknowledge the receipt of your letter of the 10th inst. in relation to the proposed purchase of the property at Brinsford, and in reply to inform you that the same has been referred to the Board of Directors of the Society, and that they have decided to purchase the same for the sum of \$1000.00.

The property at Brinsford is situated on the corner of the intersection of the main highway and the branch road, and is a very desirable location for the proposed church building. The property is owned by the late John A. Smith, and is being offered for sale by his estate.

In view of the fact that the property is situated on a corner, and is a very desirable location for the proposed church building, it is recommended that the Board of Directors should purchase the same for the sum of \$1000.00.

The Board of Directors of the Society has decided to purchase the property at Brinsford for the sum of \$1000.00, and to build a church building on the same.

The church building at Brinsford is a very desirable location for the proposed church building, and it is recommended that the Board of Directors should purchase the same for the sum of \$1000.00.



2.

Sobald ich etwas freie Zeit habe, denke ich noch einige weitere Personalnotizen Ihnen zuzustellen, wie ich sie habe ausfindig machen koennen.

Hoffentlich kommt alles richtig in Ihre Haende.

Wie ich aus Blättern ersehe, ist Herr Inspektor Stosch, den ich vor 18 Monaten in Deutschland persönlich kennen lernen durfte nach Indien uebergesiedelt, um dort die Leitung der Kirche unter den Kols zu fuehren. Gott der Herr setze ihn zu reichem Segen.

Mit herzlichen Gruessen,  
Ihr ergebener,

*F. O. H. Meile*

27410ND

2.

Sobald ich etwas freier Zeit habe, werde ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen, um die Angelegenheiten zu besprechen.

Offentlichkeit kommt mir nicht in Betracht.

Mit freundlichen Grüßen,

Ich bin aus demselben Grunde, wie ich es schon früher erwähnt habe, nicht in der Lage, Ihnen eine ausführliche Antwort zu schreiben. Ich werde mich jedoch bemühen, Ihnen die wichtigsten Punkte zu verdeutlichen.

Mit herzlichsten Grüßen,  
Ihr ergebener,  
[Signature]

27410ND

Telegramm nach Australien zur Einweihung des  
Ehrenmals für die ersten Goßn.Missionare.

Abgesandt am 20.April 1938, vorm.9 Uhr.

Lutmis, Brisbane.

Please hand to the governor our kind wishes in memory  
of Queenslands first free settlers.

Goßner-Mission.







*Courier Mail*  
26.4.38

## THE FREE SETTLERS

### Mission Not Lutheran

To The Editor of The Courier-Mail

SIR.—Writers of letters to The Courier-Mail have referred to Queensland's first free settlers as "Lutheran Missionaries." This is not correct. Neither the Lutheran Church nor the Lutheran Mission Society had anything to do with this mission.

The missionaries were trained by Gossner on similar lines to the Moravian Missionaries. The mission was established and conducted by the Presbyterian Church in communion with the Church of Scotland in New South Wales.

Points which support the evidence that the missionaries were Moravians are:—

1. Statements made by the missionaries themselves to their children and grand-children, some still living, that they were Moravian brethren. The Eipper family had in their possession the well-known Moravian Missionary medallion.

2. The Rev. Mr. Hey recently informed me he had seen a Moravian article dealing with Pastor Haussman's work in Australia couched in language which would only be used by the Moravians in speaking of one of their own.

3. According to Gossner's biography, contained in "Good Deeds," he ministered to a Moravian congregation in Berlin, and probably from this congregation the missionaries came. The same writer states that the church of which Gossner subsequently became pastor was the Bohemian Church, which was, of course, the Moravian Church.

4. The Baptist Church most closely resembles the Moravian Church, and the big majority of these missionaries became Baptists. It was a Baptist Chapel they established at Zion's Hill.

5. Documents in the Mitchell Library give my great grandfather's place of birth as Saxony, which gave sanctuary to the persecuted Moravians of adjoining countries.

A certain amount of confusion no doubt has arisen due to the close communion which always existed between the two churches and their members. One article said the missionaries arrived accompanied by their families. That is not so, as their children were all born after their parents' arrival in Australia.

Another point is that besides Mr. Nique the traditions of the Eipper, Haussman, and Zillman families all indicate an original ancestry other than German. However, after 100 years and four or five generations, and as the present generation is seven-eighths English, this point has now only an academic interest.—Yours, etc.,

JOHN L. ZILLMAN.

Brisbane.

WORLD  
WORLD

Editor: CLARENCE W. WOOD  
Managing Editor: J. L. LAMBERT

Weekly  
Part 10

6000.45.6  
9.54.00004

3.11.1

WONDERS  
AVIA

Only  
Entrant

# FREE SETTLERS' CENTENARY

## Cairn Unveiled By Governor

### RARE RECORDS

"These brave men faced their difficulties with courage and manliness and brought a message to the aborigines in a way which will keep their names honoured for all time," said the Governor (Sir Leslie Wilson), of the German missionaries, who founded the State's first free settlement at Zion's Hill, Nundah.

Sir Leslie was unveiling the memorial cairn to the Goszner Mission at the corner of Old and New Sandgate roads, Nundah, on Saturday afternoon, as one of the first steps in the launching of the Nundah centenary celebrations.

He added that their good work had been followed by that of other missionaries, including the Roman Catholic Order of the Passion, and the Presbyterian Mission, who arrived soon afterwards.

The chairman of the Free Settlers' Committee (Professor H. Alcock), who introduced the Governor, said the four bronze tablets on the cairn commemorated: (1) The names of the rulers of the Empire in 1838 and 1938, and the Governors at those dates; (2) Dr. John Dunmore Lang, whose work led to the introduction of the missionaries, and the Rev. Johannes Goszner, who led the mission; (3) the fact that the monument was erected by the people of the State; (4) the names of the missionary settlers.

### Pioneers Still Needed

The Deputy Premier (Mr. Pease) said the same splendid development which had given Queensland such a great page in history was still possible if the young people would only follow the spirit of the pioneers and strike out on the land. They had country to be developed in Queensland—for instance, in North Queensland—better than that pioneered 100 years ago.

The Lord Mayor (Alderman Jones) said that encouragement should be given to young men and women to settle on the land and help form more settlements.

Mr. J. V. Hayes, M.L.A., and Alderman W. J. Green also spoke.

Earlier in the afternoon the Deputy Premier (Mr. Pease) had opened a historical exhibition in the Nundah State School, consisting of books, relics, and records associated with the early days of Queensland settlement. These include originals and facsimiles of many documents associated with the earliest history of Australia and Queensland. They have been arranged by the Oxley Memorial Library Committee.

Mr. Pease said the children of today would have to carry on the work of the nation, and nothing could be more helpful than to remind them of the wonderful part the pioneers had played in building the State.

### One Fancy Dress!

A First Free Settlers' old-time ball had been arranged at the Northgate School of Arts as part of the celebrations, and valuable trophies for period costumes had been arranged—but when the 200 dancers were assembled it was found that only one was in fancy dress!

She was Matron D. Hentschel, who, appropriately for the occasion, represented Queen Victoria, in whose reign the settlers arrived.



Matron D. Hentschel, as Queen Victoria, was the only dancer in fancy dress at the First Free Settlers' old-time ball, held at Nundah on Saturday night.

## SHAKESPEARE IN SCHOOLS

### Company Suggested

A Commonwealth subsidised Shakespearean company of expert actors and actresses to perform the plays in schools, and instil their beauty and philosophy into the minds of children, was suggested by Mr. A. C. Muir, responding to the toast of the visitors at the fifth annual dinner of the Brisbane Shakespeare Society on Saturday night.

Shakespeare stood pre-eminent and immortal, said Professor Yorke Hedges, proposing the toast of "The Day We Celebrate." He was not to be explained by even the most ingenious of learned annotators, but by tradition and the beliefs handed down the ages. His work was a great national heritage, not as a medieval curiosity, but as a valued and living collection.

The aims of the society were the study of Shakespeare's works, the propagation of his art, and the perpetuation of his fame, said Mr. Kennedy Allen, proposing the toast of the Brisbane Shakespeare Society. Its methods were based on the conviction that "Shakespeare" was the foundation of the Queensland



TAKE YOUR  
PRESCRIPTIONS  
TO A  
WILKINSON  
PHARMACY

FORECAST: Fine, M

No. 1449

(Registered a  
for trans

# HONOUR TO A

## Tributes On 23rd Anniversary

### MIDNIGHT SCENES AT MEMORIAL

**A**NZAC Day will be commemorated in Brisbane to-day with all the ceremony which has marked it in the past, and with a fervour which seems to increase as the years pass.

The dawn service at the Shrine of Remembrance is attracting increasing numbers each year, and this morning the attendance was so large that, for the first time, it was held in the square below the memorial.

Two ceremonies preceded the dawn service, one by Toc H and the other by The Courier-Mail returned soldier employees.

Services will be held at the churches throughout the city and suburbs; at 2.30 p.m. the parade through the city will take place, when it is expected that more than 3000 returned soldiers will march, and at 3.15 p.m. a memorial service will be held in Anzac Square.

In the evening there will be a citizens' meeting at the City Hall, and throughout the suburbs services and meetings will be held.

Every part of the State will observe

the day. In cities and towns and in the sparsely settled places in the west and north, wherever returned soldiers are, parades and services will be held in honour of the name of Anzac, and in memory of those who made the supreme sacrifice.

In keeping with the Anzac Day Observance Act, all hotels and theatres will be closed, and there will be no organised sport.

The night was fine and clear, with a rosy dawn. The Divisional Meteorologist (Mr. A. S. Richards) expects the day to be fine and warm, and the coming night cool.

## Messages For Anzac Day

**His Majesty  
The King**

THE Queen and I are proud to join with our people in Australia in their commemoration of Anzac Day.

**Mr. J. A. Lyons**  
Prime Minister of Australia

On this twenty-third anniversary of the Gallipoli landing we renew our homage to the brave men of the past and living, whose sacrifice made possible the freedom of the world.

**Mr. W. F. Smith**  
Premier of Queensland

Twenty-three years have gone since the men of the Australian and New Zealand Army Corps gallantly stormed the heights of Gallipoli on a grey April morning and won for themselves an imperishable name.

On this sacred day we re-express our deepest gratitude for the sacrifice made by those sons of Australia who carried in their hearts the high purpose of the free-born that we should hold inviolate the principles from whence these values flow.



# :- NUNDAH CENTENARY : HORSE IN SPORT<sup>24</sup>



A GENERAL view of the gathering at Nundah yesterday, when the Governor (Sir Leslie Wilson) unveiled a cairn to commemorate the centenary of free settlement in Queensland.

# about RADIO

## E TUNING SIMPLE

Length  
Proton"

by the terms wave  
with sets with dials  
selecting a station for  
other with dials  
tuning stations when

relationship between  
tuning and selection  
matter.

Setting station sets up  
other with a distance of  
between the crests, the  
could say that that sta-  
on a wave length of  
the first crest has gone  
in the aerial before the  
waves.

be realised that the  
waves are sent out, or the  
frequency at which they  
are, the shorter will be  
between the successive  
lower the wave length.  
travel away from the  
station aerial at the rate  
of a second, or approxi-  
mately a second. If  
you know the rate of

### Anzac Day Broadcasts

Anzac Day broadcasts over  
National stations to-morrow are:

11.0 a.m.—Service from St.  
John's Cathedral, 4QR.

3 p.m.—Memorial service  
from Anzac Square, 4QG.

7.0 p.m.—Mr. W. M. Hughes  
will speak from Melbourne, 4QR.

An appropriate programme  
has been chosen for 4QR, begin-  
ning at 8 o'clock.

600,000 a second, there will be 600,000  
complete waves between the station  
and the first wave sent out—in a  
space of 300,000,000 metres. The dis-  
tance between the crests, or the wave  
length, of the signal would be 500  
metres.

As the numbers are liable to be  
bulky when cycles are used, the fre-  
quency of any station usually is re-  
ferred to as so many kilocycles, which  
is a group of 1000 cycles. The station  
with a transmitting frequency of  
600,000 cycles would be referred to  
as a 600 K.C. station. To trans-  
late wave length into kilocycles  
divide the wave length into 300,000  
so that the 500-metre station has a  
frequency of 600 K.C. To translate  
kilocycles into wave length, divide the  
frequency of the station in kilocycles  
into 300,000.

The marking of a dial in kilocycles  
gives the correct idea of electrical  
separation between stations. It is a  
good idea for the non-technical listener  
to mark three or four points on the  
dial as such and such a wave length,  
or such and such a frequency, so that  
when the set is used he will know  
just where any particular frequency  
or wave length may be found.

### NEW SHORT-WAVE STATIONS

Short-wave stations continue to mul-  
tiply.

Switzerland has undertaken the con-  
struction of a 20-kilowatt station near  
Berne, which will be in service at the  
end of the year. Poland has brought  
into operation a low-power station.  
Malaya will soon have two transmitters  
in use, one on 31.48 metres at week-

**The CRICKETERS**  
**are in England —**

Don't wait until the day before  
the TEST to buy your Radio!

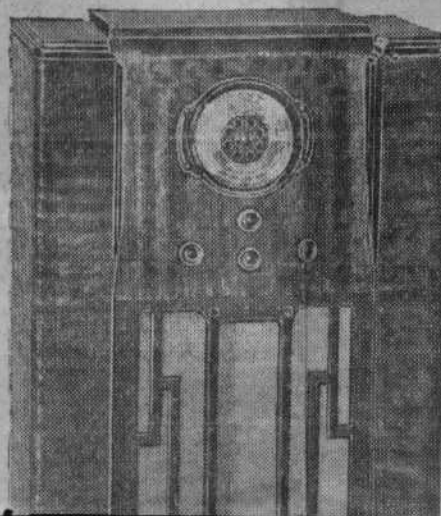
From 2nd Jan. This Year  
(16 WEEKS) we have

**SOLD 864 NEW RADIO SETS**

**An Average of 54 Weekly**

This average during the quietest  
Radio Selling months of the year  
proves

**The Popularity of Music Masters**



Let us Advise You to select Your  
Music Master now, even if it is not  
convenient to take delivery at once  
—We are going to be very busy—

**Ring B1618 for a Demonstration.**

See Music Masters Range at their  
Exhibition in Queen St. and at the  
Showroom in Adelaide Street.

PAPER

Gossner  
Mission



24. 4. 38.

## NUNDAH CENTENARY : HORSE IN SPORT



A GENERAL view of the gathering at Nundah yesterday, when the Governor (Sir Leslie Wilson) unveiled a cairn to commemorate the centenary of free settlement in Queensland.

# out RADIO

## E TUNING SIMPLE

e Length  
roton"

by the terms wave  
with... with dials  
lecting a station for  
others with dials  
tuning stations when

relationship between  
tuning and selection  
tter.

isting station sets up  
ther with a distance of  
ween the crests, the  
ld say that that sta-  
on a wave length of  
he first crest has gone  
n the aerial before the  
ves.

be realised that the  
es are sent out, or the  
quency at which they  
d, the shorter will be  
between the successive  
lower the wave length.  
travel away from the  
station at the rate of  
a second, or approxi-  
100 metres a second. If  
t out at the rate of

PAPER

### Anzac Day Broadcasts

Anzac Day broadcasts over  
National stations to-morrow are:

11.0 a.m.—Service from St.  
John's Cathedral, 4QR.

3 p.m. — Memorial service  
from Anzac Square, 4QG.

7.0 p.m.—Mr. W. M. Hughes  
will speak from Melbourne, 4QR.

An appropriate programme  
has been chosen for 4QR, begin-  
ning at 8 o'clock.

600,000 a second, there will be 600,000  
complete waves between the station  
and the first wave sent out—in a  
space of 300,000,000 metres. The dis-  
tance between the crests, or the wave  
length, of the signal would be 500  
metres.

As the numbers are liable to be  
bulky when cycles are used, the fre-  
quency of any station usually is re-  
ferred to as so many kilocycles, which  
is a group of 1000 cycles. The station  
with a transmitting frequency of  
600,000 cycles would be referred to  
as a 600 K.C. station. To trans-  
late wave length into kilocycles  
divide the wave length into 300,000  
so that the 500-metre station has a  
frequency of 600 K.C. To translate  
kilocycles into wave length, divide the  
frequency of the station in kilocycles  
into 300,000.

The marking of a dial in kilocycles  
gives the correct idea of electrical  
separation between stations. It is a  
good idea for the non-technical listener  
to mark three or four points on the  
dial as such and such a wave length,  
or such and such a frequency, so that  
when the set is used he will know  
just where any particular frequency  
or wave length may be found.

### NEW SHORT-WAVE STATIONS

Short-wave stations continue to mul-  
tiply.

Switzerland has undertaken the con-  
struction of a 20-kilowatt station near  
Berne, which will be in service at the  
end of the year. Poland has brought  
into operation a low-power station.  
Malaya will soon have two transmitters  
in use, one on 31.48 metres at week-  
ends and another on 49.9 metres on

The **CRICKETERS**  
are in England —

Don't wait until the day before  
the TEST to buy your Radio!

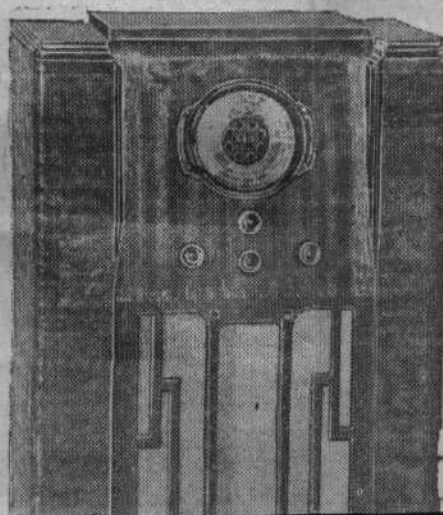
From 2nd Jan. This Year  
(16 WEEKS) we have

## SOLD 864 NEW RADIO SETS

## An Average of 54 Weekly

This average during the quietest  
Radio Selling months of the year  
proves

## The Popularity of Music Masters



Let us Advise You to select Your  
Music Master now, even if it is not  
convenient to take delivery at once  
—We are going to be very busy—

Ring B1618 for a Demonstration.

See Music Masters Range at their  
Exhibition in Queen St. and at the  
Showroom in Adelaide Street.

Gossner  
Mission



# NUNDAH LOOKS BACK 100 YEARS

## KEEP RECORDS OF STATE

WHILE unveiling the memorial Cairn to Queensland's first free settlers at Nundah yesterday the Governor (Sir Leslie Wilson) urged upon the people of the State the vital necessity of keeping and preserving the official and unofficial records of the State.

It was the duty of the present generation, he declared, not to allow these records to be lost, so that the State's history might be known centuries hence.

That was why he was glad that the names of these great free settlers had been remembered.



The Deputy Premier (Mr. Pease) and Mr. W. A. Jolly, M.H.R., on the left, examining historical books and documents at the Nundah celebrations of the centenary of free settlement in Queensland yesterday afternoon.

## Kill Kidney Trouble Quick

Thousands of sufferers from Kidney trouble and Bladder weakness have stopped Getting Up Nights, Leg Pains, Circles Under Eyes, Swollen Ankles, Nervousness, Stiffness, Rheumatism, Dizziness, Lumbago, Burning, Itching, Smarting, Acidity, and Loss of Vigour by a Doctor's new discovery called Cystex (Sistex). Gently soothes, tones, clears, and heals raw, sore kidneys. In 15 minutes Cystex starts refreshing your blood. Brings new health, youth and vitality in 48 hours. Guaranteed to end your troubles in 8 days or money back. Get Cystex at all chemists.

## CAIRN UNVEILED BY GOVERNOR

### Historical Exhibition Has Rare Books

WITH the unveiling of a cairn of remembrance and the opening of a historical exhibition at Nundah yesterday, celebrations commemorating the centenary of Queensland's first free settlement, were launched.

German Station, at Zion's Hill, or Nundah, as the progressive suburb is now termed, opened Queensland's civic history; For it was here that the advance party of the settlers began their work.

The cairn, which was unveiled by the Governor (Sir Leslie Wilson), stands at the corner of Old and New Sandgate roads.

Books, relics, and records associated with the early days of Queensland's settlement, supplemented by relics of the early days of Zion's Hill, comprise the historical exhibition.

Arranged by the Oxley Memorial Library Committee, the exhibition gives to the celebration an atmosphere that is distinctly historical. It is not merely reminiscent of Nundah, but contains also a wealth of authoritative information of the white man's penetration of the State.

### Cairn Unveiled

The focal point of the celebrations was the unveiling of the cairn. An octagonal shaft of Brisbane granite, the memorial rises from the turf itself, without step or platform. In that way, the chairman of the Free Settlers' Committee (Professor H. Alcock), who introduced the Governor, explained, the architect had symbolically represented the growth of civilisation in Queensland out of the soil of Nundah.

A hundred years ago, at Zion's Hill, he added, there grew out of the soil the beginnings of their local civilisation, from seeds brought across the ocean by the brave and worthy men whose names were recorded in bronze upon the monument.

There were four bronze tablets on the cairn. On one, the continuity of British law, ideals, and loyalty were suggested by the inscription of the names of the sovereigns who ruled over the British Empire in 1838 and in 1938, respectively. On the same tablet were the names of the Governors who represented the Throne here. That, it seemed to Professor Alcock, was most fitting, for, like his successor, Sir Leslie Wilson, Sir George Gipps was most zealous for the advancement of the colony and its inhabitants, whether of European or aboriginal descent.

Another tablet commemorated Dr. John Dunmore Lang, through whose energetic endeavours the first free group of settlers came to Nundah, and the Rev. Johannes Gossner, whose ideal

M.H.R., said the present generation was under a heavy obligation of debt to the pioneers.

Among the most interesting books in the collection are an original copy of Admiral Bligh's Narrative of the Mutiny on the Bounty (1790), and facsimile reproductions of Abel Tasman's Journal (1642), in Dutch, and of the Memorial by De Quiros to the King of Spain (in Spanish). Others are Captain Matthew Flinders' description of his voyage in H.M.S. Investigator, and La Perouse's narrative of his voyages in Australian waters. Another work of value is the First History of New Holland (1787), covering the period from the discovery of the Southern Continent in 1616 to the date of publication. The history embraces a description of the Botany Bay settlement. Of still earlier date is a book describing the voyages of Sir Richard Hawkins to the Terra Australis in the 17th century. A volume of Daniel Defoe's Voyages also is noteworthy.

Among the documents having a direct relation to the genesis of Queensland is a memorial bearing the signature of John Oxley and relating to an assignment by Oxley to Francis Twine of 35 acres of land in the district of Upper Minto, under date January 5, 1821. Other documents, dating back to the convict days, give details of sentences imposed on men transported to Australia. Of more direct local interest are a plan of the lands made available to the German missionaries in March, 1840, and surveyed by R. Beavis, and a plan of the farms in the Moreton Bay area in the same year. Another exhibit is a plan of the farms on the river bank at Eagle Farm, showing the road to German stations and the convict quarters in 1842. Of later date is a subdivisional map of the original German station, showing the mission house and gardens, based on a survey made by J. Warner in 1862.

Primitive agricultural implements, including an old wooden plough—a relic of the pioneering days—found buried on a farm at Petrie, attracted much attention, while among other curiosities was a collection of firearms dating back to the 17th century; a sketch of a coach which plied between Brisbane and Cleveland; a diagram

tion, from seeds brought across the ocean by the brave and worthy men whose names were recorded in bronze upon the monument.

There were four bronze tablets on the cairn. On one, the continuity of British law, ideals, and loyalty were suggested by the inscription of the names of the sovereigns who ruled over the British Empire in 1838 and in 1938, respectively. On the same tablet were the names of the Governors who represented the Throne here. That, it seemed to Professor Alcock, was most fitting, for, like his successor, Sir Leslie Wilson, Sir George Gipps was most zealous for the advancement of the colony and its inhabitants, whether of European or aboriginal descent.

Another tablet commemorated Dr. John Dunmore Lang, through whose energetic endeavours the first free group of settlers came to Nundah, and the Rev. Johannes Gossner, whose ideal of missionary service combining spiritual teaching, manual labour, and moral example inspired the young missionaries.

The third tablet recorded that the monument was erected by the people of Queensland. It also bore the name of the Premier (Mr. Forgan Smith) and Lord Mayor (Alderman Jones). The fourth tablet displayed the names of the missionary-settlers themselves, simply and without comment. These were:—Pastor C. Elpper, Pastor W. Schmidt, lay missionaries L. Doege, F. T. Franz, A. T. W. Hartenstein, C. Hansmann, P. Niquet, A. Olbrecht, A. Rode, G. Wagner, and J. L. Zillmann.

### Important Day

"This is an important day for Nundah, for Queensland, and, in fact, for the whole British Empire," said the Governor (Sir Leslie Wilson), who unveiled the cairn. The day was nearly as historically important as the commemoration of Governor Philip's landing at Farm Cove, at the recent Sydney celebrations.

Of the work these brave men did a great deal had been written and said. They faced their difficulties with courage and manliness, and brought a message to the aborigines in a way which would keep their names honoured for all time.

While paying tribute to the first missionary effort they must also remember the good work that followed the arrival of other missions soon afterwards, particularly that of the Roman Catholic Order of the Passion, under the fine old Scot, Father McNab, and the Presbyterian mission. Sir Leslie unveiled the cairn to the memory of the Gossner Mission and to those who served with it.

The Deputy Premier (Mr. Pease) said the same splendid development which had given Queensland such a great page in history was still possible if the young people would only follow the spirit of the pioneers and strike out on the land. They had country to be developed in Queensland—for instance, in North Queensland—better than that pioneered 100 years ago.

On behalf of the Government, he paid a tribute to those whose names were honoured on the cairn.

"We must not forget there is pioneering work still to be done in Australia," said the Lord Mayor (Alderman Jones). Encouragement should be given to young men and women to settle on the land and help form more settlements.

Mr. J. V. Hayes, M.L.A., supported by Alderman J. W. Green, moved the vote of thanks.

The crowd then stood in silence. The secretary of the committee (Mr. H. von Ploennies) presented the Governor with a souvenir copy of the official booklet.

### Historic Records

Probably never before in Queensland has so valuable and varied a collection of Australian bibliography and authentic documents, dealing with early settlement, been opened out for public inspection as that shown in the Nundah State School. The display formed part of the celebrations. A large proportion of the exhibits was books, records, and relics directly associated with the early years of Queensland's settlements, though others came within the wider scope of Australian historic material. The Oxley Memorial Library committee made the exhibition possible, and great credit must be given to the secretary (Mr. H. J. J. Sparks), who is president of the Bibliographical Society of Queensland.

In formally opening the exhibition the Deputy Premier said that on his visit to Canada last year he had seen in the Parliamentary Library at Ottawa a wonderful collection of records of early Canadian settlement. Both in Canada and in the United States, the greatest importance was attached to the preservation of historic records, and no opportunity of bringing them under the notice of visitors was lost. The children of to-day would have to carry on the work of the nation, and nothing could be more helpful than to remind them of the wonderful part the pioneers had played in building the State.

In moving a vote of thanks to the Deputy Premier, Mr. W. A. Jolly,

of sentences imposed on men transported to Australia. Of more direct local interest are a plan of the lands made available to the German missionaries in March, 1840, and surveyed by R. Beavis, and a plan of the farms in the Moreton Bay area in the same year. Another exhibit is a plan of the farms on the river bank at Eagle Farm, showing the road to German stations and the convict quarters in 1842. Of later date is a subdivisional map of the original German station, showing the mission house and gardens, based on a survey made by J. Warner in 1862.

Primitive agricultural implements, including an old wooden plough—a relic of the pioneering days—found buried on a farm at Petrie, attracted much attention, while among other curiosities was a collection of firearms dating back to the 17th century; a sketch of a coach which plied between Brisbane and Cleveland; a diary kept by Mr. G. E. Walker, the first teacher of the school at German station; and an assortment of aboriginal weapons. The artistic side of the early years of settlement is represented by numerous pictures illustrating native flora and fauna, and Duterrean's very fine etchings of Tasmanian aborigines.

### Boy Scouts' Function

At Boyd Park the crowd was treated to a display by north-eastern district troops of boy scouts, who demonstrated pioneering activities, camp craft, and signalling.

A centenary fete was an associate function, from which the local committee hopes to recoup much of the costs of the celebrations.

## SOLITARY FANCY DRESS

### Queen Victoria's Predicament

Valuable trophies for early-period costumes at the First Free Settlers' Old-Time Ball, at the Northgate School of Arts last night, were uncontested. The regal figure of "Queen Victoria" was the only fancy-dressed dancer on a floor crowded by more than 200 people. Everyone else preferred to retain their identity.

When the master of ceremonies called for the grand parade of the "old-timers" the solitary and stately form of the "Queen" (Matron D. Hentschel) solemnly made her way down the centre of the hall, to take the bow.

An embarrassing moment for "her majesty" was lightened by the president of the Centenary Celebrations Committee (Mr. L. C. Stupart) gallantly stepping forward to her side.

## KIDNEY Trouble is Dangerous!

Do you get nagging back pains; dizzy spells; tired, weak, irritable feeling; disturbed sleep; urinary troubles? If you do—beware of Kidney and Bladder Disorder, neglect of which means risk of Crippling Breakdown, Deadly Rheumatic Complaints, Heart Injury—a life of suffering and dependence on others. There is a remedy, but the longer you put off taking it, the deeper seated your trouble may become, and, with kidney, bladder, rheumatic and uric acid troubles, neglect is too grave a risk to take. Harrison's Pills are recommended as the surest, safest, least expensive remedy you can take. Harrison's Pills will free you from aches, pains, stiffness and that growing weariness and weakness arising from your kidney and bladder strain.

Protect this vital spot  
Harrison's Pills.

### A Grateful User Writes:

I suffered so badly from Kidney trouble that after I had been sitting for a little while I couldn't straighten up because of the agonising pain in my back, but a few doses of Harrison's Pills gave me marvellous relief, and after one bottle I sat right through the Henneberry-Stubley fight without any ill-effects.

(Signed) F. McD.



# LOAN WORKS HAMPERED

Nundah's Big Day



The Governor (Sir Leslie Wilson) unveiling the Cairn at Nundah yesterday, in commemoration of the centenary of the inauguration of free settlement in Queensland by German missionaries.

## CITY COUNCIL TO GET £1,000,000

### ●Slight Pruning Indicated

THE Loan Council's approval for the City Council to borrow £1,000,000 for works in the coming financial year will mean that the programme will be carried out almost in full.

Gratification at this was expressed last night by the Lord Mayor (Alderman Jones), who said the policy of work and wages, initiated four years ago, would be continued.

If £1,000,000 is the limit allowed for the council in the coming financial year, there may have to be some curtailment of works; for about £1,000,000 will have been spent as the council's loan programme when the financial year ends on June 30.

To allow loan works to proceed at the same rate, Government subsidies on sewerage and relief work, aggregating £330,000 will have to be continued.

Curtailement of spending in the power-house and electricity departments may be necessary, as the council has planned to build baths in the coming year at a cost of £50,000, and, if possible, initiate a bold policy of road construction. Another scheme which will cost thousands is the widening of the Hamilton Road.

Several items included in the current year's loan expenditure will not recur next year, notably £30,000 for Newstead wharf resumptions and £15,000 for the old town hall alterations. A sum of £115,000 was set down for power-house buildings and plant, and this figure is likely to be reduced in the coming year.

Provision will be made, however, for more water reservoirs and reticulation.

Thus the council may have to prune if loan requirements are to be kept within £1,000,000 for the year.

Possible allocations may be:—  
Sewerage reticulation .. £250,000  
Relief works .. .. . 92,000  
New baths .. .. . 50,000  
New reservoirs .. .. . 50,000  
Roads, drainage, and parks .. .. . 150,000  
City beautification .. .. 30,000

## No Liberty for Loan Council

CANBERRA

"COMBINATION Commonwealth Government destroyed the chance of the Loan Council as equals, making it a machine for finance policy," said the Federal Opposition, commenting on the decisions of the

Mr. Curtin's miraculous accuracy in the Treasurer (Mr. C. E. Hughes) the States what the Commonwealth phenomenon.

It left no escape that the bank went to meeting with their minds to what provision to have made for

# RUTHERFORD TALK TO BE HEARD HERE

## But Only In City Hall

AN official ban on a re-broadcast of an address in Sydney this afternoon by Judge Rutherford will not prevent the Brisbane public from hearing his address. His voice will be heard through a public-speaking system at the City Hall.

Last night Brisbane officers of the Rutherford organisation—the Watch Tower Bible and Tract Society—were endeavouring to arrange for an overflow meeting.

Though land-lines may not be used for the purpose of a re-broadcast, they will be available to connect the speaker in Sydney with loud-speakers in the Brisbane City Hall.

Doors at the City Hall will be open at 3 p.m., and Judge Rutherford will be heard between 4 and 5 p.m. A musical programme between 3 and 4 p.m. at the City Hall will occupy the interest of the audience until he speaks.

Originally the Watch Tower Bible and Tract Society had arranged for a nation-wide hook-up of 28 commercial broadcasting stations. Links in the Queensland chain were to have been stations 4BH (Brisbane), 4MK (Mackay), 4BU (Bundaberg), and 4LG (Longreach). The proposed broadcast had been extensively advertised.

### Reasons For Ban

Yesterday the Director-General of Posts and Telegraphs (Mr. H. P. Brown) issued instructions to "B" class stations that land lines would not be available for re-broadcasts of Judge

## Radio Links To Make Travel Safe

SYDNEY, Saturday.

A RADIO network covering every yard of civil aviation routes in Australia.

A radio fog signal soon to be established in the lighthouse at Cape Otway, and probably the forerunner of similar apparatus in every lighthouse round the coast.

These are the latest developments in ensuring the maximum safety in travel by air and by sea.

The Civil Aviation Board will soon have two-way radio equipment installed at all key points on the regular air routes. Extension of the radio beacon system is also planned.

Some months ago the Civil Aviation Board placed orders with Amalgamated Wireless (Australasia), Ltd. for a number of two-way radio plants. These are now being completed, and on delivery will be set up at key points.

### RADIO BEACONS

Also nearing completion is equipment for radio beacons. In the event of a forced landing ground organisations will be able to calculate to within a mile or two the position of the plane.

In thick and foggy weather the new Cape Otway wireless signal will be transmitted every six minutes. In clear weather signals will be sent out at 20

# Anti-Sub. For M

## Centenarian Likes Modern Youth—Not So Sure on Parties

MELBOURNE, Saturday.

YOUNG men and women to-day are more forward than they were in the last century, but they are keener intellectually, which is a good thing in this civilized world, says Mr. Alfred Ripper, of Adelaide Street, Malvern, who will be 100 years old to-morrow.

"Parties and cocktail drinking are a bit beyond me," he said. "I fancy it all a little too fast, and I think it would be better if there wasn't so much of it."

Mr. Ripper came to Australia in the sailing ship Orator in 1849.

## BRADMAN TELLS A MERRY TALE

### Famous Match With Americans

LONDON, April 22.

Bradman is enhancing his reputation as an after-luncheon speaker. He is sufficiently master of himself to say all he wishes to say, and to give full play to his delicate sense of



If £1,000,000 is the limit allowed for the council in the coming financial year, there may have to be some curtailment of works; for about £1,000,000 will have been spent as the council's loan programme when the financial year ends on June 30.

To allow loan works to proceed at the same rate, Government subsidies on sewerage and relief work, aggregating £330,000 will have to be continued.

Curtailment of spending in the power-house and electricity departments may be necessary, as the council has planned to build baths in the coming year at a cost of £50,000, and, if possible, initiate a bold policy of road construction. Another scheme which will cost thousands is the widening of the Hamilton Road.

#### ONLY 12 NEW TRAMS

The provision of 24 new tram cars will cost £100,000, and in view of the limit of loan money it may be considered advisable to construct only 12 cars in addition to the 17 which should be in service by the end of June.

Sewerage reticulation is not likely to be reduced, and probably £250,000 will be earmarked for this work.

Several items included in the current year's loan expenditure will not recur next year, notably £30,000 for Newstead wharf resumptions and £15,000 for the old town hall alterations. A sum of £115,000 was set down for power-house buildings and plant, and this figure is likely to be reduced in the coming year.

Provision will be made, however, for more water reservoirs and reticulation.

Thus the council may have to prune if loan requirements are to be kept within £1,000,000 for the year.

Possible allocations may be:—  
Sewerage reticulation .. £250,000  
Relief works .. .. . 92,000  
New baths .. .. . 50,000  
New reservoirs .. .. . 50,000  
Roads, drainage, and parks .. .. . 150,000  
City beautification .. . 30,000  
Electricity extensions .. 80,000  
Tram extensions, new cars .. .. . 120,000  
Water supply extensions 100,000  
Power-house expansion .. 50,000

One of the first tasks of the finance committee, when it meets after the Easter recess, will be to consider plans for loan proposals for the year to commence on July 1.

Loan Council at equals, making it ing machine for finance policy," s the Federal Opp tin), commentin decisions of the

Mr. Curtin sa miraculous accu Treasurer (Mr. Ca the States what t the Commonwealth phenomenon.

It left no esca that the bank went to meeting with their mind to what provisio to have made fo

Another point takeable emerge monwealth Gov finance its enla by putting the regarded this a nomically, and unjustified was patriotism of th

Mr. Curtin t that posterity s because of cap fence. Planes, and the cost of on all services he said, as oth disappearing as

## DEATH OF MR. W. J. R. CHEESEMAN

### Adelaide Business Man, Soldier

ADELAIDE, Saturday.

After a brief illness Mr. William Joseph Robert Cheeseaman, Adelaide manager of Woolworths Ltd., died last night, aged 43.

He was an enthusiastic worker for the Returned Soldiers' League, and had hoped to participate in the Anzac Day services on Monday. Mr. Cheeseaman had a distinguished war record. He rose to the rank of lieutenant-colonel commanding the 53rd Battalion, A.I.F.

He is survived by his widow and two daughters.

A short service will be held on Monday, after which the body will be conveyed on a gun carriage to the Crematorium.

## THRASHED GIRL WITH STOCKWHIP

### Father Sent To Gaol

AUCKLAND (N.Z.), Saturday.

"Go to gaol, where you belong," said Magistrate Mr. Walton, P.M., to a middle-aged widower, after hearing a case in which a father was charged, at the Gisborne Court, with having assaulted his 16-year-old daughter by excessive thrashing.

The police said that trouble had arisen over a dirty milk bucket, which the girl had been responsible for keeping clean. Apparently the girl had not been impertinent.

The father took a stockwhip from the wall and gave the girl a thrashing. Her buttocks and shoulders were marked with weals.

The girl said her mother died recently. She had been thrashed once or twice before, but this time the weals remained on her body for days.

The father said one or two of the children had not shown him the consideration he should have received since the death of their mother.

## NEW SUPERVISOR OF CUSTOMS

### Higher Rank Than British Officer

TOKIO, April 23.

The newspaper Nichi Nichi discloses that the new Chinese Central Government will appoint a new supervisor of maritime customs in Shanghai. He will be of higher rank than Sir Frederick Maze, Inspector-General of Chinese Customs since 1929.

The revenue is security for Chinese loans and the Boxer indemnity. Japanese goods are to pay duty after May 1.

The Japanese onslaught towards Taierchwang continues with unabated fury. Chinese are rushing up reinforcements.

## Railway Gates Crash on Butcher's Truck

When the railway gates at the level crossing at Stanley Street, East Coorparoo, crashed down on a butcher's truck yesterday afternoon, the driver of the truck, Thomas Harry Kneale, of 109 Wellington Road, East Brisbane, escaped injury.

Kneale was driving the truck out-bound along Stanley Street, and was about to cross the level crossing when the gates, which are of the "drop" type, began to descend, and he was unable to pull up in time. The gates crashed on to the hood just above the windscreen and wrecked the front portion of the car.

Miss Doris Charity, who attends to the gates, had lowered them as a train was due to pass in a few minutes. She let up them again and Kneale drove over the crossing. He was stunned slightly, but was otherwise unhurt.

## GAS ATTACK ON SILVERFISH

### They Liked First Mixture

CANBERRA, Saturday.

WHILE citizens slept one night this week Canberra's first organised gas attack was carried out. The casualties were heavy.

The officer in charge of the operations was the Commonwealth Librarian (Mr. K. Binns), and the attackers were members of the night staff of the Council for Scientific and Industrial Research. The death roll was numbered in hundreds—of silverfish.

This pest has caused considerable damage over a period of years to valuable documents in the filing and records rooms. Last year a special preparation was made to destroy them in a large way, but the silverfish thrived on the mixture.

The gas method has proved particularly effective, and Mr. Binns claims that it will solve one of the greatest problems of Australian libraries.

## New Spray Spoils Taste In Books

MELBOURNE, Saturday.

Silverfish can be eradicated from the home by a new spray developed at the Agricultural School at the Melbourne University, says Miss E. Lindsay, who has been engaged on intensive silverfish research at the Melbourne University under the direction of the Council for Scientific and Industrial Research.

Miss Lindsay said: "No intelligent and energetic housewife need have further trouble with silverfish. We are publishing a pamphlet which will show how they can be, to all intents and purposes, eradicated from the home."

The new spray, she claims, makes wallpaper, books, photographs, or clothing material so unpalatable that silverfish will not eat it even when starving. Developed after a year of intensive research, it is colourless and odourless, and is now being adapted to commercial use.

## OLD C MEET

### N.Z. Win

### Win

### H

### SYD

## THIRTEEN

### Zealand

## stolen Sydney

### They saw

## the Harbour

## decked line

## and Monow

## With hands

## screeching, th

## storm of che

## through the

## Veterans of

## have come to j

## the A.I.F. in m

## Day celebration

## has seen.

## They placed a

## taph, marched

## diers' League r

## round of heart

### Sydne

## Wet or fine,

## teration in M

## for the dawn s

## the march thro

## service in the D

## The Anzac Da

## open on Monda

## vice, which, it

## tended by 5000

## crowd of 50,00

## The New Zea

## march to the C

## the Victorian b

## Legion of Anzac

## also march as a

## MR. T. W. D

### Leading

Mr. T. W. Th providor for th Club for 30 years after an illness eral months.

For a number driving force of and in addition treasurer was g eral years.

He was born ago, was educate Grammar School chemist in Londo for a number of to Australia.

He founded the Chater, Ltd., of after he arrived and for many year in the business il

He is survived sons, and two da



the  
win-  
(3).  
in (4).  
the Hill.  
I.H.S.

Wall, E. Williams, A. David, A. Rose. V.  
Bell, M. Shanks.

The British War Loan, 3½ per cent, is quoted at 103.

Brisbane Telegraph 23.4.38

# Historical Exhibition Marks Opening of Nundah Centenary

*The centenary celebrations of Queensland's first free settlement commenced to-day with the opening of an historical exhibition arranged by the Oxley Memorial Library—an exhibition which includes certain records of our history never previously exhibited publicly in Australia.*

22.  
the  
by  
ctor,  
his  
Mr.  
tein,  
earn-  
ears  
lson,  
con-  
ome  
t in  
tion,  
lled  
aries

The exhibits have mostly been drawn from the Oxley Library, which after the withdrawal of £1,000 worth of its contents, looks, according to officials, "as though it had never been touched."

Queenslanders will find special interest in a rare work of George Essex Evans, containing the Jubilee ode to Queensland, "Queen of the North," with the original manuscript displayed beneath it.

Documents signed by John Oxley and Governor Brisbane lie side by side with Blenheim Wall's diary of a trip from Rockhampton to Victoria with sheep in the year 1871. The journey occupied ten months, and opposite each page of his diary, the auth. has drawn an illustration in black and white or colour of the country through which he was passing.

Sets of records of explorations include a facsimile copy of the original manuscript of Tasman's journal of 1610, and a copy of an account of Cook's voyages, which was published in Germany in 1792.

## A POIGNANT DOCUMENT.

PERHAPS the most poignant of the faded yellowed documents that tell many a silent story behind the wire netting enclosure of this exhibition is a document showing the sentence imposed on a convict—one Charles Howard, who was tried at the Westminster Sessions in 1843 for stealing 11s. 6d. in Grosvenor Place. Peering at the fine spidery handwriting which outlines his case, we see that Charles Howard, was nineteen years of age, height five feet two, beardless, of fresh complexion. His head was oval, his hair dark brown, his native place Leeds. He was sentenced to seven years' transportation.

Then there is another document of a different kind concerning convict—John Bennett. John Bennett at the age of 27 was "pock marked and freckle faced." He also had "a scar under one eye." But John Bennett must have had a way with him, for Sir William Denison, knight, "Captain in the Corps of Royal Engineers, and Lieutenant-Governor of the Island of Van Diemen's Land and its dependents," signed his pardon on condition he never returned to the island of Antigua from which place he had been sentenced.

## ABSORBING RECORD.

AND so it goes on—an interesting and absorbing record, which is not wholly confined to books and documents. For instance there is the old wooden plough, a relic of the early days, which Mr. Rosenberg discovered at Petrie—aboriginal weapons—leg irons—and flintlocks with muzzle loading ramrods preserved from the 17th century. There is a painting of Brisbane's first cemetery—pathetic little graves of children of the convict settlement on the river bank at North Quay, and a set of Duterreaux's original etchings—the first made in Australia.

## ORIGINAL EDITIONS.

ORIGINAL editions of newspapers include the first copy of The Norman Chronicle (1886)—a most ambitious affair printed on white satin fringed with blue silk to mark the importance of the occasion. The paper was printed in Normanton, and its front page contains the following astounding announcement "Croydon! Croydon! Croydon!"

Howard's roomy six horse coach will leave Normanton regularly every alternate Tuesday for Croydon, carrying passengers and parcels. Fares each way, £3 for passengers, 4d. per pound for parcels!"

Final  
dent's  
game  
to 5.  
chards  
wistle.  
ay (1  
chards,  
lliam-

the  
nds  
-the  
avy  
of  
40

ophy.  
onnie  
llian-  
ovice

Aus-  
Lad-  
one's  
chal-  
uppy  
itch:  
chal-

Ch.  
ollie:

uppy  
uate  
he's  
and  
eslo

gd.  
own  
dog.  
sace.  
e of



Muzzel-loading flintlock guns.





# DOCUMENTARY SURVEY OF A HEROIC MISSION

## Mr. H. J. J. Sparks' Centenary Book

**A** VALUABLE permanent souvenir of the Nundah Centenary is an authentic recital of the facts of the settlement of German missionaries which marked not only the beginning of Nundah's history but also marked the inauguration of free settlement in Queensland.

**A**N opening of white occupation of this part of Australia had been made with convict settlement, and the attendant soldiery and officials, but it was left to Dr. John Dunmore Lang to induce white men to voluntarily make their home here. Mr. Sparks had, by patient research among the historic documents surviving from the period and from letters of individuals, compiled a very complete story of the settlement and has presented it with commendable directness and lucidity.

The history of the settlement is one of heroic failure. The design of Dr. Lang's missionary pioneers was to bring European civilization and a knowledge of Christianity to such of the aborigines as were to be found in the district allotted to them. Seemingly that district covered a generous area of territory extending some forty miles northward and many miles inland. But the focus of activity was the locality since known as Nundah, but originally christened, Zion's Hill and afterwards known as German Station. Mr. Sparks shows convincingly that the failure to make any effective impression upon the blacks was not any lack of will, energy, or ability, on the part of the little band of twelve men who, with wives and families, made up the missionary party. Rather was it the persistence of the nomadic habits of the blacks, which meant a continual breaking of the contact with both adults and children.

After eleven years of rather heart-breaking work, the mission came to an end through the decision of the authorities that there was no justification for the continuance of the monetary grants which alone had made possible the maintenance of the mission. But some of the missionaries and their descendants remained to become good Queensland citizens, and their influence is traceable in the existence to-day of the names of some of the party attached to streets and to family history.

There has already been published in these columns much of the detail connected with the origin of the German mission, with its personnel, and with the nature of the effort the members of the mission put forth. Mr. Sparks shows that the fears of failure were beginning to be entertained long before the actual end came. Thus in 1841 Lieutenant Gorman, the military commandant, wrote to the Governor, Sir Geo. Gipps: "The general opinion here is that they will never be able to render any benefit to the blacks." In the following year, Sir George Gipps visited the mission and advised the Colonial Secretary at Sydney that "the locality in which the mission is placed was very ill-chosen, and as long as it remains close upon the sea, and at a distance of only a very few miles from the principal settlements of the Europeans in the district," it could not be recommended for further support. There was a proposal to transfer the mission to Bunya Bunya, but nothing came of it. That the failure was undeserved is amply borne out by the facts which Mr. Sparks is able to quote, and corroboration takes one particularly notable form in a letter which Dr. Leichhardt was able to address to his mother. It was written from the mission and in it the doctor speaks

of the members of the mission as "dear and honest people" who had "suffered quite a deal of hardship in their endeavours to convert the black-fellows." He added (this was in 1843): "I am sorry to say they have made little progress. They are all married and there are here seven families with twenty-one well brought-up children. I feel very happy among them. It is so rare an experience in this colony to meet such clean-living, pious people." Altogether "Queensland's First Free Settlement" constitutes a valuable addition to the historical literature which Queensland is gradually acquiring and in itself tells a story that is absorbingly interesting.

## COMIC INVENTION

"Hot Air," by Kenneth Macassey. Published by Longmans, London.

**C**OMIC literature is a baffling thing—so baffling that it is never safe to recommend a laughable book. It may so easily be the wrong kind of humour to tickle the right taste. There are those who roar with laughter over Wodehouse and W. W. Jacobs and others who are politely bored with both of them. The instances could be multiplied. So much seems advisable as preface to open admiration for the inventive resource of Mr. Macassey, who achieves fun not a little with verbal pertness, but who relies mostly on an astonishing gift for inventing ludicrously embarrassing situations. In "Hot Air" this power is equal to a succession of comic episodes all arising from the unpromisingly prosaic offer of a wealthy financier to install free of charge in one of England's cathedrals an almost automatic plant for heating the edifice by steam. It is to be a sort of send-off for a new patent which is fighting its way against American rivalry.

**T**HE throwing of a well-aimed piece of mud at the moral reputation of the donor of this gift is the beginning of a trail of trouble which must surely set new records for fertility of comic invention. The issuing of a writ for libel brings consternation to two young lovers, and the Dean of the Cathedral; and things go from bad to worse when the Dean's plan for giving the Church's blessing to a meet of fox hounds coincides with a violent demonstration against the cruelty of hunting; and the valued cat of a French actress becomes the innocent central figure in a further series of compromising scenes. Mr. Macassey has worked these various agencies of mischief into a closely woven pattern that never ceases to be comic, even when tainted with a touch of flippant vulgarity. Mr. Macassey keeps us most intently concerned for the way his characters are going to get out of their scrapes—and that is because they are such eminently human people and not mere figures of fun.





### Vater Gossner auf Besuch in Schlesien.

Unter den Glaubenszeugen am Anfang der Erweckungszeit vor hundert Jahren steht auch Johannes Evangelista Gossner. Man kann ihn wohl mit Johannes dem Täufer vergleichen. Er war wie der Täufer lange ein Prediger in der Wüste. Gossner war ein gern gesehener Gast in Schlesien in dem herrlichen Hirschberger Tal, in dem sich eine kleine Gemeinde Erweckter zusammensand. Aus den Tagebuchblättern der Gräfin Reden, die im Mittelpunkt dieses Kreises stand, sei hier eine Eintragung wiedergegeben: „Wie nahe kommt man dem Gossner und er uns! Das ist der Geistliche nach meinem Herzen: ganz Wahrheit, Liebe, Feuer im Gespräch, für mich so überzeugend wie keiner. Ich bete dafür, daß, wer seine Bekanntheit zu machen, sein Gespräch zu genießen gewürdigt wird, einen Gewinn für das ganze Leben davon trägt.“ — Noch lange wirkte der Segen dieses Besuchs Gossners in Schlesien nach. Und doch gilt auch von ihm, was vom Täufer gesagt ist: Er war nicht das Licht, aber er zeugte von dem Licht. — Was ist es erst, wenn der Ausgang aus der Höhe selbst zu Besuch kommt!

Neut. Kal. 27.11.38. Lied: Auf, auf ihr Reichsgenossen... Nr. 26, alt 45, G. Pl. 113

Durch die herrliche Barmherzigkeit unseres Gottes hat  
uns beinahe der Ausgang aus der Höhe. (Lut. 1, 78.)

Ich weiss nicht seinen Namen. Mit unschuldigen  
Liedern ist die Erfüllung unser Seelen. Die wir  
den Willen Gottes bewegen. Er steht vor uns  
in unserm Heiligtum kommen: er nennt ihn den  
aus der Höhe, denn er kommt von Gottes  
Thron. Gottes Barmherzigkeit sendet ihn. Dessen  
Herz froh. — Mit dem heutigen Sonntag beginnt  
der die Adventszeit. In dieser Zeit sollen wir denken,  
wie arm wir wären ohne den Heiligen Geist.  
den Ausgang aus der Höhe. Die Worte des Hohen  
Atheos verschlossen, der Zugang zum himmlischen  
Haus versperrt. Wir wären Knechte der Sünde  
des Todes und mühten mit den Knechten des  
Hohen. „Ach, daß du den Hohen  
und süßest herab!“ Aber der Himmel ist  
sein. Die Barmherzigkeit ist herabgekommen.

# Wiesbadener Tagblatt

Druck und Verlag:

2. Schellberg'sche Hofbuchdruckerei, „Tagblatt-Haus“.  
Fernsprecher-Sammel-Nr. 69631. Drahtanschrift: Tagblatt Wiesbaden.  
Postfachkonto: Frankfurt a. M. Nr. 7405.

Wöchentlich  
mit einer täglichen



6 Ausgaben  
Unterhaltungsbeilage.

Erscheinungszeit:

Wochentags nachmittags.

Geschäftszeit: 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, außer Sonn- u. Feiertags.  
Berliner Büro: Berlin-Wilmersdorf.

Bezugspreise: Für eine Bezugszeit von 2 Wochen 94 Rpf., für einen Monat RM. 2.—, einschließlich Traglohn. Durch die Post bezogen RM. 2.35, zuzüglich 36 Rpf. Bestellgeld, Einzelnummern 10 Rpf. — Bezugsbestellungen nehmen an: der Verlag, die Ausgabestellen, die Träger und alle Postanstalten. — Die Behinderung der Lieferung rechtfertigt keinen Anspruch auf Rückzahlung des Bezugspreises.

Anzeigenpreise: Ein Millimeter Höhe der 22 Millimeter breiten Spalte im Anzeigenteil Grundpreis 7 Rpf., der 85 Millimeter breiten Spalte im Textteil 60 Rpf., sonst laut Preisliste Nr. 5. Nachschärfen B. — Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen. — Schluß der Anzeigen-Aufnahme 9 1/2 Uhr vormittags. Größere Anzeigen müssen spätestens einen Tag vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Nr. 88.

Donnerstag, 14. April 1938.

86. Jahrgang.

Ein Ehrenmal für die ersten deutschen Siedler in Queensland. Am 23. April dieses Jahres wird in Mundah, einem Vorort von Brisbane in Queensland in Australien ein Ehrenmal für die Gossner'schen Missionare errichtet werden. Diese Missionare, die vor 100 Jahren in Queensland einwanderten, waren die ersten deutschsprachigen Einwanderer. Da sie ihre Missionspläne nicht ausführen konnten, gingen sie bald dazu über, die nachrückenden deutschen Siedler geistlich zu betreuen. Dabei bewährten sie sich selbst als tüchtige Siedler. Sie waren die ersten freien Siedler in Queensland. Die Staatsregierung hat eine erhebliche Summe gestiftet, um die Errichtung des Ehrenmals zu ermöglichen. Die Stadtverwaltung von Brisbane hat den Platz für die Errichtung zur Verfügung gestellt und zugleich andere wesentliche Beihilfe zugesichert. Zahlreiche deutsche und australische Organisationen schlossen sich zusammen, um für eine würdige Ausgestaltung der Jubiläumsfeierlichkeiten zu sorgen.

Ein Dreiecksmärlstein führt mit dem Ostwind...







791.

13. IV. 1938

L/K

Herrn  
Director Rev. F.O. Theile,

Dornoch Terrace  
Brisbane  
Queensland, Australia

Sehr verehrter Herr Direktor!

Bei der Einweihung des Ehrenmals der ersten Gossner-Missionare am 23. April möchte das Kuratorium der Gossnerschen Mission mit seinem Glück- und Segenswunsch nicht fehlen.

In der Anlage übersenden wir Ihnen ein Schreiben des Kuratoriums an den Gouverneur von Queensland. Wir bitten Sie, das Schreiben der rechten Stelle und in der rechten Weise zuzuleiten.

Unsere Mission geht wieder durch schwerste Krisis hindurch. Es bildet für uns die bevorstehende Ehrung unserer ersten Missionare in Australien geradezu eine tragische Situation, da es sehr wahrscheinlich ist, dass, während unsere ersten Missionare geehrt werden, unsere letzten Missionare infolge Mangels an Devisen aus der Welt zurückgerufen werden müssen.

Wir wünschten unsern ersten Sendboten statt eines steinernen Ehrenmals ein lebendiges: nämlich die Möglichkeit, unsere Arbeit in Indien fortzuführen. Im Januar ist Präses Lic. Stosch noch einmal zu den Kols hinausgezogen. Seine Reise und persönliche Arbeit wird finanziert vom Lutherischen Weltkonvent. Aber was nützt es, wenn er allein draussen bleibt und die andern Missionare infolge Mangels an ausländischen Zahlungsmitteln zurückgezogen werden müssen. Falls Sie an Bruder Stosch zu schreiben gedenken, so bitten wir, es unter folgender Anschrift zu tun: Ranchi, G.E.L.Compound, Behar, East India.

Wir denken hier im Hause noch gern an Ihren Besuch und danken Ihnen nochmals herzlichst für alle Beiträge, die Sie an Magister Joost übersandt haben. Dadurch dass Magister Joost aus der Mitarbeit mit uns ausgeschieden ist und an seiner Stelle Pfarrer Lic. Holsten die Arbeit weiterführt, dadurch dass wir in unserer Arbeit sehr bewegte Zeiten durchgemacht haben, sind Ihre Zusendungen nicht so erledigt worden, wie Sie es wünschten. Ich bitte Sie, noch ein wenig Geduld mit uns zu haben. Sobald diese entscheidungsreichen Wochen, von denen die weitere Existenz unseres Werkes abhängt, vorüber sind, will ich mich bei Joost, Holsten und in unserm Büro umtun, alles ordnen und Ihre noch unerfüllten Wünsche erfüllen.

Wir gedenken auch Ihrer und Ihrer Arbeit in brüderlicher Verbundenheit und grüssen Sie auf das herzlichste

Ihr sehr ergebener

1 Anlage.

13.7A, 13.28

U. I. A. B. A. S.

1941

[illegible]

1. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 2. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 3. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 4. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 5. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 6. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 7. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 8. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 9. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die  
 10. Einmalige Zahlung von 100.000 Mark an die

1. Der Herr ...  
 2. Der Herr ...  
 3. Der Herr ...  
 4. Der Herr ...  
 5. Der Herr ...  
 6. Der Herr ...  
 7. Der Herr ...  
 8. Der Herr ...  
 9. Der Herr ...  
 10. Der Herr ...

und können die auf das hergeleitete  
Licht einwirken.



790.

13. April 1938  
L/K

Seine Exzellenz

Gouverneur von Queensland,  
Herrn L.L. Wilson,

B r i s b a n e

Australien

Sehr verehrter Herr Gouverneur!

Wie wir erfahren, soll am 23. April d. J. ein Ehrenmal für Queensland's first free settlers, die ersten Gossnerschen Missionare, eingeweiht werden. Die Leitung der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Berlin nimmt an dieser Feier herzlichen Anteil.

Es war am 9. Juli 1837, als die Missionare Pastor Schmidt, Nioquet, Haussmann, Franz, Wagner, Döge, Olbrecht, Schneider, Rode, Hartenstein und Zillmann mit ihren Ehefrauen in der Bethlehem-Kirche zu Berlin durch den Gründer unserer Missionsgesellschaft, Pastor Johannes Evangelista Gossner, zu ihrer Ausreise nach Australien gesegnet und abgeordnet wurden. Die meisten von ihnen waren schlichte Handwerker, mit Ausnahme des Theologen Schmidt. Gleich am nächsten Tage zog die kleine Schaar - 18 Personen - unter Führung von Pastor Schmidt froh und glaubensmutig in ihr zukünftiges Arbeitsfeld. In Schottland schloss sich ihnen Missionar Eipper an. Am 12. September 1837 fuhr das Segelschiff "Minerva", das die Missionare nach Australien bringen sollte, vom schottischen Hafen Greenock ab. Schon die Ueberfahrt forderte das erste Todesopfer. Missionar Schneider erkrankte an Typhus und wurde, als man nach viermonatlicher Fahrt in Sydney landete, sterbend ans Land getragen: das erste Samenkorn der Gossnerschen Mission, gebettet in australischer Erde. In Sydney wurden die Gossner-Missionare durch Dr. Dunmore Lang und andere Missionsfreunde empfangen, die sehr bald die "New South Wales Gesellschaft für die Unterstützung der deutschen Missionare unter den Ureinwohnern" gründeten.

Johannes Gossner hatte mit voller Absicht Missionare ausgesandt, die aus Bauern und Handwerkern bestanden. Sie sollten sich ihren Lebensunterhalt nach der Art der ersten Apostel selbst erarbeiten. Darum hatte er ihnen auch die Abschiedspredigt gehalten über das Bibelwort, das sich in der Apostel-Geschichte, Kapitel 20, Vers 32-36 findet. Dort sagt der Apostel Paulus über sich selbst folgendes:

"Ich habe eu'r keines Silber, noch Gold, noch Kleid begehrt. Denn ihr wisset selber, dass mit diese Hände zu meiner Notdurft und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben. Ich habe es euch alles gezeigt, dass man also arbeiten muss und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, das er gesagt hat: 'Geben ist seliger denn nehmen'."

744

11. April 1938

Sehr geehrter Herr Herrmann:

Ich habe Ihre Briefe vom 10. April 1938 erhalten. Ich danke Sie sehr für die Mitteilung, dass Sie sich für die Arbeit der Gossner Mission interessieren. Ich bin sehr froh, dass Sie sich für die Arbeit der Gossner Mission interessieren. Ich bin sehr froh, dass Sie sich für die Arbeit der Gossner Mission interessieren.

Die Gossner Mission ist eine christliche Mission, die in der Schweiz und in anderen Ländern tätig ist. Wir betreiben eine evangelistische Arbeit, die darauf abzielt, Menschen zum Christentum zu führen. Wir betreiben eine evangelistische Arbeit, die darauf abzielt, Menschen zum Christentum zu führen.

Ich hoffe, dass Sie sich für die Arbeit der Gossner Mission interessieren. Ich hoffe, dass Sie sich für die Arbeit der Gossner Mission interessieren. Ich hoffe, dass Sie sich für die Arbeit der Gossner Mission interessieren.

Mit freundlichen Grüßen,  
Herrmann



Gemäss diesen Worten des Apostels Paulus haben die ersten Gossner-Missionare, Queensland's first free settlers, gehandelt. Als sie an ihrem Bestimmungsort angekommen waren: Brisbanetown in der Moreton-Bay, erwartete sie gleich schwere und mühevollle Arbeit. Sie mussten auf den ihnen von der britischen Regierung angewiesenen Plätzen "dicke Urwaldbäume ausrodern, Lehmgruben graben, Wasser tragen, Häuser bauen, Gärten anlegen, Felder bebauen." So heisst es in einem Brief jener Pionier-Missionare. Nach dem Zeugnis des Militär-Kommandeurs, Major Cotten, dem die Siedlung unterstellt war, "wurde alle dabei vorkommende Arbeit mit grossem Fleiss und Anstrengung lediglich durch die Missionare besorgt. Bald standen kleine schmucke Häuser da - eins für jede Missionarsfamilie - mit Garten und Mais- und Kartoffelfeldern. Die neu entstandene Missionsstation erhielt den Namen: Zions-Hill.

Die Gossner-Missionare waren nach Australien ausgesandt, um den Australnegern das Evangelium zu bringen. Sie haben länger als ein Menschenalter mit dieser Aufgabe, selbst unter Todesgefahr, gerungen - und doch ist niemals ein Australneger durch einen Gossnerschen Missionar getauft worden. Statt dessen wandten sich die Missionare zugleich auch der Aufgabe zu, den englischen und deutschen Auswanderern durch Gottesdienst und Unterricht zu dienen. Hier haben jene Missionare Bleibendes leisten dürfen.

Wir freuen uns, Ihnen und damit Queensland Grösse aus der deutschen Heimat jener ersten Gossnerschen Missionare senden zu dürfen. Wir wünschen Ihnen für diesen für die Kulturgeschichte Queensland's bedeutsamen Tag Freude und Gottes Segen. Wir glauben aber, das Andenken jener Queensland's first free settlers nicht besser in Ehren halten zu können, als wenn wir, die wir das Missionswerk jener Missionare weiter fortführen, ganz im Geiste unserer ersten Sendboten in die Welt, Ihnen zurufen:

"Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!"

Das Kuratorium  
der Gossnerschen Missionsgesellschaft  
im Auftrage